HEYNE BÜCHER

VOM AUTOR DER WELTERFOLGE »EXODUS« UND »TOPAS«

DIE BERGE STANDEN AUF

LEON URIS

Von Leon Uris erschienen
in den Heyne-Büchern folgende Romane:

Exodus · Band 566 ::
Schlachtruf »Urlaub bis zum Wecken« · Band 597 ..
Mila 18 · Band 822 ::.
Topas · Band 902 ::

LEON URIS

DIE BERGE STANDEN AUF

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE-BUCH NR. 919
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
THE ANGRY HILLS
Deutsche Übersetzung von Hanni Bochow-Blüthgen

Genehmigte, ungekürzte Taschenbuchausgabe
Copyright © by Leon Uris
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe
© by Kindler Verlag, München
Printed in Germany 1972
Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs, München
Gesamtherstellung: Ebner, Ulm

ERSTER TEIL

1

Vor fünf Tagen noch hatte das »Hotel Kiphissia« in Athen nahezu leer gestanden. Jetzt glich es einem Bienenstock. Soldaten des britischen Empire kamen und gingen, und Stimmengewirr erfüllte die Halle. Zwar trugen alle das gleiche Khaki, doch die Abzeichen auf den Ärmeln verrieten, daß sie international zusammengewürfelt waren: Australier, Engländer, Neuseeländer, Araber, Zyprioten und sogar Männer aus Palästina. Von der Bar rechts in der Halle hörte man pausenloses Gläserklirren, das vom Klingeln und rasselnden Auf- und Zuschnappen der Registrierkasse rhythmisch untermalt wurde.

Tiefversunken in einen mächtigen Polstersessel saß in der Ecke nahe am Fenster ein einsamer Zivilist, den das ganze Hin und Her ringsum ungerührt ließ. Die Füße hatte er gegen das Fensterbrett gestemmt, den Hut weit über die Augen gezogen, und zwischen den Zähnen hing ihm verkehrt herum eine kalte Pfeife. Sein Anzug, offensichtlich von einem teuren Schneider, war ungebügelt, was in dieser Umgebung aber keineswegs störend wirkte, und den Wollschlips hatte er lässig gelockert. Er schien weder wach zu sein, noch zu schlafen; er döste einfach vor sich hin — die verkörperte Langeweile.

Jemand aus dem Literaturbetrieb oder auch nur ein eifriger Leser von Unterhaltungsromanen hätte ihn vielleicht auf Anhieb erkannt. Michael Morrison, amerikanischer Staatsbürger, gehörte zu jenen »fürs liebe Brot« schreibenden Autoren, wie sie jeder Verlag im Katalog hat. Ein Schriftsteller mit einer kleinen, aber treuen Lesergemeinde, die mit jedem neuen Werk ein bißchen größer wurde. Die Tantiemen seiner vier bisher veröffentlichten Bücher sowie regelmäßige Beiträge in verschiedenen Zeitschriften garantierten ihm jedenfalls ein Einkommen von rund fünfzehntausend Dollar jährlich. Natürlich war das nicht immer so gewesen. Nur hatte er die Jahre des Ringens um Anerkennung, die bitteren Enttäuschungen und tausend Kümmernisse, die gerade für diesen angeblich so reizvollen Beruf typisch sind, inzwischen hinter sich gebracht.

Lärmender Gesang von der Bar her riß Mike Morrison aus seiner Versunkenheit. Er gähnte, schob den Hut aus der Stirn und schaute auf seine Uhr. Es war noch Zeit bis zu seiner Verabredung. Er nahm die Füße vom Fensterbrett, stand auf, streckte sich und zündete in Ruhe die Pfeife an. Trotz seiner fünfunddreißig Jahre sah man ihm noch den früheren Sportsmann an, denn seine Größe von gut einem Meter achtzig wurde offensichtlich mühelos mit seinen neunzig Kilo Gewicht fertig. Irgendwie hatte er noch immer ein ewiges Jungengesicht, in dem sich aber auch ein unverkennbarer Zug von Strenge und Zynismus zeigte. Alles in allem entsprach Mike Morrison durchaus der landläufigen Vorstellung von einem Schriftsteller.

Er schob sich durch das Gedränge auf die Straße hinaus und blieb, nach einem Taxi Ausschau haltend, eine Weile am Bordstein stehen. Dann entschloß er sich, ein paar Häuserblocks weiterzugehen; vielleicht hatte er dort mehr Glück. Daß er nun in einem Außenbezirk wohnen mußte und nicht, wie vorgesehen, im Zentrum, war ihm doch recht unangenehm. Aber die Hotels in der Innenstadt hatten die hereinströmenden Engländer alle mit Beschlag belegt.

Während er so dahinging, wurde sein Blick traurig. Die Reise nach Griechenland — immer wieder ließ sie in seinem Herzen schmerzvolle Erinnerungen aufflammen. Wie oft hatte er mit seiner Frau diese Fahrt geplant, wie hatten sie sich jahrelang alles bis ins kleinste ausgemalt! Es sollte ihre nachträgliche Hochzeitsreise werden. Ellies Onkel, ein griechischer Importkaufmann, hatte ihr fast neuntausend Dollar hinterlassen. Doch es war dann jedes Jahr etwas anderes dazwischengekommen, das ihnen die Reise unmöglich machte. Und die ganze Zeit über hatten sie Angst gehabt, daß sie das Geld vielleicht doch für den Lebensunterhalt ausgeben müßten, statt endlich ihren Traum verwirklichen zu können.

Als Mike Morrison es schließlich mit seiner Schreiberei zu einem Bankkonto gebracht hatte, nahmen die Reisepläne doch noch realere Formen an — bis ein Autounfall bei Nebel auf der Golden Gate Bridge ihnen ein jähes Ende setzte. Ellie war sofort tot.

Morrison brauchte über ein Jahr, um wieder ins Leben zurückzufinden. Da waren zuerst die Monate des Schuldgefühls, der grenzenlosen Verzweiflung, der Einsamkeit und der Angst vor dem Schlaf voller Alpträume. Dann kam die Zeit der Selbstbemitleidung und des Trinkens. Ganz allmählich erst fand er wieder

Boden unter den Füßen mit Hilfe seiner Eltern und vieler guter Freunde, vor allem jedoch dank der zärtlichen Liebe, die er für seinen kleinen Sohn und sein Töchterchen empfand.

Seinetwegen hätte das Geld noch jahrelang in Griechenland liegen können. Der Gedanke, ohne Ellie zu reisen, war ihm zuwider. Doch man schrieb jetzt April 1941, und die Dämme waren gebrochen. Im Norden Griechenlands hatte die Invasion bereits begonnen. Seine Bank und sein Anwalt hatten ihm dringend geraten, die Erbschaft so schnell wie möglich einzuholen, da die Lage in Europa zusehends brenzliger werde. Daher dann auch die überstürzte Fahrt nach Athen. Morrison wollte auf dem raschesten Weg wieder heim nach San Francisco. Das war alles andere als eine Hochzeitsreise — ohne Frau.

»Petrakistraße 17«, rief er dem Taxifahrer zu, und sie sausten in die City hinein. Nun hatte so ziemlich jedermann in Athen irgendeinen Verwandten in Amerika; auch der Chauffeur bildete keine Ausnahme. In seinem Fall handelte es sich um einen Bruder in Cleveland. Nachdem Morrison dem Mann versichert hatte, daß er zwar noch nie in Cleveland gewesen sei, diesen Bruder aber ganz bestimmt aufsuchen werde, falls er dort einmal hinkomme, wandte sich die Unterhaltung akuteren und wichtigeren Dingen zu. In diesen Tagen hing alles von der Schlagkraft des gerade erst eingesetzten Britischen Expeditionskorps ab, das den Vormarsch der Deutschen in den Nordprovinzen zum Stehen bringen sollte. Die kleine griechische Armee hatte erst im vergangenen Winter die Italiener aus dem Land getrieben, und der Chauffeur meinte, wenn schon die Griechen mit den Italienern fertig geworden seien, müßten die Engländer doch ohne weiteres die Deutschen aufhalten können. Überdies, so behauptete er kühn, würde ja Amerika bald mit im Krieg sein.

Morrison war nicht ganz so überzeugt davon. Erstens lag ein großes Wasser dazwischen, und zweitens fanden im Frühjahr 1941 die meisten Amerikaner, daß man keinen Grund hätte, sich einzumischen. Selbstverständlich hegte Mike Morrison keinerlei Sympathien für Hitler. Aber war diese ganze Geschichte nicht wieder einmal das, was man von den Europäern seit Jahrhunderten gewöhnt war? Amerika ging das wirklich nichts an. Ob es den Engländern gelingen würde, den deutschen Vormarsch zu stoppen, wußte er nicht recht. Mit ihrer Blitzkriegtaktik hatten die Deutschen bisher jeglichen Widerstand einfach überrannt. Und außerdem war ihm hier in den Gesprächen überall ein Unterton ver-

krampften Gelächters aufgefallen, der anzudeuten schien, daß die Engländer ordentlich etwas abkriegen dürften.

Der Chauffeur ließ jetzt Krieg und Politik sein und konzentrierte sich darauf, seinen Wagen durch die verstopfte Kiphissiastraße und den Alexandraboulevard zu manövrieren. Der dichte Verkehr regte ihn sogar noch mehr auf als der Gedanke daran, daß irgendwo im Norden schon die Deutschen standen. Die Läden waren voll, und die Menschen schwärmten mit jener geschäftigen Eile durcheinander, wie sie die Bürger jeder Weltstadt kennzeichnet. Hinter diesem äußerlich normalen Bild waren jedoch die allgemeine Spannung, die Furcht und Unsicherheit zu spüren. Überall sah man britische Uniformen. Junge Griechen gab es nirgends mehr. Sie waren alle oben im Norden oder an der albanischen Front. Dafür schienen die bezaubernden Griechinnen offensichtlich sehr bemüht, ihren britischen »Rettern« ein Willkommen nach guter alter Tradition zu bereiten.

Während das Taxi weiter in Richtung Süden fuhr, ertönte fernes Sirenengeheul. Sicher waren Stukas im Anflug, um sich auf die Hafenanlagen am Piräus zu stürzen, wo die Engländer ihre Transporter ausluden. Die Truppenlager am Rand der Stadt würden wohl auch wieder schwer bombardiert werden. Morrison vermutete, daß die Deutschen in Athen ihre Leute sitzen hatten, die sie gut informierten. Wenn die Engländer hier überhaupt noch eine aktive Rolle spielen wollten, wurde es höchste Zeit, daß sie selber einmal ein paar Flugzeuge hochschickten.

Der Wagen hielt vor der angegebenen Adresse, einem unförmigen Haus aus gelbem Sandstein. Morrison zahlte, dankte dem Fahrer für die interessante Unterhaltung und überquerte die Straße.

Der Messingtürklopfer schickte ein dröhnendes Donnern durch das altertümliche Haus des Anwalts Fotis Stergiou. Sogleich erschien Tassos, der kaum minder altertümliche Diener, und bat Morrison herein. Er geleitete ihn zur Praxis, wo er nach leisem Anklopfen die Tür öffnete und ihm dann den Vortritt ließ.

Der Anwalt blickte von seinem das ganze Zimmer beherrschenden Schreibtisch auf und lächelte, als er seinen Besucher erkannte; sein Gesicht legte sich in tausend Fältchen. Stergiou war ein richtiger alter Kauz. Seinen Kopf krönte ein Schopf grauer Igelborsten, um die Schultern hing ihm ein breiter Schal, und auf seiner Nasenspitze balancierte ein Kneifer mit viereckigen Gläsern.

»Ah, mein amerikanischer Freund, der Schriftsteller! Pünktlich wie immer«, begrüßte er Morrison und wies einladend auf einen Stuhl. »Kaffee bitte, Tassos«, befahl er mit hoher Greisenstimme. Er wühlte in dem Berg von Papieren auf seinem Schreibtisch, bis er die Akte fand. Während Stergiou den Ordner aufschlug und darin blätterte, ertappte sich Morrison wieder einmal dabei, wie er fasziniert auf den Ring mit der großen schwarzen Perle blickte, der dem Anwalt am runzligen kleinen Finger saß.

»Nun«, hörte er Stergiou schließlich sagen, »es scheint ja alles in bester Ordnung.«

»Wie lange wird es also noch dauern?« fragte Morrison.

»Immer in Eile, ihr Amerikaner. Als ob es euch bei uns überhaupt nicht gefiele.«

»Es ist wohl kaum die richtige Zeit für eine Vergnügungsreise, und außerdem habe ich ab ersten Mai einen Vertrag.«

»Ach richtig, Sie gehen ja nach Hollywood, um ein Drehbuch zu schreiben. Führt Sie etwas Wichtiges her?«

»Nichts weiter als das Geld.«

»Das Geld — leider haben es gegenwärtig alle Leute verdammt eilig, ihr Geld aus dem Land zu holen. Man kann's ihnen nicht einmal übelnehmen ... Die Bank hat zugesagt, mir die letzten Freigabepapiere in Kürze zur Unterschrift herüberzuschicken. Wann wollen Sie denn weg?«

»Ich habe für morgen früh eine Flugkarte nach London.«

Tassos kam geräuschlos herein.

»Ah, der Kaffee — sehr schön. Drüben in der Loggia bitte, Tassos.«

Beide tranken nun ihren Kaffee und boten sich gegenseitig von ihrem Tabak an. Morrison war recht stolz auf seine Mischung, die er immer im ersten Spezialgeschäft von San Francisco kaufte. Dem alten Herrn war sie jedoch zu schwach. Morrison aber mußte nach einer halben Pfeife Stergiou-Mischung dankend aufgeben.

Um die Zeit auszufüllen, hielt Stergiou seinem Gast einen kleinen Vortrag über die byzantinischen Kunstwerke, die sein Heim zierten. Der schwarze Perlring war übrigens, wie Morrison vermutet hatte, ein Familienerbstück, das der Anwalt seit über vierzig Jahren noch kein einziges Mal vom Finger genommen hatte.

»Der Tod Ihrer Frau muß ein schwerer Schlag für Sie gewesen sein. Ihr Onkel hatte sie sehr ins Herz geschlossen. Er hat mir viel von seinem Besuch in Amerika erzählt.«

»Ja, es war sehr schwer.«

»Das glaube ich. Und die Kinder — wie alt sind sie denn jetzt?«

Ein schwaches Lächeln kräuselte den Mund des stolzen Vaters. Im Nu hatte er die Brieftasche heraus und zeigte dem alten Herrn ein paar Fotos.

Stergiou rückte seinen Kneifer zurecht und nickte.

»Reizende Kinder! Ich kann Ihre Ungeduld begreifen, nach San Francisco heimzukommen. Sicher haben Sie sie in guter Obhut?«

»Ja, bei meinen Eltern. Wir wohnen zusammen — in Larkspur, etwas oberhalb der Golden Gate Bridge. Sie sind damals nach Ellies Tod zu uns gezogen.«

Der Alte klopfte seine Pfeife im Aschbecher aus, blickte ein Weilchen nachdenklich vor sich hin und sagte schließlich: »Mr. Morrison, ob ich Sie wohl um einen persönlichen Gefallen bitten darf?«

»Wenn es mir möglich ist . . .«

»Ich habe da ein Dokument, das von allergrößter Wichtigkeit für einen meiner Klienten ist. Bei den heutigen unsicheren Zeiten habe ich Bedenken, es der Post anzuvertrauen. Würde es Ihnen etwas ausmachen, es für mich in London persönlich abzuliefern?«

»Aber im Gegenteil. Mit dem größten Vergnügen.«

Der Anwalt griff in die Innentasche seiner Hausjacke und zog einen kleinen weißen Umschlag hervor. Kein sehr beeindruckendes Dokument, dachte Morrison. Stergiou behielt es noch einige Augenblicke in der Hand und übergab es dann Mike. Auf dem Kuvert stand die Adresse eines gewissen Sir Thomas Whitley in London.

»Normalerweise würde ich nicht um so etwas bitten«, entschuldigte sich der alte Herr, »aber für meinen Klienten hängt wirklich sehr viel davon ab, und bei dem allgemeinen Chaos jetzt . . .«

Morrison grinste. »Doch nicht etwa eine dunkle Geschichte?«

»Ach, was habt ihr Schriftsteller gleich für eine blühende Phantasie! Nein, nein, nichts dergleichen, aber immerhin etwas, das nicht unbedingt den offiziellen Weg gehen muß — Sie verstehen, ja? Sie würden mir einen außerordentlichen Gefallen tun, wenn Sie besondere Vorsicht walten ließen. Das Dokument hat wirklich großen Wert.«

Morrison war nahe daran, noch ein paar Fragen zu stellen, unterließ es jedoch. Er steckte den Umschlag in seine Brusttasche. »Ich werde es mit meinem Leben verteidigen.«

»Ich bitte förmlich darum«, sagte Stergiou, und beide lachten.

Tassos kam auf leisen Sohlen in die Loggia und stöpselte das

Telefon neben seinem Herrn ein. Stergiou führte ein kurzes Gespräch und legte dann mit einem Seufzer den Hörer auf. »Es tut mir schrecklich leid, Mr. Morrison. In der Bank ertrinken sie förmlich in Arbeit. Es wird leider noch ein paar Stunden dauern, bis sie mir die Freigabepapiere herüberschicken können.«

»Hoffentlich geht nicht noch etwas schief. Ich muß morgen früh weg.«

»Ich versichere Ihnen, daß alles klappen wird. Die Bank arbeitet ja schon Tag und Nacht. Augenblicklich versucht eben jeder, sein Geld noch aus Griechenland herauszuholen. Könnten Sie um, sagen wir, acht Uhr noch einmal wiederkommen? Bis dahin ist bestimmt alles fertig.«

»Aber gewiß.«

»Ich muß mich wegen dieser Schwierigkeiten entschuldigen.«

Stergiou begleitete Morrison noch durch den langen statuengeschmückten Flur, und dann verabschiedeten sich beide voneinander. Kaum war die Haustür hinter seinem Besucher zugefallen, watschelte der Anwalt so schnell es ging zurück in sein Büro. Dort saß jetzt ein untersetzter Mann in typisch englischem Regenmantel und mit mächtigem Schnauzbart hinter dem Schreibtisch. Stergiou nickte ihm kurz zu und stopfte sich eine frische Pfeife aus seiner Tabaksdose.

»Haben Sie es ihm gegeben?« fragte der Mann.

Stergiou lief nervös vor dem Schreibtisch hin und her. »Ja, ja, ich habe es ihm gegeben, Major Howe-Wilken.«

»Gut.«

»Mir gefällt die Geschichte gar nicht«, erklärte der Anwalt.

Major Howe-Wilken vom Intelligence Service stand auf und ging zum Fenster; die Hände hatte er auf dem Rücken verschränkt. »Soutar und ich werden seit dem Augenblick, da wir griechischen Boden betraten, beschattet. Darauf wette ich meinen letzten Penny. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn sich Konrad Heilser nicht schon irgendwo in Athen verborgen hält und alle Fäden zieht. Und dann ist unser Leben keinen Pfifferling mehr wert, Mr. Stergiou.«

»Warum haben Sie dann nicht die Liste Ihren Militärbehörden zur Weiterbeförderung übergeben?«

»Leider muß ich Ihnen gestehen, daß im Hauptquartier alles drüber und drunter geht. Im Moment schaffen die es bestimmt nicht einmal, Ihren König außer Landes zu bringen.«

»Mit anderen Worten, wir schmoren im eigenen Saft.«

»Genau. Die Deutschen verstehen es verteufelt gut, sich schon immer vor Einzug ihrer Truppen Freunde zu sichern!«

Stergiou brummte ärgerlich und schlug mit der Faust leicht auf den Schreibtisch. Howe-Wilken ging zu ihm herum.

»Nur keine Unruhe«, erklärte er besänftigend. »Das mit unserer Beschattung ist ja noch keineswegs sicher. Man sollte allerdings eher übervorsichtig sein. Soutar ist eben dabei, alles zu arrangieren, daß wir noch heute abend ausgeflogen werden. Wenn alles gut geht, sind wir also morgen bereits in London.«

»Und wenn es nicht gut geht?«

»Dann wird unser amerikanischer Freund die Liste abgeben. Es handelt sich doch nur um eine Vorsichtsmaßnahme. Zum Glück ist Mr. Morrison über jeden Verdacht erhaben.«

»Mir gefällt das Risiko nicht, dem diese Liste ausgesetzt ist, Major. Wenn die Deutschen nur den leisesten Verdacht schöpfen, hat Morrison keine Chance — und Sie wissen ja, was es bedeutet, wenn denen die Namen in die Hände fallen.«

»Tja, mein lieber Stergiou«, seufzte der Major, »Risiko ist nun mal etwas, das bei meinem Beruf dazugehört.«

2

Zwei alte Rechnungen waren noch zu begleichen, zwei schmerzende Wunden zu heilen. Konrad Heilser lehnte sich in den wackligen alten Sessel zurück, schloß die Augen und summte die Bachfuge mit, die aus dem schnarrenden Grammophon ertönte. Mit gewohnheitsmäßiger Geste strich er sich dabei über sein wie mit einem Bleistift gezogenes Bärtchen.

Howe-Wilken und sein schottischer Kollege Soutar hatten ihm schon zweimal eine Nase gedreht. Das erstemal vor acht Monaten in Norwegen. Nach der »Befreiung« des Landes durch die Deutschen hatten sich die beiden englischen Agenten dort per U-Boot einschleusen und — nachdem das Netz der Untergrundbewegung dicht genug geknüpft war — auch wieder herausholen lassen. Wie oft hatte er sie damals schon fast in der Hand gehabt, aber immer wieder waren sie ihm entkommen. Auch in der allerletzten Minute war es nur ein ganz verdammter Streich des Schicksals gewesen, der Konrad Heilser um den Triumph brachte, ihnen die Abreise aus Norwegen zu versalzen.

Das zweitemal war er im vergangenen Sommer in Paris auf sie

gestoßen — und wieder hatte ihn das Duo Howe-Wilken und Soutar in eine Sackgasse gelockt und sich aus dem Staub gemacht.

Heilser fluchte leise vor sich hin bei dem Gedanken, daß man ihn von Paris weg in dieses Drecknest hier versetzt hatte. Diesmal aber würde es anders ausgehen. Diesmal entwischten sie ihm nicht! Wirklich ein Glück, daß der Regierungsangestellte Zervos von Stergious Plänen Wind bekommen und sich mit den Deutschen in Verbindung gesetzt hatte.

Heilser hatte sich schon vor der deutschen Invasion nach Griechenland hineingeschmuggelt und organisierte nun mit Zervos' Hilfe das Rattenpack: die Verräter, die Opportunisten und die Feiglinge. Alle waren sie bestrebt, nur ja noch beizeiten mit den Deutschen zusammenzuarbeiten. Heilser und seine griechischen Freunde machten ihre Sache gut. Die Engländer wurden bereits unsicher; sie wußten nicht mehr, wem sie trauen sollten und wem nicht. Heilser und seine Kollaborateure taten alles, um diese Verwirrung zu erhöhen — die Verwirrung vor der Niederlage. Bald würde sie sich zu einer alles mitreißenden Panik ausweiten.

Als die Platte abgelaufen war, stand Konrad Heilser auf, stellte den Apparat ab und zündete sich eine Zigarette an, die letzte aus seinem Päckchen. Er schlenderte zu dem über der Kommode hängenden Spiegel und versank in bewundernde Betrachtung seiner selbst. Dann strich er sich mit der Bürste über sein ohnehin schon angeklatschtes dichtes schwarzes Haar.

Er konnte wirklich mit sich zufrieden sein. Keinen Stein hatte er auf dem anderen gelassen. Mit einer Genauigkeit sondergleichen war er über jeden Plan und jeden Schritt der Engländer unterrichtet. Von seinem Mansardenversteck aus hatte er ein richtiges Spinnennetz um sie gewoben. Wie günstig, daß wegen der Stergiou-Liste ausgerechnet seine alten Freunde Howe-Wilken und Soutar aufgekreuzt waren. Das vereinfachte die Geschichte. Ein unerwartetes Vergnügen.

Heilser legte die Rückseite der Platte auf. Er blickte auf die Uhr, ging zum Dachfenster und schob die zerschlissene Gardine beiseite. Da unten lag die schmutzige Gasse mit dem Kopfsteinpflaster. Dieses Griechenland lohnte kaum die Eroberung. Ein schmutziges, entartetes Volk, das bloß noch vom Ruhm einer schon zweitausend Jahre zurückliegenden Zeit zehrte. Wieder wurde er wütend bei dem Gedanken, daß er Paris hatte verlassen müssen. Wenn sich diese italienischen Spaghettifresser nicht aus Griechenland

hätten rausschmeißen lassen und dann durch halb Albanien davongelaufen wären, säße er noch heute in Frankreich.

Immerhin, auch in Griechenland würde einiges für ihn herausspringen. Sobald die deutschen Truppen Athen befreiten, stand für ihn eine Zimmerflucht im »Grande Bretagne« bereit. Canaris, ja sogar Ribbentrop würde erfahren, wie großartig Heilser gearbeitet hatte. Und mit der Ablieferung der Stergiou-Liste winkte eine Beförderung. Möglicherweise belohnte man ihn mit dem Oberbefehl über die gesamte Gestapo in Griechenland. Und dann gab es noch die griechischen Frauen — diese Vorstellung versetzte ihn in prickelnde Ungeduld und Erregung.

Unten auf der Gasse erspähte Heilser jetzt den dicken Zervos, der seine Schritte über das dreckige Pflaster lenkte, vorbei an ein paar zerlumpten Straßenjungen, und nun im Haus verschwand.

Heilser hörte die Tritte immer langsamer heraufkommen. Die fünf Stockwerke machten dem fetten griechischen Schwein offensichtlich Mühe. Durch die dünne Tür konnte man sein ächzendes Atmen hören. Dann klopfte es.

Keuchend ließ sich Zervos in den Sessel plumpsen und wischte sich die feuchte Stirn. Heilser blickte auf ihn hinunter.

»Also?« fragte er kurz.

»Alle drei werden beschattet. Howe-Wilken ist mit einem Wagen zu Stergiou gefahren.«

»Und der Schotte, dieser Soutar?«

»Organisiert eine Maschine, mit der sie um Mitternacht von Tatoi starten wollen.«

Heilser schloß die Augen und legte den Finger an die Stirn. Er durfte sich vor diesem Griechenschwein nicht anmerken lassen, daß ihn plötzlich wieder Unruhe befiel. Untergebenen zeigt man so etwas nicht.

»Und die Namen?«

»Ganz sicher holt sich Howe-Wilken jetzt die Liste. Stergiou hat sich mit niemandem weiter in Verbindung gesetzt, wie uns Tassos hoch und heilig versichert.«

»Sehr gut.« Jetzt war es gleich soweit; er konnte die Falle zuschnappen lassen . . . »Und die militärische Lage?«

»Die jüngsten Nachrichten lassen darauf schließen, daß die Engländer vor Athen keinen Widerstand leisten werden.«

»Dann schlagen wir zu!« Aufgeregt lief er in dem kleinen Zimmer auf und ab. »Wilken und Soutar werden liquidiert. Stergiou aber will ich lebendig haben.« Er blieb vor Zervos stehen.

»Auf diesen Augenblick habe ich seit acht Monaten gewartet ... Lassen Sie die beiden nicht aus den Augen, sie sind aalglatt. Ein einziger Fehler, und ich sorge dafür, daß Sie die längste Zeit gelebt haben.«

Der dicke Zervos wußte, das war kein leeres Gerede; sich noch immer den Schweiß von der Stirn wischend, nickte er nur und erhob sich mühsam aus dem Sessel. »Da ist noch eine Sache, die mir nicht ganz gefällt: In der letzten Woche ist dreimal ein Amerikaner bei Stergiou gewesen.«

Heilser stieg die Röte ins Gesicht. Er runzelte die Stirn, wodurch die Krähenfüße in seinen Augenwinkeln tiefer wurden. »Ein Amerikaner — was für ein Amerikaner?«

»Wir haben die üblichen Recherchen angestellt«, versicherte Zervos. »Es handelt sich um einen — übrigens recht unbekannten — Schriftsteller namens Michael Morrison. Sein Visum ist in Ordnung. Er hält sich hier in einer Vermögensangelegenheit auf. Die Bank bestätigt es. Er hat dort rund neuntausend Dollar auf dem Konto. Anscheinend erledigt Stergiou für ihn den Formalitätenkram zur Transferierung des Geldes.«

Heilsers Herz klopfte wieder ruhiger. »Wohl ein bißchen nervös, Zervos, was?«

»Vielleicht — vielleicht auch nicht. Wir haben jedenfalls keinen Grund, den Mann zu verdächtigen.«

Heilser trat ans Fenster und blickte auf die Gasse hinunter. Ein leichter Nebel kam auf. »Weiter.«

»Weiter gibt es nichts. Er hat für morgen früh einen Flug nach London gebucht. Zur Zeit wohnt er in einem Hotel in Kiphissia.«

»So, so ...« murmelte Heilser mehr zu sich selber. »Das sähe Wilken und Soutar schon ähnlich, die Liste weiterzugeben. An einen Außenstehenden, der unverdächtig ist ... Das Mitternachtsflugzeug in Tatoi nur zur Tarnung ...«

Die Platte war abgelaufen.

Heilser nahm sie ab und drehte sie geistesabwesend in der Hand. Dann legte er sie auf die Kommode und blieb unbeweglich stehen. Die Zigarette in seiner Hand brannte herunter, bis er die Hitze an den Fingern spürte. Er ließ den glühenden Stummel zu Boden fallen und trat ihn mit einer heftigen Bewegung aus.

3

Mike Morrison bemerkte nicht im mindesten den langen dünnen blonden Mann in neuseeländischer Uniform, der sich ihm an die Fersen heftete, als er Stergiou verließ. Ebensowenig ahnte er etwas von dem halben Dutzend Augenpaare, die aus guten Beobachtungspunkten auf das Haus des Anwalts gerichtet waren. Den Mantelkragen wegen der feuchten Nebelluft hochgeschlagen, spazierte er durch die vornehme Plüschgegend von Kolonaki in Richtung Innenstadt.

Das Gedränge auf dem Omoniaplatz war wie immer am Spätnachmittag. Man hastete zur U-Bahn oder ging in eines der vielen Kaffeehäuser, um über die Ereignisse des Tages zu diskutieren. Die Blumenstände waren ein einziger Farbenrausch, der einen das diesige Wetter fast vergessen ließ.

Morrison blieb stehen, um sich zu orientieren, und wurde prompt die Beute eines der Schuhputzer an Straßenrand, die jeden Amerikaner schon aus meilenweiter Entfernung herauszufinden verstehen. Der lange Blonde bezog inzwischen am Tisch eines Straßencafés Posten.

Man merkt immer mehr, wie angespannt die allgemeine Stimmung ist, dachte Morrison. Obgleich er das fremde Geschnatter ringsum kaum verstand, konnte er sich dennoch aus ein paar aufgeschnappten Gesprächsfetzen zusammenreimen, daß sich die Engländer aus Athen zurückziehen wollten. Die Menschen gingen wie betäubt dahin, und ihre Mienen verrieten Furcht und Verwirrung oder aber Zweifel.

Morrison überkam ein Gefühl des Unbehagens. Er zählte die Stunden bis zum Morgen. Wenn er doch schon endlich im Flugzeug säße! Der kleine Schuhputzer gab mit einem Paar Riesenbürsten den letzten Glanz und trat dann zurück, um sein Werk zu bewundern. Amerikanische Schuhe ließen sich immer besonders strahlend herrichten. Und es gab dann auch ein anständiges Trinkgeld. Mike blieb noch stehen und sah sich um. Womit sollte er am besten die Zeit totschlagen? Das Nationalmuseum hatte geschlossen; seine Schätze waren evakuiert. Am Ende der Athenastraße zeichnete sich der Hügel mit der Akropolis ab. Nein, dort wollte er nicht noch einmal hin. Eigentlich dumm von ihm, daß er sich vor Sehenswürdigkeiten hier so sträubte, aber die paar unternommenen Versuche hatten in ihm nur tiefe Niedergeschlagenheit hinterlassen, weil Ellie nicht dabei sein und dies alles nun

nie mehr sehen konnte. Einen Augenblick dachte er an die American Bar, fürchtete jedoch zu dieser Tageszeit eine langweilige Unterhaltung mit irgendeinem hereinschneienden Schiffsheizer. Er hatte auch Hunger, scheute sich aber, noch einmal ein fremdes Restaurant auszuprobieren. Erst gestern war er draußen in Kavouri, dreißig Kilometer vor Athen und hoch über der malerischen Bucht, in einem Gasthof gewesen. Den Geschmack des Olivenöls wurde er einfach nicht mehr los.

Die Hände in den Taschen, schlenderte er die Äolosstraße hinunter. Hier konnte einem von den diversen Gerüchen der Lebensmittelstände fast schlecht werden. Das übliche Feilschen zwischen Käufern und Verkäufern wurde heute nur mit halbem Herzen betrieben. Jeder dachte an das, was morgen kommen würde. Morrison guckte sich die Schaufenster an, und das erinnerte ihn an die Zeit, da dies für Ellie und ihn das einzige Vergnügen gewesen war, das sie sich leisten konnten. Dann kaufte er für Jay und Lynn zwei Paar Bauernsandalen mit grellroten Pompons an den Spitzen.

An der nächsten Kreuzung begegnete er einem großen Schwarm Tommys vom Lager in Kokkinia, und im selben Moment erspähte er ein Schild, das in jeder Sprache verständlich war.

Die Bar war halb leer, und auch ihr Vorrat hatte offensichtlich dringend eine Auffüllung nötig. Es gab nur noch zwei Sorten Krasi zur Auswahl. So stand Morrison dann am Ende der Theke und dankte seinem Schöpfer beim ersten Schluck, daß ihm seine Jahre als ungedruckter Autor keine Gelegenheit gegeben hatten, sich an erlesene Weine zu gewöhnen. Der lange Blonde in der neuseeländischen Uniform kam herein und setzte sich in die Nähe der Tür.

Nach der ersten halben Flasche löste sich Morrisons innere Spannung allmählich. Immer mehr Soldaten kamen an die Theke. Da trat er mit seiner Flasche einen ehrenvollen Rückzug zu einem der Tische an. Er beobachtete seine Umgebung und trank.

Die Truppenmoral des Britischen Expeditionskorps war nahe am Zusammenbrechen. Morrison hörte bittere Klagen über das Bombardement der Lager und das Fehlen von Kampfeinheiten. Und die »Kolonialen«, wie sie beim Militär genannt wurden, ließen sehr unfeine Bemerkungen über ihre Betreuung fallen.

Nachdem seine Flasche Krasi dreiviertel leer war, schien der Lärm rings um ihn abzunehmen. Er schob die Gedanken an seine Kinder, nach denen er sich grenzenlos sehnte, mit aller Gewalt beiseite und begann herumzuraten, was der Briefumschlag wohl

enthalten und in was für undurchsichtige Geschäfte der alte Stergiou verstrickt sein mochte. Ob er das Kuvert öffnete und rasch einmal nachsah? Er widerstand dieser Versuchung und dachte sich ein halbes Dutzend wilder Stories über das Dokument aus. Doch er gab es bald auf, und damit endete sein erster und einziger Versuch zum Kriminalroman.

»Hätten Sie was dagegen, wenn ich mich zu Ihnen setzte?«

Morrison blickte in das Gesicht des langen blonden Neuseeländers. An der Theke stand man jetzt in Dreierreihe, also nickte er zustimmend.

»Bißchen reichlich voll da drüben ... Mosley ist mein Name, Gefreiter Jack Mosley — Erstes Neuseeländisches Schützenbataillon.« Mosley schickte sich an, seine Flasche zu entkorken.

»Wir können ja erst mal meine austrinken«, erklärte Morrison und schenkte ein.

Mosley holte eine Pfeife hervor. Pfeifenraucher sind eine besondere Gemeinde. »Da, probieren Sie mal was Gutes«, sagte Morrison und schob seinen Tabaksbeutel über den Tisch. Mosley stopfte, zündete an, zog und nickte beifällig.

»Sie sind Amerikaner, was?«

Morrison gab es einen Ruck. Die Antwort führte meist zu Diskussionen. »Ja, das bin ich«, erwiderte er kurz.

»Nichts für ungut, ich kann Amerikaner fein leiden. Aber was, zum Teufel, machen Sie denn ausgerechnet jetzt hier in Griechenland?«

Als sie nun Mosleys Flasche in Angriff nahmen, löste sich Mikes Zunge. Bei der dritten Flasche dann erzählte er bereits seine ganze Geschichte und zeigte Fotos von Jay und Lynn. Mosley revanchierte sich mit den Bildern von seinen eigenen drei Kindern. Mike fand seinen Zechgenossen nett und intelligent, und je weinseliger er wurde, um so hemmungsloser ergoß sich der Strom seiner Rede.

Die Kneipe war jetzt blau von Rauch, und der Geruch des starken türkischen Tabaks vermischte sich mit dem der milderen englischen Sorten. Man sang und vergaß für kurze Zeit seine Sorgen. Straßenmädchen kamen hereingeschlendert, und Pärchen gingen davon.

»Und in was für 'ner Branche arbeiten Sie eigentlich, Morrison?«

Das war eine Frage, die Mike immer fürchtete. Wenn jemand mit einem Schriftsteller bekannt wird, erwartet er meist leuchten-

den Auges, Hemingway oder Faulkner vor sich zu haben, und ist dann peinlich berührt, wenn er von dem Mann bisher noch nichts gehört hat.

»Morrison — aber natürlich, entschuldigen Sie«, sagte Mosley. »Ich habe ›Die Jagd ist aus‹ mit viel Genuß gelesen — ein ausgezeichnetes Buch.«

»Finden Sie? Darauf müssen wir noch einen trinken, Mosley.«

»Sagen Sie mir eins, Morrison: Ist Ihre Einstellung zum Leben wirklich so bitter, wie es nach diesem Roman den Anschein hat?«

Mike war solche Fragen gewöhnt. Mit dem Erwerb eines Buches glaubt der Käufer, auch das Recht zur Kritik zu haben. Nicht, daß Mike das sonderlich viel ausgemacht hätte. Ärgern tat er sich nur über jene, die es sich bloß borgten und dennoch kritisierten. Es überraschte ihn jedoch, wie ungemein scharfsinnig und sachlich die Kommentare dieses Mosley zu seinem Roman waren.

Der Wein schmeckte herrlich, der Krach war nicht unangenehm, und Mike bestellte noch eine weitere Flasche Krasi.

Er durchpflügte in seinem Redeschwall ein weites Feld: Literatur, Krieg, San Francisco, Griechenland, Musik — kaum ein Thema, das er nicht streifte. Er war bereits viel zu benebelt, um zu merken oder gar Anstoß daran zu nehmen, daß Mosley so gut wie nichts trank.

Schließlich kamen sie, wie meist bei solchen Unterhaltungen, auf die Frauen und die Liebe.

»Mosley, wir kennen uns ja nu gut genug, daß ich Sie was fragen kann. Mal ernsthaft: Sird Sie — hick! — sird Sie immer urd immer Ihrer Frau ganz treu?«

»Nur bei Mangel an Gelegenheit.« Mosley grinste.

»Un so 'ne Gele'nheit it heute, mein Junge. Wissen Sie was? Wir zwei beide trollen uns jetzt rüber zum — hick! — zum Syn-syn-syntagmaplatz, wo die ihre P-p-plüschsalons haben, und da picken wir uns zweie raus . . .«

»Prima Idee!«

»So was wie Sie findet man heutzutage s-s-selten, Mosley . . . Jawoll, feiner Kerl sind Sie . . .«

Mike rappelte sich hoch und sackte prompt wieder auf seinen Stuhl zurück. Er stieß einen langen Pfiff aus. »Das Zeugs macht einen ja fertig . . .« Er pfiff noch einmal. »Da ist was drin in dem Zeugs.«

Diesmal gelang es ihm mit Mosleys Hilfe, in die Senkrechte zu kommen. Der Mann in der neuseeländischen Uniform geleitete

ihn durch das Gedränge hinaus auf die Straße. Die frische Nachtluft warf Mike fast um.

»He, Moment mal, Moment — wie — hick! — wie spät ist meine Uhr? Ich kann's nicht sehn . . .«

»Halb neun.«

»Verdammt! Ganz vergessen — hab ja 'ne Verabredung . . . Paß mal auf, was wir machen: Du ziehst schon immer los zum ›Hotel Kiph-Kiph‹ — Himmel noch mal! — ›Kiphissia‹ und wartest in meinem Zimmer auf mich, ja? Muß bloß noch schnell zu jemand, und wenn ich dann zurückkomme, machen wir beide 'n — hick! — 'n Faß auf!«

Mosley verfrachtete Morrison in eine Taxe und winkte ihm nach, als sein Kopf noch einmal am Fenster erschien: »Und nicht vergessen: ›Hotel Kiph-Kiphissia‹ — geht da lang . . . Feiner Kerl . . .«

Als Mikes Taxi um die Ecke gebogen war, setzte sich ein in der Nähe wartender Wagen in Bewegung und hielt direkt neben Mosley. Der lange Blonde öffnete den Schlag und stieg schnell ein.

»Hinterher?« fragte der Fahrer.

»Nein — zu Zervos.«

»Was ist mit dem Amerikaner?«

Mosley lehnte sich gemütlich zurück und lächelte. »Diesen kleinen Idioten können wir laufenlassen. Wenn das ein englischer Agent ist, dann bin ich Winston Churchill.«

4

Mike stand vis-à-vis von dem alten Haus. Die Petrakistraße lag dunkel und leer da. Er schwankte hin und her und versuchte vergeblich, sich eine Pfeife anzuzünden. Vor sich hinbrabbelnd, torkelte er über die Straße, erreichte tatsächlich den Bürgersteig gegenüber und trapste die Eingangsstufen hinauf. Er tastete nach dem Messingklopfer und ließ ihn scheppernd fallen. Die Tür knarrte.

Haltsuchend lehnte er sich gegen den Pfosten und wartete auf Tassos. Nichts. Er klopfte noch einmal.

Stille.

»Hören wohl alle beide nicht mehr richtig . . .«

Mike stieß die Tür auf und sah nichts als pechschwarze Dunkelheit vor sich. Er grub in seiner Tasche nach Streichhölzern,

zündete eines an und suchte sich mit verkniffenen Augen zu orientieren. Die Flamme verbrannte ihm die Finger. Mit einem Fluch schleuderte er das Streichholz von sich. Er strich ein neues an und fand endlich den Lichtschalter.

Vor sich sah er den Flur liegen: langgestreckt, schwach erleuchtet und zu beiden Seiten weiße Marmorstatuen.

»Stergiou! He! Aufwachen!« Sein Ruf weckte ein unheimliches Echo im Haus.

Er stolperte etwas weiter hinein und rief noch einmal. Es war gespenstisch, und in seinem Kopf drehte sich alles vom Wein.

»Stergiou, los doch, raus mit Ihnen! Wo stecken Sie?«

Er stieß gegen eine Statue, die auf ihrem Piedestal zu schwanken begann. Mike umfaßte sie schützend und entschuldigte sich dann bei ihr mit einer linkischen Verbeugung. »Stergiou!«

Da war die Tür zur Praxis des alten Mannes. »Wahrscheinlich am Schreibtisch eingeschlafen . . . bestimmt . . .«

Mike lehnte sich gegen die Tür. Sie sprang auf, er stolperte ins Zimmer, und hinter ihm schnappte sie gleich wieder zu. Er tastete nach dem Lichtschalter. Dabei stolperte er gegen einen Stuhl und schlug zu Boden. Benommen blieb er liegen.

Ächzend raffte er sich schließlich zusammen und kroch auf allen vieren weiter. Die Entdeckungstour endete damit, daß er mit dem Schädel gegen den Schreibtisch bumste. Mike zog sich stöhnend an der Platte hoch und tastete nach der Lampe, die doch hier irgendwo stehen mußte.

Das Licht schied das Zimmer in trübes Gelb und schwarze Schatten. Mike stützte sich mit beiden Händen fest auf die Schreibtischplatte und suchte durch heftiges Kopfschütteln den Nebel aus seinem Hirn zu scheuchen. Dann begann er sich umzusehen. Der Raum war ein Chaos!

Plötzlich ein Geräusch.

Seine Hand fuhr zur Lampe, um das Licht abzudrehen, hielt dann aber wie erstarrt inne.

Da — auf dem Boden: Stergious Kneifer, zertreten, und auf dem Teppich Blut.

»Morrison«, flüsterte es aus dem Schattendunkel.

Er wurde kreidebleich vor Schreck, und Angst schnürte ihm die Kehle zu.

»Morrison«, flüsterte es abermals.

Mike brachte kaum die zitternden Lippen auseinander.

»Wo sind Sie?«

»Hier — neben der Tür«, sagte die Stimme.

»Wer sind Sie? Wo ist Stergiou?«

»Stergiou ist tot.«

Morrisons Atem ging kurz und keuchend. Er schüttelte abermals den schmerzenden Kopf. Das war doch ein Alptraum! Das konnte nur ein Alptraum sein, wie er sie damals nach Ellies Tod gehabt hatte. Langsam wandte er den Kopf, und seine Augen suchten das Halbdunkel zu durchbohren ... Ja, da war jemand: Aus dem Schatten blickte ihn ein Gesicht an.

»Nein — nicht, nicht ... laßt mich — laßt mich weg hier — nur weg ...« Blind vor Angst versuchte er zur Tür zu schleichen.

»Morrison! Stehenbleiben! Ich schieße Sie sonst nieder!«

Mike blieb wie angewurzelt stehen.

Mit schreckgeweiteten Augen, schweißnaß im Gesicht, starrte Mike auf den Mann. Er saß in einem Sessel. Blut rann ihm aus den Mundwinkeln, und rot von Blut war auch der mächtige Schnauzbart.

»Was wollen Sie von mir?« flehte Mike. »Was habe ich denn getan?«

»Den Umschlag — den Umschlag müssen — müssen Sie überbringen — Flugzeug — um Mitternacht — Militärflugplatz Tatoi — nehmen Sie meinen Ausweis ...«

Fieberhaft suchte Mike in seinen Taschen. Er fand das Kuvert. »Hier haben Sie das verdammte Ding — nehmen Sie es doch bloß! Ich bin amerikanischer Bürger — ihr habt kein Recht, mich in so etwas hineinzuziehen ...«

Der Mann ächzte und verdrehte die Augen; auf seinem Gesicht zeichnete sich bereits der Tod ab. Sein Flüstern wurde immer stockender und leiser. »Ihnen bleibt keine Wahl mehr. Die kriegen Sie, Morrison — sie sind Ihnen schon auf der Spur ... Gehen Sie ja nicht zur Amerikanischen Gesandtschaft — die ist sicher längst umstellt ... Die haben ihre Freunde überall ... Ihnen bleibt keine Wahl mehr, Morrison ...«

Die Hand, die die Pistole hielt, wurde schlaff, und die Waffe fiel klappernd auf den Fußboden. Mike packte den Mann in einem Anfall von Verzweiflung an den Rockaufschlägen.

»Wer sind diese *sie*?« schrie er. »Wer ist das?«

Der Kopf des Mannes sank schwer zurück. Seine Lippen öffneten sich zitternd, aber er brachte kein Wort mehr heraus. Mike

bückte sich, hob die Pistole auf und steckte sich die Ausweiskarte ein.

Der Mann stöhnte. Mike blinzelte, denn der salzige Schweiß lief ihm von der Stirn in die Augen. Rückwärts stahl er sich zur Tür hinaus.

5

Er raste den langen Flur entlang und aus dem Haus hinaus. Dann blieb er unvermittelt stehen und blickte sich verzweifelt nach beiden Seiten um.

In der Petrakistraße herrschte Totenstille. Der feine Regen verlieh dem Pflaster im Laternenschein einen zarten Schimmer.

Mike ging, so schnell ihn seine zitternden Beine trugen, in Richtung Königin-Sophia-Boulevard. Dort würde alles voller Menschen sein — er mußte so schnell wie möglich dort hin. Das Schweigen der Nacht wurde nur durch das Dröhnen seiner eigenen Schritte unterbrochen.

Plötzlich stockte er.

Hinter sich hörte er, wie ein Motor gestartet wurde — langsames Anfahren — das Schlurren regennasser Reifen. Mike trat in den Schatten zurück und drückte sich platt gegen eine Hauswand. Mit abgeblendeten Lichtern kam eine schwarze Limousine auf ihn zugekrochen. Unwillkürlich schloß er die Augen und schwankte, nahe am Umfallen. Er biß die Zähne fest aufeinander, damit nicht einmal sein Atem zu hören sei.

Es dauerte lange. Der Wagen hielt an der Kreuzung und bog dann in eine Seitenstraße ab. Das Motorengeräusch verebbte.

Mike begann Hals über Kopf zu rennen, ohne auf das glitschige Pflaster zu achten. Er stolperte, schlug hin, riß sich wieder hoch und stürzte weiter, obgleich ihm das Herz wie rasend hämmerte. Endlich sah er den Boulevard vor sich — und blieb erschrocken stehen.

»O Gott, nein!«

Der Königin-Sophia-Boulevard war völlig tot. Nirgends ein Auto — weit und breit kein Mensch. Selbst die Häuser waren dunkel, nur hie und da gab eine Straßenlaterne ein bißchen trübes Licht.

Laß mich doch nur aufwachen, lieber Gott! Laß mich aufwachen! schrie es in ihm. Er rannte den leeren Boulevard hinunter —

zwei Querstraßen weiter — drei — vier — bis alles vor ihm verschwamm.

Er blieb stehen. Langsam erkannte er den hellen Marmorbau des Byzantinischen Museums. Er konnte nicht mehr weiter. Der Druck in seinen Ohren wurde immer größer.

Da — am Ende der Straße ein Lichtschein! Mike schleppte sich den Boulevard hinunter bis hin zu dem Licht. Er blickte durch das Fenster. In der Kneipe war nur noch der Wirt.

Nach Atem ringend, warf sich Mike mit letzter Kraft halb über die Theke. Der Wirt starrte ihn mit aufgerissenen Augen an. »Englisch«, keuchte Mike, »sprechen Sie Englezos?«

Der Wirt begann eine lange griechische Suada.

»Englezos — Telefon — tüt-tüt . . .«

Mike fischte in seinen Taschen und warf einen Geldschein hin. Dann schwankte er um die Theke herum zum Telefon. Der Wirt schielte auf das Geld und harrte verwirrt der weiteren Dinge.

»Hallo . . . hallo . . . Fräulein . . . Können Sie mich verstehen? . . . Englezos? Gott sei Dank . . . Ich möchte die Amerikanische Gesandtschaft . . . Nein, nein, die Amerikanische Gesandtschaft . . . Ja, richtig. Aber schnell bitte.«

Mike schloß die Augen, und während er es tuten hörte, einmal, zweimal, dreimal, flüsterte er vor sich hin: »Kommt doch bloß, verdammt noch mal, nehmt endlich ab!« Es tutete weiter — achtmal, neunmal, zehnmal, elfmal . . .

Er legte auf und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Theke, um einen klaren Gedanken fassen zu können.

Dann versuchte er es noch einmal. »Fräulein«, sagte er mit sanfter Stimme. »Hallo . . . Englezos.«

Das Mädchen vom Amt schien diesmal nicht zu verstehen. Er klammerte sich an den Apparat.

»Hallo«, stammelte er, »Englezos, ja, ja, Englezos . . . Geben Sie mir Associated Press . . . Jawohl, Associated Press, die amerikanische Nachrichtenagentur.«

Das Amtszeichen. Einmal, zweimal.

»Associated Press, Watson.«

»Mr. — Mr. Watson — ich bin Amerikaner — brauche Hilfe.«

»Dann wenden Sie sich besser gleich an die Gesandtschaft.«

»Nein, nein, warten Sie — legen Sie nicht auf. Bei denen meldet sich niemand. Sie müssen mir helfen.«

»Also, was ist?«

»Sie sind hinter mir her — sie wollen mich umbringen.«

»Finden Sie diesen Witz sehr komisch?«

»Nein, nein, ich sage Ihnen doch, sie wollen mich umbringen.«

»Laß den Quatsch, Fred. Du brauchst nicht länger deine Stimme zu verstellen. Im übrigen habe ich zu tun.«

»Um Gottes willen, so glauben Sie mir doch!«

»Hören Sie mal, ist das etwa wahr?«

»Ja, ja, es *ist* wahr.«

»Klingt mir aber, als wären Sie betrunken.«

»Ich bin auch betrunken — ich habe doch nichts davon gewußt — sie sind hinter mir her — Sie müssen mir helfen.«

»Wer ist hinter Ihnen her?«

»Das weiß ich nicht . . .«

Der andere legte auf. Mike tippte immer wieder verzweifelt auf die Gabel. »Hallo . . . hallo . . . hallo . . .«

Als er sich umdrehte, erstarrte er: Draußen fuhr langsam eine schwarze Limousine vorbei.

Wieder draußen, drückte er sich im Schatten der Häuser entlang und betete darum, daß sein Kopf wieder klar werden und ihm ein Mensch begegnen möge. An der nächsten Straße kam er zum Schloßpark. Die Bäume, Sträucher und dunklen Wege würden ihm erst einmal Schutz gewähren. Ein sanfter Wind war aufgekommen, und es tropfte sacht von den Bäumen. Jeder Laut ließ Mike zusammenschrecken.

Ziellos lief er umher, vermied die Wege und hielt sich immer in Deckung der Büsche. Plötzlich sah er vorn ein mächtiges Gebäude aufragen. Er erkannte das Parlament — also war der Syntagmaplatz in der Nähe. Da muß doch Verkehr, da müssen doch Menschen sein . . .

Der Amalienboulevard tauchte vor ihm auf, und auf der gegenüberliegenden Seite lag der Platz. Leer, vollkommen leer!

Mike sackte in einem Gebüsch auf die Knie. Nach einer Weile kam ein Taxi und hielt vor dem Grab des Unbekannten Soldaten.

Mike schoß vor, riß die hintere Tür auf und warf sich in den Rücksitz.

»Keine Menschen — warum sind denn überhaupt keine Menschen da?«

»Die Engländer ziehen sich aus Athen zurück. Da bleiben die Leute zu Hause. Wo wollen Sie hin?«

»Wohin? Fahren Sie — also fahren Sie nur erst mal los.«

Es war alles so unbegreiflich — so schrecklich unbegreiflich. Wenn bloß sein Kopf wieder klar würde, wenn er nur wieder

denken könnte! Seine Hand fühlte etwas in der Manteltasche. Er besah sich den Ausweis: ›Major Theodore Howe-Wilken, Intelligence Service‹ — der englische Geheimdienst also! Und er, Michael Morrison, hatte den kleinen weißen Umschlag . . .

»Fahren Sie zum Flugplatz Tatoi.«

6

Das Taxi sauste durch die nassen Straßen, bremste ruckend an Kreuzungen und nahm die Kurven auf zwei Rädern.

Mikes entsetzliche Angst klang zwar allmählich ab, aber die Ereignisse der letzten Stunden konnte er nicht fassen; sie blieben so verschwommen wie die Gebäude, an denen sie vorüberschossen. Sein Denkvermögen funktionierte noch immer nicht richtig. Er wußte nur, daß er auf keinen Fall die Augen schließen durfte, sonst würde er sofort wegsinken, und er klammerte sich an den einen Gedanken, der ihn wach hielt: Er mußte dieses Flugzeug in Tatoi erreichen, und er mußte so schnell und so weit wie möglich weg von Athen und Griechenland.

Um zehn Uhr fünfundvierzig hielt die Taxe kreischend vor dem Stacheldrahtverhau, das den Flugplatz umgab.

»Scheinwerfer ausmachen!« schnauzte der Wachtposten.

Mike wand sich aus dem Wagen, zahlte und taumelte auf den Eingang zu.

»Ich habe eine Sondermaschine. Major — Major Howe-Wilken.«

Der Posten besah sich mißtrauisch die schwankende Gestalt. Mike gab in der Tat ein klägliches Bild ab.

»Darf ich bitte Ihren Ausweis sehen?«

»Ausweis — ja, selbstverständlich.«

Der Soldat nahm die Karte und ging damit in seine Baracke, wo er sie im Schein einer abgeblendeten Taschenlampe studierte. Dann kam er zurück, stand vor Mike stramm und legte eine zackige militärische Ehrenbezeigung hin. Mike seufzte erleichtert auf.

Der Posten trat nochmals in die Baracke zurück und kurbelte am Telefon. »Hier Gefreiter Edmonds, Posten Drei. Major Howe-Wilken ist soeben eingetroffen . . . Jawohl, Sir, Befehl verstanden.« Er legte auf.

»Wollen Sie bitte hereinkommen, Sir? Es wird sofort ein Wa-

gen dasein, der Sie herüberbringt. Das dort drüben ist Ihr Flugzeug, auf Rollfeld Ost.«

Der Regendunst hatte sich zum Teil verzogen. Am Himmel blinkten ein paar Sterne, und die Mondsichel spielte hinter treibenden Wolkenfetzen Versteck. Mike blickte durch das Fenster und konnte weit hinten auf dem Flugplatz die Umrisse einer Transportmaschine erkennen. Er holte seine Pfeife hervor und suchte in seinen Taschen nach Zündhölzern.

»Verzeihung, Sir, aber ich muß Sie bitten, das Rauchen zu unterlassen. Verdunkelungsvorschrift, Sir.«

»'tschuldigung.«

Draußen wurde es laut. Motorenlärm erfüllte die Luft. Mike ging zur Tür und sah auf die Zufahrtsstraße hinaus. Eine lange Kolonne mit Lastwagen voller Soldaten hielt knatternd an.

»Was bedeutet denn das?«

»Truppen aus Kokkinia, Sir. Sie sollen unsere Einheit hier vom Flugplatz gleich mitnehmen. Eine gottverdammte Schande, wenn ich so sagen darf, Sir, daß wir uns aus Athen zurückziehen. Die sollten uns nur lassen, da würden wir's den Deutschen schon zeigen. Ach, ich habe ja ganz vergessen, daß schon nach Ihnen gefragt worden ist, Sir.«

Mike fuhr herum.

»Ein Neuseeländer, ein Gefreiter — hat keinen Namen gesagt. Er kam zusammen mit einem ziemlich dicken Herrn, einem Griechen, nehme ich an. Er fragte, ob Sie schon durch wären.«

Mike überlief es kalt.

»Und der andere ist erst vor ein paar Minuten durchgefahren. Mr. Soutar, Sir.«

»Soutar?«

»Jawohl, Sir. So'n Kleiner mit Hornbrille. Ein Schotte, das habe ich gleich an der Sprache gemerkt.«

Mikes Finger krampften sich um die Pistole in seiner Hosentasche. Seine Blicke hingen an dem Flugzeug drüben in der Dunkelheit. Er hörte das Spucken des zum Warmlaufen angelassenen Motors.

Nur erst drin sein . . . nur erst drin . . .

»Wo, zum Teufel, bleibt denn mein Wagen?«

»Tut mir leid, Sir, muß jede Sekunde hier sein.«

Aus respektvoller Entfernung und mit leiser Verwunderung beobachtete Gefreiter Edmonds Mikes nervöses, unsicheres Her-

umtrampeln, seinen schnaufenden Atem und den glasigen Schimmer seiner Augen. Komische Kerle, die vom Geheimdienst . . .

Ein Wagen kam das Rollfeld Ost herangebraust. Zweihundert Meter vorm Ziel blieb er mit quietschenden Bremsen stehen, denn es heulten plötzlich Luftschutzsirenen auf.

Von fern her, aus der unsichtbaren Weite des Himmels, das Brummen näherkommender Flugzeuge . . .

Die Insassen des Wagens sprangen heraus und warfen sich in Deckung.

Immer lauter und dröhnender wurde das Motorengeräusch aus der Luft.

Das Bellen und Knattern der Flak zerriß die Luft, und weiße Rauchwölkchen explodierten am Himmel, über den die tastenden Lichtfinger der Scheinwerfer ihr Netzwerk zogen.

Unvermittelt verstummten die Motoren da oben.

Und dann hörte Mike zum erstenmal das furchtbare Aufjaulen von Stukas im Sturzflug.

Aus der Lastwagenkolonne flohen Soldaten kopflos nach allen Seiten, ohne auf die verzweifelten, sinnlosen Befehle zu hören.

Das Geheul der Stukas schwoll an. Wie Geier stießen sie auf ihre Opfer nieder. Blitze erhellten die Nacht, und die Erde erbebte unter den Explosionen.

Mike warf sich zu Boden und hielt sich die Ohren zu. Seine Hände versuchten sich in den Holzbohlen festzukrallen. Die Baracke schwankte, und Mike sah, wie der Wachtposten, der nahe am Fenster gestanden hatte, gegen die Wand geschleudert wurde und leblos hinschlug.

Mike kroch zur Tür und stieß sie auf. Der ganze Flugplatz brannte. Im Licht der hochlodernden Feuersäule sah Mike die Maschine auf Rollfeld Ost in Flammen aufgehen.

Blitzartig kam ihm ein wahnwitziger Plan. Er kroch zu dem unbeweglich daliegenden Posten zurück. Da — wieder das Aufheulen! Der Luftdruck einer Detonation fegte ihn gegen die Wand. Mich kriegt ihr nicht! Mich kriegt ihr ganz bestimmt nicht!

Er zerrte dem Toten die Uniform vom Leib. Mich kriegt ihr nicht! Mich kriegt ihr nicht! Die Hosen noch . . . jetzt seine eigenen Sachen herunter . . .

Hastig zwängte er sich in die Uniform, während sich draußen der Höllenlärm zum Krescendo steigerte. Seine Hände durchwühlten

die eigenen Taschen: Umschlag, Brieftasche, Pfeifen, Paß, die Ausweiskarte, Pistole . . . Er schwankte zur Tür hinaus.

Vom Rollfeld her kam ein Schatten auf die Baracke zugerast. »Morrison! Morrison!« brüllte eine Stimme durch das Inferno. »Morrison! Morrison! Morrison!«

Der Schatten wurde immer deutlicher ein Mensch.

Stolpernd und taumelnd, halb auf allen vieren flüchtete Mike zu der Lastwagenkolonne.

Auf einmal war alles still — kein Flugzeug mehr am Himmel und ringsum Grabesruhe.

Die Scheinwerfer erloschen, und es blieb nur noch der Feuerschein.

Mike kniete sich neben einem Lastwagen hin, hielt sich die Hände gegen den Leib und sackte zur Seite. »Gott, ist mir schlecht!«

In seinem Kopf drehte es sich wie ein Karussell: Amerikanische Gesandtschaft . . . Die kriegen Sie, Morrison — sie sind Ihnen schon auf der Spur . . . menschenleere Straßen . . . Laß den Quatsch, Fred, ich hab' zu tun . . . Die kriegen Sie . . . Blut aus den Mundwinkeln und rot von Blut der Bart . . . Stergious Kneifer, zertreten . . . »Korridor mit weißen Marmorstatuen . . . ›Hotel Kiphissia‹, geht da lang . . .

Und dann nichts mehr.

»Die verdammten Deutschen!«

»He, Tom, hierher. Den da scheint's erwischt zu haben.«

»Wenn er man nicht bloß besoffen ist — bei der Fahne!«

»Los, Jungs, beeilt euch. Wir fahren weiter.«

»Fassen Sie bitte mal mit an, Sergeant. Der hier ist bewußtlos.«

Sie hievten Mike auf einen der Lastwagen. Hinter ihm schnappte die Ladeklappe ein.

Die Kolonne ratterte davon.

7

Mike blickte aus einem Fenster. Von draußen starrten ihm Gesichter entgegen, hundert Gesichter, in deren Augen der Horror saß. Masken der Angst. Griechengesichter.

Das Fenster verschob sich, und die Gesichter glitten davon.

Mike setzte sich mit einem Ruck auf und sank sofort wieder zurück. In seinem Kopf pochte und hämmerte es. Er hatte einen

widerlich faden Geschmack im Mund und ein flaues Gefühl im Magen. Er rieb sich die Schläfen.

Auf der gegenüberliegenden Bank lag ein Mann in Uniform und mit dick verbundenem Kopf. Der Mann stöhnte.

Mike stand auf und reckte sich. Er befand sich in einem Zugabteil. Er blickte den Gang hinunter und sah in allen Abteilen verwundete Soldaten.

Dann ließ er sich wieder auf seinen Sitz fallen und stützte den Kopf in die Hände. Allmählich kam die erste Erinnerung, eine Stimme aus Schattendunkel: »Ihnen bleibt keine Wahl mehr, Morrison . . .«

Mit fliegenden Fingern griff er in seine Taschen. Hier der Ausweis: »Major Theodore Howe-Wilken, Intelligence Service« und hier das kleine weiße Kuvert . . .

Der Zug tuckerte an einem Olivenhain vorüber. Der Soldat auf der Bank stöhnte uund wälzte sich vor Schmerzen.

Mike saß unbeweglich da und versuchte verzweifelt nachzudenken. Erinnerungsfetzen tauchten auf, und er bemühte sich, sie zusammenzuflicken. Vieles war unklar, einiges fehlte ganz. Aber wenn er sich umblickte: der Zug, die Uniform, das Kuvert, die Ausweiskarte — es war kein Alptraum: Es war Wirklichkeit.

Er fand Trost in seiner Pfeife und überlegte. Stergiou, der Anwalt, war offensichtlich in irgend etwas von größter Bedeutung verwickelt. Dieses ›Irgendetwas‹ mußte der Inhalt des Briefumschlags sein. Die Gegenseite will sich in den Besitz dieses Umschlages setzen . . .

Und diese Gegenseite, kombinierte Morrison, das müssen, da der englische Geheimdienst mit im Spiel ist, die Deutschen sein.

Ein Schauder überlief ihn, als er die qualvollen Stunden Revue passieren ließ. »Verdammter Mist!« murmelte er.

So, jetzt wußte Mike Morrison genug von dieser ganzen Sache, reichlich genug, mehr als ihm lieb war. Eines stand fest: Er würde sich das alles so schnell wie möglich vom Halse schaffen.

Die Angst von gestern schlug in Wut um. Was für eine Frechheit von diesem Stergiou!

Wieder rieb er sich die Schläfen, und das Pochen ließ allmählich nach. Dann lachte er vor sich hin. Das Verrückteste an der Geschichte war doch, daß ihm das kein Mensch glauben würde, wenn er es im Presseclub erzählte!

Der Zug hielt.

Draußen wurde irgend etwas gegraben.

Die Abteiltür ging auf. Ein Sanitäter mit Armbinde kam herein.

Nachdem er den Verwundeten kurz angesehen hatte, öffnete er seinen Kasten und gab dem Mann eine Morphiuminjektion in den Arm. »Schon gut, mein Junge, der Doktor kommt auch gleich.« Dann drehte er sich zu Mike um. »Bist also endlich wieder zu dir gekommen? Wie fühlst du dich jetzt?«

»Ganz schön mitgenommen.«

»Wir haben dich gestern abend untersucht, als sie dich anschleppten, haben aber keine Wunde finden können. Wenn's also wieder mit dir geht, suchst du dir am besten deine Einheit. Muß hier irgendwo im Zug sein.«

»Was ist denn jetzt da draußen los?« fragte Mike.

»Wir halten in Korinth — müssen noch eine Abteilung von hier mitnehmen.«

»Und was soll die Graberei?«

»Pioniere. Sie müssen die Brücken sprengen, nachdem der letzte Zug durch ist. Wir ziehen uns nach Süden zurück. Peloponnes.«

Es versetzte Mike einen Schlag. Er mußte handeln, und zwar schnell.

»Nun mach schon, daß du zu deiner Einheit kommst«, hörte er den anderen sagen.

»Wer hat hier das Kommando über den Zug?« fragte Mike kurz angebunden.

»Colonel Potter. Warum?«

Mike hielt dem Sanitäter Howe-Wilkens Ausweis vor die Nase. »Suchen Sie ihn und bestellen Sie ihm, daß ich ihn unverzüglich sprechen muß.«

»Jawohl, Sir.« Der Mann nahm Haltung an und wollte sich zurückziehen.

»Sanitäter?«

»Jawohl, Sir?«

»Kein Wort zu irgend jemandem außer Colonel Potter, verstanden?«

»Jawohl, Sir!«

Der Sanitäter verschwand.

So, was nun kam, war einfach, dachte Mike. Er würde Colonel Potter eben die ganze Geschichte erzählen. Schließlich hatte er Kuvert und Intelligence-Service-Karte zum Beweis und dazu seinen eigenen Paß. Das Ganze fiel unter britische Verantwortung. Man war verpflichtet, ihn zurück nach Athen zu eskortieren oder ihn auszufliegen.

Es dauerte eine ganze Weile. Mike schaute zum Fenster hinaus und sah zu, wie die Soldaten verladen wurden. Arme Teufel, dachte er. Nur gut, daß er bald aus Griechenland heraus sein würde . . .

Als die letzte Kompanie einstieg, wurde seine Aufmerksamkeit von einem Mann angezogen. Er wußte nicht recht, warum ihm dieser kleine Kerl mit der breiten Hornbrille besonders auffiel. Veilleicht weil er unter all den Soldaten so unmöglich wirkte. Der Mann war kaum mehr als einsfünfzig groß, und er hing buchstäblich in der Uniform. Seltsam auch, daß er so gar nichts von all dem bei sich hatte, was Soldaten gewöhnlich mit sich herumschleppen müssen. An seinem Koppel hatte er lediglich eine riesengroße Pistolentasche. Er konnte unmöglich zu einer regulären Truppe gehören. Mikes müßige Neugier steigerte sich zu akutem Unbehagen.

Da war doch — an was erinnerte ihn das nur? Ja — ja, er hatte in der Baracke auf dem Flugplatz gestanden, und der Posten hatte etwas gesagt, etwas von einem Mann, der nach ihm gefragt habe, ein Kleiner mit Hornbrille. Der Posten hatte auch einen Namen genannt, doch der war Mike entfallen.

Der kleine Mann stieg in den Zug.

Mike suchte sich selber Vernunft zu predigen. Er sah schon Gespenster, war ja alles Unsinn. Nein, es war kein Unsinn: Stergious Praxis — die Stimme aus dem Schattendunkel — der Mann mit dem Schnauzbart, Howe-Wilken — er hatte geflüstert: »Die haben ihre Freunde überall . . . Die kriegen Sie, Morrison.«

Ruckend setzte sich der Zug in Bewegung.

Die Abteiltür wurde aufgeschoben. Mike schreckte hoch. Es war der Sanitäter.

»Major Howe-Wilken?«

»Ja?«

»Colonel Potter möchte Sie sprechen, Sir. Colonel Potter ist vier Wagen weiter vorn. Drittes Abteil.«

Mike stolperte in den Gang hinaus, da der Zug gerade eine scharfe Kurve nahm. Sich an den Griffen festhaltend, ging er an den Abteilen mit den verwundeten Soldaten vorbei. Ihn beherrschte nur ein Gedanke: Weg hier, raus aus diesem Zug!

Als er das Ende des Ganges erreicht hatte, wollte er die Tür öffnen. Sie klemmte. Er zog noch einmal mit aller Kraft, und dann ging sie schließlich auf. Der heftige Luftzug warf ihn fast um, als er auf die Plattform hinaustrat.

Er hielt sich am Geländer fest und raffte alle Kraft zusammen, um abzuspringen. Der steinige Boden schoß mit beängstigender Geschwindigkeit unter ihm dahin. Nein, das wäre Selbstmord.

Mike sah sich um. Mit ein bißchen Glück würde er Colonel Potter vielleicht doch erreichen.

Er trat auf die nächste Plattform und spähte durch das heruntergekurbelte Türfenster. Ein Wagen ohne Abteile, gerammelt voll mit Soldaten. Das war schon Glück.

Mike machte die Tür auf und sah sich vorsichtig um. Während er langsam über die Tornister und Gewehre stieg, die den Gang blockierten, prüfte er jedes einzelne Gesicht.

Geschafft.

Im nächsten Wagen Palästinenser. Er arbeitete sich hindurch und dann auch durch den dritten Wagen.

Im nächsten sollte Colonel Potter sein. Mikes Befreiung rückte näher.

Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen. Gegen die Tür gelehnt, stand ein Mann. Kalte blaue Augen sahen Mike an. Der Mann war lang und blond und trug eine neuseeländische Uniform: der Soldat aus der Bar, der sich Jack Mosley genannt hatte.

Mike wollte nach der Pistole greifen. Sie war fort!

Die beiden blickten einander an. Mosley ließ langsam seine Zigarette fallen, trat sie aus und kam auf Mike zu.

Mike warf sich herum und raste den Gang zurück, über die Plattform, durch die Palästinenser, den nächsten Wagen hindurch. Gegen die klemmende Tür zu seinem eigenen Wagen stieß er mit der Schulter, bis sie aufsprang.

Und noch war er nicht halb den Gang hinunter, da stockte er. Die Tür zu seinem Abteil stand offen. In ihrem Glas spiegelte sich der Kleine mit der Hornbrille.

»Hier soll er gewesen sein?«

»Jawohl, Sir«, hörte er den Sanitäter antworten.

»Wo ist er hingegangen?«

»Zu Colonel Potter — vier Wagen weiter.«

»Ich muß ihn vorher erreichen.«

Mike duckte sich in ein Abteil mit zwei Verwundeten. Der Kleine mit der Hornbrille lief draußen vorbei.

Mike sprang wieder hinaus auf den Gang und rannte nach rückwärts. »Die kriegen Sie, Morrison . . . Die kriegen Sie . . .«

Er trat auf die hintere Plattform — das Ende des Zuges. Rechts und links witschte das Graugrün der Olivenbäume vorüber, und

die beide Schienenbänder schossen unter den Rädern hervor, fort in die Unendlichkeit der Ferne.

Mike blickte zurück durch die Scheibe. Der lange Neuseeländer betrat eben den letzten Wagen. Er hatte eine Pistole in der Hand. Er ging langsam, schaute suchend in jedes Abteil. Dann wanderte sein Blick zur hinteren Plattform. Er hob die Pistole und kam näher.

8

Klickedi-klack . . . klickedi-klack . . . klickedi . . .

Mike balancierte auf der äußersten Kante der Stufe. Die Erde raste unter ihm vorbei.

Klickedi-klack . . . klickedi-klack . . .

Er zog sich wieder auf die Plattform zurück und duckte sich hinter die Tür, um Mosley anspringen zu können, sobald er herauskäme.

Aufkreischend blieb der Zug unvermittelt stehen. Der Ruck riß Mike die Beine unter dem Körper weg.

Das Brummen am Himmel — jetzt erkannte er es schon: Stukas!

Die winzigen schwarzen Punkte zogen Kreise, kamen tiefer, wurden größer und größer.

Mike sprang ab und rollte den Bahnhang hinunter. Hinter ihm quollen die Soldaten aus Türen und Fenstern der langen Wagenreihe.

Die Motoren da oben setzten plötzlich aus. Eine Sekunde, zwei, drei . . .

Das Jaulen, das gräßliche Jaulen! Mike vergrub den Kopf in den Armen. Die Erde dröhnte und spritzte hoch auf, als die Bomben einschlugen.

Die erste Salve verfehlte den Zug um ein gutes Stück. Sofort sprangen alle wieder auf und rannten wie wild über ein Feld auf einen Olivenhain zu. Unterwegs mußten sie sich abermals hinwerfen, und sie krallten sich in die Erde, denn die Stukas setzten zum zweiten Anflug an.

Mike lag so, daß er den Zug sehen konnte. Der dritte Wagen sprang aus dem Gleis und der Zug machte eine seltsame Schlängelbewegung. Fauchend und zischend kippte die Lokomotive die Böschung hinunter. Mike erreichte die ersten Bäume des Hains.

Von allen Seiten strömten Soldaten herbei und warfen sich in Deckung.

Die Stukas überließen den zerstörten Zug seinem Schicksal und begannen auf die Soldaten zu feuern, die wie aufgestörte Ameisen über das offene Feldstück flohen. Die Flugzeuge mähten sie nieder wie Gras und zogen dann dicht über den Wipfeln eine Schleife. Ihre Flügel spieen Salve auf Salve, und die Bäume ächzten unter dem Hagel der abprallenden Geschosse. Ein Soldat schrie auf und war dann plötzlich still.

»Da kommen sie schon wieder!«

»Die verdammten Hunde!«

Sie flogen so tief, daß Mike das Gesicht des einen Piloten sah. Ein Soldat, der nicht weit ab von ihm kniete, legte sein Gewehr gegen eines der Flugzeuge an und schoß. Fluchend drohte er mit der Faust gen Himmel. Ein Offizier rannte zu ihm hin und riß ihm die Waffe weg.

»Idiot! Sollen die vielleicht merken, wo wir sind?« brüllte er den Mann an.

»Die Aasbande! Als ob die das nicht wüßten! Was ist denn das für ein Scheißkrieg . . .«

Ein Hagel dicht um sie einschlagender Kugeln beendete die Auseinandersetzung.

Ohne Pause, ohne Gnade folgte Anflug auf Anflug. Zehn, zwanzig, dreißig Minuten. Vorüberzischende Leuchtspurgeschosse, Motorengedonner . . .

Erst als die letzte Munition verschossen war, brachen die Stukas ihren Sport ab und flogen davon.

Noch blieb es totenstill im Hain. Die Männer waren zu betäubt, um sich zu regen. Mike setzte sich hoch und ließ den Kopf auf die Knie sinken. »Heilige Muttergottes!« flüsterte er.

Endlich verebbte langsam das Brummen des letzten Flugzeugs.

Langsam kam Bewegung in die Soldaten. Hier und da stand einer auf, tat ein paar zögernde Schritte, wagte die ersten halblauten Worte. Und fünf Minuten später war der Hain ein Chaos durcheinanderlaufender, rufender und stöhnender Menschen.

Jemand tippte Mike auf die Schulter.

Ein blutjunger australischer Captain stand über ihn gebeugt. »He, Sie, schließen Sie sich dort drüben mit an.« Er wies auf die Gruppen, die am Rand des Hains antraten.

Mike erhob sich unsicher. »Colonel Potter, bitte — wo ist Colonel Potter?«

»Der ist gefallen«, erwiderte der Captain.

»Dann muß ich den Offizier sprechen, der jetzt das Kommando führt«, erklärte Mike und fingerte in seiner Tasche nach dem Ausweis. Er war fort. Mike sah sich um. Einige Soldaten starrten ihn neugierig an. Es war sinnlos . . .

»Verzeihung, Sir«, murmelte Mike, machte kehrt und ging zu den Soldaten draußen.

Hier waren bereits verschiedene Offiziere dabei, ohne Rücksicht auf Zugehörigkeit zu bestimmten Truppeneinheiten Gruppen von je hundert Mann zu bilden. Der junge Australier übernahm Mikes Gruppe.

»So, Jungs, mal herhören«, sagte er. »Wegen Stukagefahr müssen wir uns auf kleinere Trupps verteilen. Mit dem Spazierenfahren im Zug ist es aus.«

Halblautes Gelächter.

»Wir ziehen also los, bleiben aber in Formation.«

»Wo geht's denn hin?« fragte ein Soldat.

»Das ist streng geheim«, log der Captain. Er hätte es selber gern gewußt.

»Wenn die Stukas wiederkommen, Sir, dürfen wir dann schießen?«

Eine blödsinnige Frage. Es gab nur noch ganze zwölf Gewehre bei den hundert Mann. Es wurden noch andere blödsinnige Fragen gestellt — über Trinkwasser und Verpflegung. Der Captain schien nicht recht zu wissen, was er darauf sagen sollte.

Sie überkletterten den Bahndamm und marschierten in mörderischem Tempo auf die Hügel zu, wo sie geschützter sein würden, wenn die Stukas wiederkamen.

Und der amerikanische Tourist Michael Morrison marschierte mit, wehrlos eingekeilt in diesen verzweifelt fliehenden Haufen. Zwecklos, nach jemandem zu suchen, der hier das Kommando führte — anscheinend hatte es keiner mehr. Niemand wußte, wohin es ging. Wo sollte er auch hin? Wo sich verbergen?

Am späten Nachmittag, nach stundenlangem, pausenlosem Marsch konnte Mike nur noch hinken. Schon einmal in seinem Leben hatte er sich so zerschlagen gefühlt: In den ersten Wochen nach Ellies Tod. Damals hatte er auch nur noch mechanisch weitergelebt, sein Inneres aber war ausgedörrt und leer gewesen und sein Geist umschattet von Furcht und Hoffnungslosigkeit.

Die Kolonne stieß immer tiefer in die ersten Ausläufer der Berge vor. Die Männer waren unbeschreiblich müde, zu müde

sogar zum Meckern. Das Terrain wurde unebener und schwieriger. Als die Sonne hinter den fernen Bergen verschwunden war und die Nachtkühle hereinbrach, entschied der Captain, daß man haltmachen könne.

Die Soldaten schwärmten nach allen Seiten durch Gestrüpp und Felsgestein auf der Suche nach einer Quelle oder einem Bach. Die Warnungen der Unteroffiziere verhallten ungehört.

Dunkel senkte sich über den Peloponnes . . .

Die Männer fielen in den Schlaf der Erschöpfung.

Mike aber wagte nicht, sich diesen Luxus zu leisten. Mit rotumränderten, schmerzenden Augen hielt er sich die ganze Nacht lang wach. Er durfte nicht einnicken, er mußte aufpassen auf den Kleinen mit der Hornbrille und den langen Blonden, der sich Jack Mosley nannte. Wo mochten sie sein? Waren da noch andere, die ihn suchten? Keinem konnte er trauen – keinem!

Immer wieder sackte ihm der Kopf herunter, immer wieder riß er ihn hoch bei jedem Rauschen der Blätter, jeder Bewegung eines unruhigen Schläfers. Er sagte sich längst vergessen geglaubte Gedichte auf, ganze Passagen aus seinen eigenen Romanen, irgend etwas, nur um wach zu bleiben.

Der Morgen dämmerte.

Am zweiten Tag zog die Gruppe ziellos weiter, tiefer hinein in das hügelige Gelände und in Richtung Berge. Die Stukas kamen und fanden sie. Wieder hagelte es Eisen vom Himmel. Siebenmal an diesem Tag wurden sie gesichtet, und siebenmal warfen sie sich hin. Schwankend wie angeknockte Boxer erhoben sie sich wieder und marschierten dumpf entschlossen weiter.

Die Niederknüppelung Griechenlands hatte begonnen. Jedes Dorf, das auf der Rückmarschroute des Britischen Expeditionskorps lag, wurde dem Erdboden gleichgemacht.

Es gab kein Atemholen. Die Geier hingen in der Luft und beobachteten jeden Schritt. Der australische Captain befahl schließlich, den Tag über Rast zu machen und erst bei Dunkelheit weiterzumarschieren.

Und Mike hielt sich krampfhaft wach bis Sonnenuntergang. Hinter jedem Felsen, jedem Baum konnten sie lauern, um sich auf ihn zu stürzen.

Die endlos lange Nacht dann marschierte er schwankend mit. Immer wenn er fiel, zog ihn irgendeiner hoch und sprach ihm Mut zu. Gegen Morgen mußten ihn zwei Mann unterfassen, so daß er, halb gezogen und halb getragen, wieder durchhalten konnte.

Am dritten Tag hockten sie in der Nähe eines Dorfes in einem Zitronenhain, der gegen die scharfe Sonne kaum Schatten gab.

Eine gnädige Benommenheit hielt Mike umfangen. Er konnte sehen, konnte hören, aber alle Geräusche kamen nur wie aus weiter Ferne zu ihm. Er konnte auch sprechen, hörte aber seine eigenen Worte nicht. Was er berührte, fühlte er nicht.

Während alle anderen schliefen, erschöpft vom langen Nachtmarsch, saß Mike mit dem Rücken gegen einen Baumstamm und hatte die Augen weit offen.

Er hob den Kopf und blickte die Baumreihen hinunter. Die Sonne, die durch die windbewegten Wipfel fiel, trieb ein seltsam huschendes Spiel von Licht und Schatten zwischen den Stämmen.

Ein eigenartiges Aufglitzern am Rand des Hains ließ Mike aufmerken. Er blinzelte angestrengt zu dieser Stelle, die etwa dreihundert Schritte entfernt lag. Es war irgendein Reflex wie von Glas . . . Dann sah er eine Gestalt. Und wieder glitzerte es auf — die Hornbrille.

Langsam kam der Mann zwischen zwei Baumreihen daher, einmal im Schatten und dann wieder im tanzenden Sonnenlicht: ein kleiner Mann, ein auffallend kleiner Mann, und er schritt auf die Schlafenden zu.

9

»Wo, zum Teufel, wollen Sie denn hin?« fragte der australische Captain.

»Wasser«, röchelte Mike. »Ich muß Wasser haben. Im Dorf . . .«

Der Captain war nahe daran, ihn wieder zurückzuschicken in das Wäldchen. Aber er schaute ihn sich näher an. Der Kerl war wirklich in scheußlicher Verfassung — noch elender als die anderen. Er hatte weder Feldflasche noch Brotbeutel bei sich. Es war vielleicht besser, man ließ ihn gehen, damit er wieder etwas zu Kräften kam. Sonst mußten sie ihn schleppen, und das würde die ganze Gruppe aufhalten.

»Also gut«, sagte er, »aber in einer Stunde sind Sie wieder zurück, verstanden?«

Mike war schon halb den Weg hinunter.

»He, Gefreiter!«

»Jawohl, Sir?«

»Wenn Sie zurückkommen, schlafen Sie erst mal ordentlich.«

»Schlafen ... ich kann doch nicht ... die lassen mich ja nicht ...«

Der junge Captain blickte dem Davontaumelnden verwundert nach. Komischer Kauz ...

Mike kam auf einen schmutzigen Dorfplatz, den ein paar Dutzend weißgekalkte Bauernhütten umsäumten. Im nächsten Augenblick war er von mindestens fünfzig Leuten umringt, meist Frauen und kleine Kinder. Sie redeten alle gleichzeitig auf ihn ein, suchten seine Hand zu fassen, schlugen ihm herzlich auf die Schultern. Ein paar küßten ihn sogar, und viele Frauen weinten vor Freude.

Warum weinen sie meinetwegen? Wissen sie denn nicht, daß die Engländer geschlagen sind? Wissen sie nicht, daß ihre Retter sie nicht retten können? Warum diese Freude meinetwegen? Was ist das für ein seltsames Volk?

Er griff nach dem Ziegenschlauch, den ihm einer der Bauern reichte, und das herrlich kühle Brunnenwasser ließ die Trockenheit aus seiner Kehle weichen. Tropfen rannen ihm übers Kinn auf die Uniformjacke. Den Rest goß er sich über den Kopf und lachte fast schon hysterisch unter der Erfrischung.

Eine Frau drückte ihm einen Laib Brot in die Hand, und eine andere gab ihm einen Käse. Gierig brach er sich ein Stück Brot ab, stopfte es in den Mund und trank noch mehr von dem köstlichen Naß.

Dann wurde ihm ein ganzer Ziegenschlauch umgehängt, und in die Taschen steckte man ihm Brot und Käse.

Er dankte ihnen allen, so gut er es vermochte, schüttelte unzählige Hände und küßte runzelige Wangen.

Das Flugzeug war auf einmal da, ehe es einer hatte kommen hören. Urplötzlich stieß es aus dem Himmel nieder und fegte mit knatternden Maschinengewehren dicht über sie hinweg.

Auf dem Platz lag ein kleines Mädchen, tot, eine Flickenpuppe im Arm. Es war ungefähr vier Jahre alt, hatte hübsche schwarze Locken und hielt die Puppe fest an sich gepreßt.

»Lynn«, flüsterte Mike mit weißen Lippen den Namen seiner Tochter. »Lynn.«

Die Dorfbewohner wagten sich wieder auf den Platz. Die Mutter ... Mike konnte das nicht mit ansehen. Er drehte sich um und rannte den Weg zurück, den er gekommen war.

»He, Sie da! Ich suche schon nach Ihnen.«

Mike fuhr herum.

Ein palästinensischer Sergeant kam ihm entgegen. »Der Captain hat mich nach Ihnen ausgeschickt. Wir brechen auf.«

»Die haben . . . ein kleines Mädchen getötet . . .«

»Hören Sie denn nicht? Wir marschieren weiter . . .«

»Marschieren? Aber es ist doch noch Tag . . . die Stukas finden uns . . .«

»Neuer Befehl über Funk. Ein bißchen dalli.«

»Aber der Mann«, flüsterte Mike verzweifelt, »daß der mich nicht erwischt . . .«

»Was denn für'n Mann?«

»Der kleine Mann — der Kleine mit der Hornbrille. . .«

»Hier ist aber gar kein Mann«, sagte der Sergeant.

»Doch — ich habe ihn gesehen. Er kam auf mich zu — im Wäldchen vorhin . . .«

Der Sergeant runzelte die Stirn. »Sie scheinen mir nicht ganz in Ordnung, mein Guter. Kommen Sie schon, ich helfe Ihnen.«

Mike sackte um, doch der andere konnte ihn eben noch auffangen. Dann faßte er ihn unter und führte ihn zu dem Wäldchen zurück, wo sich die Soldaten murrend und fluchend zum endlichen Abmarsch fertig machten.

Der Sergeant warf dem jungen Captain einen Blick zu und zuckte die Achseln. Der Hauptmann nickte nur.

»Verdammtes Pech. Der Kerl ist wirklich fertig.«

»Ich werde mich um ihn kümmern, Sir«, versprach der Sergeant.

»Aber ich habe ihn doch auf mich zukommen sehen«, murmelte Mike.

»Schon gut, alter Junge, nur nicht nervös werden.«

Sie zogen los.

Der Sergeant hielt sich dicht neben Mike und ließ ihn nicht aus den Augen. Das Terrain wurde immer steiler und schroffer. Mike konnte kaum noch und wurde abwechselnd mit guten Zureden und Anschnauzern bedacht. Als seine Kräfte schließlich ganz versagten, schleifte man ihn mit. Der Captain führte seine ausgelaugten Leute über einen zerklüfteten Bergpaß auf die Küste zu. Der endlose Tag ging in eine ebenso endlose Nacht über.

Die kriegen Sie, Morrison . . . die kriegen Sie, Morrison . . .

Im Morgengrauen des vierten Tages schleppte sich die Gruppe aus dem steilen Gelände endlich an die Küste. Man hielt auf ein Strandstück unweit von Nauplion zu. In einem kurz vor dem Strand liegenden Wald wurde haltgemacht. Eine andere Hundert-

schaft war schon vor ihnen da, und wilde Gerüchte schwirrten ihnen entgegen.

Von ihrem Versteck aus konnten sie unten die Stadt liegen sehen – beziehungsweise was von ihr noch übrig war. Einst war dies die Hauptstadt Griechenlands gewesen. Auf einem weit in den Golf von Argolis hinausragenden Felsen thronte ein malerisches altes Kastell – man hatte es einmal das Gibraltar von Argolis genannt. Aber das war zu einer anderen Zeit gewesen und in einem anderen Krieg. In diesem Krieg mit seinen Geiern am Himmel war das Gibraltar von Argolis nur noch ein nutzloser Steinhaufen. Ganz Nauplion war zerbombt.

Und doch kamen die Stukas schon wieder, zogen heulend ihre Schleifen und spien Tod und Verderben. Die Soldaten liefen auseinander und warfen sich müde in Deckung. Mike hatte einen Zustand erreicht, der schon nicht mehr Erschöpfung zu nennen war. Er kroch weit weg von den Soldaten, bis er ein dichtes Gebüsch fand, in das er sich tief hineinschob. Dann lag er da, unfähig sich noch weiter zu rühren. An seinen Lidern hingen Bleigewichte. Er gab den Kampf auf. Der Schlaf überfiel ihn wie ein Tier.

Ein schräger Sonnenstrahl fuhr Mike über die Augen. Er blinzelte und richtete sich auf die Ellbogen hoch. Als er einen Zweig beiseite schob, sah er, daß die Sonne bereits unterging: Er hatte fast den ganzen Tag verschlafen.

Gähnend reckte er sich. Ihm taten alle Glieder weh, aber sein Kopf war klar. Jetzt erst wurden ihm die unmenschlichen Strapazen der letzten Tage allmählich bewußt. Zunächst einmal zog er seine Schuhe aus und entdeckte, daß seine Füße voller Blasen waren.

Er nahm den Ziegenschlauch von der Schulter, trank einen tiefen Schluck und spritzte sich etwas Wasser übers Gesicht. Dann aß er Brot und Käse, und schließlich zog er sich ganz vorsichtig und behutsam die Schuhe wieder an.

Es war merkwürdig still um ihn – nirgendwo ein Mensch zu sehen. Unsicher erhob er sich.

Plötzlich hörte er in der Ferne fröhliches Rufen und Singen.

Auf schwankenden Füßen ging er in die Richtung, aus der der Lärm kam, der immer lauter und ausgelassener wurde. Im Schatten der letzten Bäume blieb Mike stehen. Auf dem Uferstreifen wimmelte es von Soldaten. Allem Anschein nach waren im Lauf des Tages auch die übrigen Gruppen eine nach der anderen eingetroffen.

Die Sonne neigte sich schon tief dem Meer zu.

Etwas weiter draußen lag ein Schiff und gab Blinkzeichen zur Küste.

Mike fing ein paar Gesprächsfetzen auf.

»Gehört zur Prince Line . . . Achttausendtonner.« — »Die ›Slamat‹.« — »Sobald es dunkel ist, werden wir übernommen.« — »Hab' doch gewußt, daß die verdammten Mariner es schaffen . . .«

Mike schloß die Augen und seufzte auf. »Gott sei Dank! Gott sei Dank!«

Er zog sich wieder ein paar Schritte in den Wald zurück, suchte sich ein Versteck und wartete. Besser nichts riskieren. Da draußen quirlten an die tausend Mann durcheinander. Aber Mosley und der Kleine waren sicherlich darunter.

Die Sonne begann ins Meer zu tauchen.

Mike wußte, daß er noch vorsichtig sein mußte, aber jetzt war er voller Optimismus. Er würde schon irgendwie auf das Schiff kommen. Mosley und der Kleine paßten sicherlich bei den Booten auf, wo die Männer verladen wurden. Er würde ihnen ein Schnippchen schlagen: einfach ein Stück ins Meer vorausschwimmen und sich dann unterwegs von einem der Boote auffischen lassen. Mike war ein ausgezeichneter Schwimmer . . . Im Dunkeln würde ihn Mosley und der Kleine keinesfalls vom Strand aus entdecken können. Einmal an Bord genügte dann ein Gespräch mit dem Kapitän — bald würde der ganze Spuk vorbei sein. Er dachte bereits an das Wiedersehen mit den Kindern, und vor freudiger Erregung kamen ihm fast die Tränen. Er malte sich auch noch anderes aus: sich in Kastrup's Barber Shop rasieren und wieder herrlich frisch machen lassen . . . ein köstliches Filet mignon bei ›Amilio‹ und eine Fahrt hinauf auf den Top of the Mark, vielleicht um dort drei, vier Stunden nur zu sitzen und auf San Francisco hinunterzuschauen.

Seine Anzüge und die anderen Sachen im ›Hotel Kiphissia‹ waren nicht so wichtig; das bezahlte die Versicherung. Nur die Pfeifen — Mike war immer unglücklich, wenn er eine seiner Pfeifen verlor. Aber in London ließen sich bestimmt ein paar gute Barlings und Petersens kaufen.

Mittlerweile war es völlig dunkel geworden.

Mike schlich zum Ufer vor, blieb aber in hundert Meter Entfernung von den Soldaten, die sich jetzt bereits gruppenweise aufgestellt hatten. Bald würden die Boote kommen, um sie zu holen.

Er zog die Uniform aus, vor allem die Schuhe, und suchte die wichtigsten Dinge aus seinen Taschen: Paß, Geld, den kleinen

weißen Umschlag. Sein Tabaksbeutel war wasserdicht. Er kippte den letzten Tabak heraus, tat all diese Dinge hinein und zog den Reißverschluß zu. Er war bereit.

Eine Stunde verging.

Die allgemeine Zuversicht flaute ab. Nach einer weiteren Stunde waren die vorher so lebhaften Unterhaltungen schon wesentlich gedämpfter, und endlich erstarben sie ganz bis auf hier und da ein von Unruhe erfülltes Flüstern.

Ein Leuchtsignal durchbrach die Dunkelheit.

Stimmengesumm setzte ein, wurde immer lauter und brauste wie ein Hornissenschwarm den Strand entlang.

»Das Schiff sitzt auf einer Sandbank fest!«

Gleich darauf wurde es wieder still. Tausend Augenpaare waren unbeweglich auf das Wasser gerichtet. Ab und zu nur unterbrach ein Gebet oder ein Fluch das Schweigen.

Komm frei, Herrgott noch mal! Komm frei! flehte Mike.

Als die Mitternachtsstunden vorüber waren, wurde die Hoffnung immer geringer. Auch den unentwegten Optimisten wurde klar, daß das Schiff, selbst wenn es noch freikäme, keinesfalls mehr bis zum Morgen die tausend Mann übernehmen könnte.

Mit müden Schritten ging Morrison in den Wald zurück. In einem Anfall von Wut warf er seinen Tabaksbeutel auf die Erde. »Verdammte Scheiße!« Dann zog er wieder die englische Uniform an.

Jammern hatte keinen Zweck, dachte er. Das würden die da draußen ohnehin genug tun, ohne etwas von seinem persönlichen Pech zu wissen. Denn eines war sicher: Dem Britischen Expeditionskorps ging es dreckig, saudreckig, und die Lage wurde mit jeder Minute schlimmer und aussichtsloser.

Er mußte etwas unternehmen. Ewig konnte er Mosley und dem Kleinen nicht aus dem Weg gehen. Einen Tag noch — eine Stunde vielleicht. Früher oder später würden sie ihn doch erwischen. Und in seinem ohnmächtigen Zorn dachte er vor allem an seine Kinder. Er wollte nicht, daß Jay und Lynn Waisen wurden und zeit ihres Lebens niemals erfuhren, was es mit diesem geheimnisvollen, durch nichts zu erklärbaren Verschwinden ihres Vaters auf sich hatte.

Bald würde der Morgen dämmern. Mikes Gedanken arbeiteten fieberhaft. Vielleicht hatte man es inzwischen aufgegeben, ihn in Athen zu suchen. Und noch war Zeit, Athen zu erreichen. Die Griechen und die englische Nachhut standen noch nördlich der

Stadt. Wenn er sich hier absetzte, konnte er Mosley und den Kleinen loswerden. Er würde sich nach Nauplion durchschlagen und unterwegs die Uniform wegwerfen. Von dort aus brauchte er sicherlich nur zwei, drei Tage nach Athen. Die Menschen hier waren so freundlich, sie halfen ihm bestimmt weiter.

Ein Lichtschimmer am Horizont kündete den neuen Tag.

»Los, Jungs, zurück in den Wald.«

Stumm und niedergeschlagen kamen die Soldaten angetrottet.

Mike hielt sich ängstlich abseits, suchte sich möglichst unsichtbar zu machen. Einigermaßen sicher hinter einem dichten Busch, beobachtete er den Sonnenaufgang. Da draußen dümpelte das Schiff auf den Wogen, hilflos wie eine auf dem Rücken liegende Schildkröte. Die Mannschaft hatte die Boote ausgesetzt und ruderte wie wild an Land. Mit dem aufsteigenden Tageslicht kam auch schon wieder das Dröhnen der Flugzeuge. Kurz danach hatten die Stukas die ›Slamat‹ restlos zerstört.

Morrison sah den australischen Captain und den Sergeant aus Palästina in seine Richtung kommen. Er verbarg sich hinter einem Baum, konnte sie jedoch sprechen hören, als sie vorübergingen.

»Haben Sie übrigens schon den letzten Funkspruch gehört, Sergeant?«

»Welchen, Sir?«

»Die Deutschen sind in Athen eingerückt.«

10

Die Nachricht traf Michael Morrison wie ein Peitschenschlag. Und nun überfiel ihn auch das Selbstmitleid. Das war doch nicht sein Krieg, protestierte es in ihm, wieso mußte er in all das verstrickt werden? Er hatte doch gar nichts damit zu tun!

Die Deutschen würden sich in Athen neu formieren, und innerhalb von ein oder höchstens zwei Tagen konnte man sie auf dem Peloponnes erwarten. Der Feind würde dann nicht mehr nur droben am Himmel sein.

Eine Kolonne von dreißig Lastern kam an und hielt ein paar hundert Meter weiter auf der Landstraße, die sich durch das waldreiche Hinterland zog.

Alle militärische Disziplin schien abgefallen. Die Soldaten rannten los und stürmten die Wagen. Es war kein Antreiben durch brüllende Unteroffiziere mehr nötig.

Mike mußte jetzt in Sekundenschnelle seine Wahl treffen.

Es ging nur darum: bleiben oder mitfahren? Blieb er — was dann? Den Deutschen in die Arme laufen? Bis Athen kam er nun sowieso nicht mehr. Und selbst wenn — was half ihm das? Die Gesandtschaft würde von einem dichten Beobachternetz umschlossen sein. Alle Bahnhöfe und Ausfallstraßen waren sicher als erstes besetzt worden, und sämtliche Amerikaner in Athen wurden bestimmt bewacht . . .

Mike sah, wie die Soldaten voller Hast auf die Wagen kletterten, die sich, einer nach dem anderen, in Bewegung setzten.

Nein, es blieb ihm gar keine andere Wahl: Er mußte mit, mußte das von Stunde zu Stunde größer werdende Risiko auf sich nehmen, daß Mosley oder der Kleine ihn doch noch fanden. Und mußte auf die winzig kleine Chance hoffen, daß die Engländer sich doch noch irgendwie durchschlugen.

Schnell rannte er durch das Gehölz bis zu einer Stelle, die dicht an die Straße heranführte. Die Kolonne sauste vor ihm vorüber. Als der letzte Wagen herangeschossen kam, trat er plötzlich aus dem Wald und stellte sich ihm hinkend in den Weg. Der Laster bremte gerade so weit ab, daß Mike nach hinten herumrennen konnte, wo ihn ein halbes Dutzend hilfreiche Arme hochzogen.

Rasch blickte er sich um. Mosley und der Kleine waren nirgends zu sehen. Im nächsten Augenblick wirbelte eine dichte Staubwolke auf. Mike war in Sicherheit — vorläufig.

Als sie auf die aus Nauplion kommende Chaussee stießen, trafen sie auf eine weitere und noch größere Wagenkolonne: Hunderte von Lastern voller Soldaten des Expeditionskorps, Engländer, Australier und Neuseeländer, die bei den Thermopylen, nördlich von Athen, in heftige Kämpfe verwickelt gewesen waren. Da die Griechen ihre Truppen nicht mehr rechtzeitig aus Albanien heranzubringen vermochten, waren sie um ein Haar eingekesselt worden und hatten sich, verbissen und tapfer gegen die vernichtende Übermacht der deutschen Boden- und Luftstreitkräfte kämpfend, nur mit Mühe zurückziehen können. Es hieß, daß sie sich in der Hauptsache deswegen absetzten, damit Griechenland vor noch schlimmerer Zerstörung bewahrt bleibe.

Die Divisionen wurden in aller Eile in den Süden dirigiert, und man ließ nur eine — dem ziemlich sicheren Untergang geweihte — Nachhut bei Korinth zurück in der Hoffnung, damit die Deutschen so lange vom Peloponnes fernhalten zu können, bis der Großteil der Truppen in Sicherheit war.

In Dutzenden von kleinen Häfen und Buchten im Süden waren Schiffe der Royal Navy sowie griechische und englische Handelsdampfer verzweifelt bemüht, die fünfzigtausend Soldaten zu evakuieren, die hier im fremden Land in der Falle saßen. Wenngleich die Einschiffung nur im Dunkel der Nacht geschah, teilten viele Schiffe das Schicksal der ›Slamat‹. Anderen aber gelang es, mit ihrer kostbaren Fracht nach Kreta oder Libyen zu entkommen.

Tausend Gerüchte schwirrten durch die Kolonnen. Der König von Griechenland sei per Flugboot außer Landes gebracht worden ... Der griechische Ministerpräsident habe Selbstmord begangen ... Die Engländer hätten in einer Seeschlacht die Italiener besiegt ... Das Gros der griechischen Armee sei in Albanien gefangengenommen ...

Dann die tröstliche Nachricht: Die Evakuierung des Expeditionskorps schreite erfolgreich voran. Es war also Hoffnung vorhanden!

An jeder Kreuzung stießen neue Kolonnen zu dem Treck. Nach einiger Zeit wurde von der ungeschützten Chaussee auf eine tückische Bergstraße übergewechselt.

Die Laster ratterten, stuckerten und schlängelten sich mühsam über die eigentlich unpassierbare Route. Abwechselnd hingen sie über Abgründen, keuchten Steilstrecken empor und ächzten auf der anderen Seite im ersten Gang wieder hinunter. Die Kehlen waren ausgedörrt vom dicken Staub, der die Wagenschlange einhüllte und mit seinen Wolken dennoch nicht Schutz bot vor der sengenden Mittagssonne.

In diesem Hexenkessel fand sich ein einsamer Mensch, Michael Morrison, amerikanischer Romanschriftsteller, mitten unter einer Wagenladung voll menschlichen Elends. Namenlos — auf der Flucht ...

Warum war er auf der Flucht? Er wußte es nicht. Wie oft hatte er sich gepredigt, daß es für alles einen Grund gebe. Auch für den Tod seiner Frau. An ihrem Sterben war er als Autor gereift. Was aber war die unbekannte Macht, die ihn in dieses lodernde Chaos geworfen hatte? Vielleicht würde er es eines Tages wissen.

Warum aber gerade ich? dachte er. Das ist doch nicht mein Krieg.

Ist es denn aber der Krieg des Soldaten dort, der sich in Todesangst an die Rückklappe eines Lasters klammert? Jenes Soldaten, der vielleicht Schafzüchter in Neuseeland ist? Als ob der Neusee-

länder sich nicht genauso wunderte, was er hier im südlichen Griechenland soll . . .

Oder ist es der Krieg des jungen milchgesichtigen Engländers, der sich da über den Wagenrand lehnt, weil ihm schlecht ist — oder des kräftigen dunklen Arabers, der dicht neben ihm steht?

Oder ist es etwa der Krieg jenes kleinen Mädchens, das da plötzlich auf dem Dorfplatz gelegen hatte, die Flickenpuppe in den starren Fingern?

Viele solche Gedanken schossen Mike durch den Kopf, und er hörte auf, sein Los zu bejammern.

Über die Berge senkte sich Dunkelheit.

Die Kette der Wagen kroch über das steile Gebirge der offenen See zu. Ein endloser Strom auf- und niederwogender Scheinwerfer in Serpentinenlinie. Wie eine Prozession fackeltragender Pilger zum Heiligen Land.

Herzzerreißende Schreie durchgellten die Nacht, wenn einer der Wagen eine Haarnadelkurve nicht rechtzeitig erkannte und mit seiner Menschenfracht in den Abgrund stürzte.

Andere Wagen streikten und mußten aufgegeben werden. Man rollte sie zur Seite und ließ sie in die Tiefe kippen, damit sie nicht den Weg blockierten. Meist gingen sie dabei in Flammen auf. Die Leute zwängten sich in die nachfolgenden, ohnehin gepackt vollen Laster, in denen bald keine Stecknadel mehr zu Boden fallen konnte.

Der Zug des Grauens rollte weiter . . .

Tagesanbruch!

An die hundert Wagen verglühten in den Schluchten unterhalb der Straße.

Von den Bergen herunter kam dieses Dünkirchen auf Rädern und hielt unweit von Kalamä am Messinischen Golf. Hier war das Ende der Strecke. Weiter ging es nicht.

Und wieder sah Michael Morrison diese Gesichter — die Gesichter des griechischen Volkes. Und es traf ihn tief. Kalamä, die offene Stadt, war ein Haufen Asche.

Die Soldaten verstreuten sich in den vielen Zitronenhainen rings um Kalamä. Wieder ging das erbarmungslose Bombardement aus der Luft los. Meter um Meter der schrecklich aufgewühlten Erde wurde erneut durchkämmt.

Mike hatte sich irgendwo zu Boden geworfen. Stundenlang heulten und kreischten die Stukas. Und in Mike wuchs der Haß. Er kannte jetzt seinen Feind.

Mittag. Der Luftangriff ging weiter.

Ein Corporal mit englischem Ärmelabzeichen kroch zu Mike heran und rüttelte ihn an der Schulter.

»Los, Junge, ich brauch 'n paar Leute. Da ist ein Wagen mit Verpflegung in Kalamä steckengeblieben.«

Mike robbte hinter dem Corporal her. Sie trafen auf völlig überarbeitete Sanitäter und Ärzte, die sich fieberhaft um die steigende Zahl von Verwundeten bemühten. Der Corporal brachte noch an die zehn Mann zusammen.

»Neuigkeiten über die Evakuierung?«

»Vor morgen abend soll kein Schiff mehr zu erwarten sein.«

»Und was ist mit den Deutschen?«

»Unsre Nachhut hält sie noch in Korinth auf.«

Sie hatten sich bis zum Rand des Hains durchgearbeitet. Dort wartete ein Laster. Die Männer nutzten einen günstigen Moment, stürzten los und auf den Wagen, der sofort abfuhr.

Sie erreichten den Marktplatz von Kalamä. Sofort wurden sie auch schon von drei Stukas erspäht. Die Leute hatten eben noch Zeit, über das Kopfsteinpflaster des Platzes auseinanderzuspritzen. In der nächsten Sekunde ging der Laster in Flammen auf.

Mike war mit den anderen davongestürzt, bis ihm plötzlich die Füße unterm Leib fortgezogen zu werden schienen. Er war über ein totes Pferd gestolpert. Wie hypnotisiert lag er einige Augenblicke und sah dicht vor sich die gebrochenen Augen. Es war, als sagten sie spöttisch: »Mein Krieg ist es nämlich auch nicht!« Dann raffte sich Mike auf und raste auf die nächsten Hausruinen zu. Als ein neuer Bombenregen den Platz erschütterte, ließ er sich ein paar Stufen hinunter in einen Keller fallen.

Er sah ein paar Gestalten an der Wand kauern. Eine Frau hielt einen schreienden Säugling an sich gepreßt und versuchte, ihm die Brust zu geben und ihn damit zu beruhigen. Aber bei jeder Detonation draußen brüllte das Kind nur noch gellender. Ein alter Mann bekreuzigte sich und betete leise. Eine Frau heulte und schrie mit hämmernden Fäusten. Mike wandte den Blick weg.

Erst nach drei Stunden drehten die Flugzeuge ab. Mit zitternden Knien stolperte Mike aus dem Keller in die bereits einsetzende Dämmerung. Auf dem Marktplatz lag noch immer das tote Pferd mit dem spöttischem Blick.

Mike wankte eine aus der Stadt hinausführende Straße hinunter. Ein vorüberkommender Laster fischte ihn auf und brachte ihn in ein Waldstück, das bis fast ans Wasser heranreichte. Hier war-

teten die kläglichen Reste des Britischen Expeditionskorps auf ihre Evakuierung.

Zusammen mit der Dunkelheit kam strömender Regen.

Mike war zu erschöpft, um seinen letzten Rest Brot und Käse zu essen. Oder zu denken. Ihm war alles egal. Wie er ging und stand, haute er sich in den Schlamm und schlief ein.

11

Die Morgensonne weckte Mike mit ihren warmen Strahlen. Er drehte sich in seinem Schlammbett herum, das an ihm zur Hälfte festgebacken war. Nachdem er sich den Schmutz aus den Augen, Mund und Haar gerieben hatte, richtete er sich auf.

Überall waren die Soldaten erwacht und trotteten bereits in kleineren Gruppen den nahen Bergen zu, die besseren Schutz boten.

Mike wurde von einem Unteroffizier getrieben, sich anzuschließen. Auf einer Anhöhe borgte er sich einen Spaten, grub sich ein Loch und setzte sich hinein.

Von hier überblickte er die weite Fläche der Bucht. Direkt unter ihm, dicht am Wasser, lag die Stadt Kalamä, umgeben von Zitronen- und Olivenhainen und Weingärten, und jenseits ragte eine große Bergkette auf.

Wie friedlich das alles von hier oben wirkte! Selbst die Flugzeuge, die am Horizont herumflogen, sahen wie harmlose Fliegen aus. Sein Brot war ihm in den Taschen aufgeweicht und ungenießbar geworden, doch der Käse war noch gut. Er aß ihn und trank seinen letzten Schluck Wasser dazu. Einer der Soldaten, die in seiner Nähe lagen, bot ihm großzügig einen Zigarettenstummel an. Dankbar griff Mike zu.

»Die Deutschen sollen über den Kanal von Korinth gesetzt sein.«

Das hieß, die XII. Armee stand bereits in Südgriechenland. Wenn die britische Nachhut nicht ein Wunder vollbrachte, so war diese Nacht die letzte Möglichkeit zur Evakuierung.

Mike streckte sich, so gut es ging, in seinem Fuchsloch aus, schaute in den blauen Himmel und dachte über das kleine Mädchen mit der Flickenpuppe nach, über das Pferd in Kalamä, über dieses ganze irrsinnige Abenteuer. Halb unbewußt fuhr seine

Hand in die Brusttasche seiner Khakijacke. Er hielt sich den kleinen weißen Umschlag vor die Augen.

Mit zusammengezogenen Brauen studierte er noch einmal die Anschrift: »Sir Thomas Whitley; 12, Beauchamp Place; London, S. W. 3. *Bitte persönlich abgeben.*«

Unentschlossen hielt er den Brief eine Weile in der Hand.

Dann erbrach er das Siegel und zerrte mit fliegenden Fingern den Inhalt heraus, ein einziges zusammengefaltetes Blatt. Er setzte sich auf und schlug es auseinander.

Eine Liste von Namen und Städten in Stergious säuberlicher Schrift. Die Rückseite leer.

Er sah sich die Namen an. Offensichtlich keine Griechen — und wenn doch, dann mußte dies eine Art Code sein. Mike war irgendwie enttäuscht. Nach allem hatte er mindestens so etwas wie eine Geheimformel erwartet. Er las die Reihe herunter:

John Petersen, Johannesburg
Lorrie Daniels, Sydney
Elmer Jackson, Montreal
Sarah Moonstone, Montreal
Adam Piper, Montreal
David Main, Christchurch . . .

Und so weiter, Namen und Städte.

Mike brannte vor Neugier. Wer waren diese Leute und was bedeutete die Liste? Eines jedenfalls war sicher: Mochten sie sein, wer sie wollten, sie waren unbedingt von größter Wichtigkeit für die Engländer wie für die Deutschen.

Den Leuten, die hinter diesen Namen her waren, bedeutete ein Menschenleben sicher gar nichts. Falls man die Liste bei ihm fand, war er ein toter Mann. Was aber, wenn man sie nicht bei ihm entdeckten konnte? Dann hatte er vielleicht eine Chance, auch wenn die Sache mit der Evakuierung nicht klappte. Angenommen, er lernte die Namen auswendig, was durchaus nicht schwer und in ein paar Minuten getan wäre . . .

Im tiefsten Innern hatte er noch einen andern Grund, den er sich selbst nicht ganz einzugestehen wagte: Die Erlebnisse der letzten Tage hatten viel dazu beigetragen, ihn den Standpunkt des Neutralseins aufgeben zu lassen.

Ach, zum Teufel damit, dachte er. Ich bewahre die Liste eben, solange es geht, und im Notfall vernichte ich sie. Wenn ich die

Namen auswendig lerne, hänge ich mich nur tiefer in diese ganze Sache hinein.

Doch wenn die Liste vernichtet wurde, dann war sie den Engländern verloren . . .

Mike legte sich wieder lang, aber die Namen, die auf dieser Liste standen, ließen ihn nicht in Frieden. John Petersen, Lorrie Daniels, Elmer Jackson — so ging es ihm unablässig durch den Kopf.

Er fragte sich mit einem Seufzer, ob er wohl ganz übergeschnappt sei. Aber er setzte sich nun doch hin, lernte die Liste sorgfältig auswendig, zerriß den Bogen in tausend winzige Schnipsel und ließ sie in alle Winde davonflattern.

Der Tag verlief ohne weitere Zwischenfälle, und als sich die Sonne zum Untergang anschickte, war Mike sicher, daß die Stukas abgezogen worden sein mußten. Er blickte über die weite Wasserfläche und entdeckte hinten am Horizont die ersten kleinen schwarzen Punkte.

In den Golf fuhren Schiffe ein!

Die Soldaten kamen aus ihren Löchern geklettert und starrten. Diesmal gab es kein Jubelgeschrei und kein Singen — nur stumme Gebete.

Sie verhallten ungehört, denn den Berg hinauf sprang von Mund zu Mund eine Schreckensnachricht:

»Deutsche Fallschirmjäger sind vor Kalamä niedergegangen!«

Die Offiziere und Unteroffiziere waren aufgesprungen und brüllten:

»Wer noch eine Waffe hat, an die Front! Die andern sammeln sich unten am Strand!«

»Los, Jungs, jeder, der noch schießen kann! Ran an den Feind!«

»Den verdammten Hunden bereiten wir einen Empfang! Die sollen uns kennenlernen!«

Die Berge standen auf!

Zu zweien und dreien, dann zu Dutzenden und Hunderten strömten die Soldaten auf Kalamä zu, blind vor Zorn und Mordlust im Herzen. Mit aufgepflanzten Bajonetten, mit Pistolen, mit MGs oder auch nur mit irgendeinem Knüppel . . .

Unter diesem verbissenen und erbitterten Angriff wurden die Deutschen aus der Stadt getrieben. Aber dann sammelte sich der Feind wieder und trieb die zahlenmäßig unterlegenen Engländer, Australier, Neuseeländer und Palästinenser mit überwältigender Kraft zurück. Die Nachhut wich nur langsam und forderte Blutzoll

von den Deutschen für jeden Fußbreit Boden, den sie von Kalamä preisgeben mußte. Inzwischen senkte sich die Dunkelheit über das Gefecht.

Zerstörer und Transporter dampften in den Golf und hielten sich in Bereitschaft, dem Feind seine Beute wegzuschnappen.

Mike raste den Hang hinunter. Er war bis zum Äußersten entschlossen, irgendeines der Schiffe zu erreichen und mit ihm fortzukommen aus diesem Land. Als er unten am Strand anlangte, hatte sich auch der letzte Rest von Disziplin verflogen. Die waffenlosen Soldaten waren von Panik ergriffen. Mike fand sich am Rand einer wogenden und brüllenden Menge, zweihundert Meter breit zum Meer hin und jeder einzelne Mann nur von dem Gedanken an Flucht besessen.

Mike mußte unter allen Umständen zum Wasser vor. Er mußte schon dort sein, wenn die ersten Boote kamen. Hinter sich konnte er den Gefechtslärm hören, der näher und näher kam.

Er zog die Schultern an und warf sich in die hysterische Masse hinein. Jeden Muskel angespannt, schob er sich immer tiefer in das Chaos. Rudernde Arme, drängende, schubsende, schreiende Menschen ... Rücksichtslos knallte er sie nach rechts und links. Ein Gegenstoß warf ihn auf die Knie. Sofort arbeitete er sich wieder hoch und stieg über Körper, die schon halb zu Tode getrampelt waren. Mike würgte sich weiter durch, mit Fäusten, Füßen, Ellbogen ... Wieder riß ihn ein Gewirr von Armen und Beinen in den Sand, an die zwanzig Mann über ihm. Er biß und kratzte sich den Weg frei, schaffte endlich die letzten paar Meter und stürzte sich ins Wasser. Prustend richtete er sich auf, um Luft zu schnappen. Seine Uniform hing in Fetzen, sein Gesicht blutete, und seine Hände schwollen an.

Auf einmal wurde es merkwürdig still.

Ein englischer Colonel watete ins Wasser vor die Front der Leute. Seine Haltung war grandios, wenn er auch das Zittern in seiner Stimme nicht ganz unterdrücken konnte. »Wir sind kriegsgefangen«, verkündete er.

Das letzte Hoffnungsfädchen war gerissen!

»Weit ist der Weg zurück ins Heimatland,
Weit, so weit.
Dort bei den Sternen überm Waldesrand
Liegt die alte Zeit.«

Wie um den Schreck zu betäuben und sich gegenseitig Mut zu machen, stimmten die Männer dieses Lied an, das sich melancholisch über den Strand fortpflanzte.

Ein Wort hämmerte in Tausenden von Soldatenhirnen hier am Rand von Kalamä: Kriegsgefangen, kriegsgefangen, kriegsgefangen ...

»Jeder brave Musketier
Sehnt heimlich sich nach ihr ...«

Bald flackerten Lagerfeuer am Strand. Zitternd setzte sich Mike zu einer Gruppe. Er war von Angst besessen wie nie zuvor im Leben. Er sah jeden Augenblick einen Gummiknüppel auf seinen Schädel niedersausen, sah Männer, die ihn in die Rippen traten und seinen leblosen Körper mit Wasser begossen, damit er wieder zu sich käme und sie ihn weiter foltern könnten. Er versuchte sich einzureden, daß er ja Mut habe, aber er hatte Angst, entsetzliche Angst.

Er spielte mit dem Gedanken, sein Leben zu erkaufen durch die Preisgabe der Namen jener geheimnisvollen Liste. Er versuchte das vor sich selber zu rechtfertigen, aber es gelang ihm nicht. Zeit seines Lebens würde er keine ruhige Minute mehr haben, wenn er aus Feigheit so gemein handelte. Verzweifelt biß er sich auf die Fingernägel und kämpfte gegen die aufsteigende Übelkeit an. Dann ging er vom Lagerfeuer weg. Er wollte allein sein in dieser Nacht, allein mit kostbaren Erinnerungen.

So saß er im Dunkeln und durchlebte noch einmal die schönsten Stunden seines Lebens: Er rannte unter den anfeuernden Rufen seiner Kameraden um das Baseballfeld und entschied den Sieg seiner Universität ... Er sah Ellie an jenem Tag, da sie sich kennenlernten, lachend und strahlend ... Er hielt sein erstes Kind im Arm ... Er riß mit bebenden Fingern einen Brief auf und las: »Wir freuen uns, Ihnen mitteilen zu können, daß wir Ihren Roman annehmen ...«

Das erste graue Licht des Tages durchbrach die Dunkelheit. Eine seltsame und wunderbare Ruhe ergriff von Mike Besitz. Er hatte keine Furcht mehr.

Am Waldrand stand ein langer blonder Mann in neuseeländischer Uniform und blickte stumm zu Mike hinüber.

Aus dem Golf stieg leuchtend die Sonne.

Der lange Blonde trat aus der Baumgruppe heraus und schritt

auf die versunken dasitzende Gestalt zu. Mike spürte jemanden in seinem Rücken, hob den Kopf und blickte in die kalten blauen Augen von Jack Mosley. Er war weder erschrocken, noch hatte er Angst.

»Na also, Morrison. Kommen Sie — aber keinen Laut, verstanden? Gehen Sie hier in den Wald.«

Mike stand auf und lief vor Mosley her, bis sie weit genug von den anderen entfernt waren. Mosley befahl Mike stehenzubleiben und lehnte sich ihm gegenüber an einen Baum, die Pistole schußbereit in der Hand. Sein hageres Gesicht verzerrte sich zu einem Lächeln.

»Touché«, sagte er, wobei er mit der Pistole eine spöttische Grußbewegung beschrieb. »Den Betrunkenen haben Sie recht gut gespielt, muß ich sagen. Wir waren überzeugt, uns geirrt zu haben.« Er zündete sich eine Zigarette an. »Jetzt aber ist die Jagd aus.«

Mike schwieg. Seine Augen zogen sich haßerfüllt zusammen. Er lauerte darauf, daß Mosley eine einzige Sekunde nicht aufpassen würde.

»Es wird Sie interessieren, daß ich gestern abend, gleich nachdem wir uns ergeben hatten, durch die Linien geschlichen bin und einen netten kleinen Telefonplausch mit unserem gemeinsamen Freund Konrad Heilser in Athen hatte. Er war ganz außer sich vor Freude, daß Sie dieses reizvolle Land noch nicht verlassen haben.«

»Wenn Sie mich schon umbringen wollen, dann machen Sie es kurz«, sagte Mike ruhig.

»Umbringen? Aber nicht doch — wo Herr Heilser schon einen prächtigen Empfang für Sie in der Hauptstadt vorbereitet! Ich glaube, Sie sind im Besitz einer Information, auf die er den größten Wert legt. Hoffentlich verspätet sich unser Auto nach Athen nicht allzusehr.« Mosley seufzte. »Sobald diese blöde Geschichte hier zu Ende ist und Ihre Freunde auf dem Abtransport ins Gefangenenlager sind, können wir losfahren.«

»Was hat man mit mir vor?«

»Was man vorhat? Das hängt ganz von Ihnen ab, mein Lieber. Wissen Sie, mit Konrads Methoden, die Leute zum Reden zu bringen, bin ich zwar nicht immer einverstanden, aber er erzielt damit erstklassige Erfolge, das muß man ihm lassen. Übrigens, Morrison, würden Sie mir eben noch mal die ausgezeichnete Tabakmarke verraten, die ich in Ihrer Gesellschaft rauchen durfte? Ich möchte mir davon etwas aus Amerika schicken lassen . . .«

»Verdammtes Nazischwein«, sagte Mike.

»Sie könnten mit mehr Anstand verlieren, Morrison.« Mosley zuckte die Achseln. »In unserer Branche ist es nun mal nicht anders.«

»Verdammtes Nazischwein«, wiederholte Mike.

»Sparen Sie sich diese Zärtlichkeitsausdrücke für Herrn Heilser.« Mosley grinste.

Plötzlich knallte laut eine Pistole.

In Mosleys Gesicht trat ein merkwürdig erstaunter Ausdruck. Seine Waffe kippte ihm über den Abzugsfinger und fiel auf die Erde. Mosley wankte, trat einen Schritt auf Mike zu, einen zweiten . . . Die Knie knickten ihm ein und er rollte Mike vor die Füße. Noch ein Zucken, ein leeres Greifen der Hand – dann lag er still. Der Kiefer fiel ihm herab, und noch in den gebrochenen Augen lag der erstaunte Blick.

12

Jeden Muskel gespannt, stand Mike über dem reglosen Körper von Jack Mosley und starrte mit weitaufgerissenen Augen auf ihn nieder.

Hinter einem nahen Baum trat ein Mann hervor. Ein kleiner Mann, nur ungefähr einsfünfzig groß und mit Hornbrille. In der Hand hielt er eine rauchende Pistole.

Der Kleine bückte sich und durchsuchte schnell und geschickt die Taschen des Toten. Dann rollte er den Körper unter das nächste Gebüsch. Er hob Mosleys Pistole auf und drückte sie Mike in die Hand.

»Nehmen Sie, rasch. Wegstecken!«

Mike starrte noch immer zu dem Toten hin.

Der Kleine schüttelte Mike und packte ihn dann beim Arm. »Los, Mann«, sagte er mit deutlichem Schottenakzent, »wir müssen hier schleunigst weg.« Halbbetäubt ließ sich Mike durch den Wald davonziehen. Sie machten einen Bogen und näherten sich dem Soldatenhaufen von der Strandseite her. Man war eben dabei, die Gewehre für die Übergabe aufzustapeln.

Mike ließ sich in den Sand fallen und schüttelte auf einen Ruf hin den Kopf: Nein, er besitze keine Waffe mehr.

»Wir haben Glück«, sagte der Kleine. »Niemand hat den Schuß gehört.«

Mike blickte zu dem Kleinen auf, der sich dicht neben ihn ge-

stellt hatte. Er war jetzt soweit, daß er nicht einmal mehr seiner eigenen Mutter getraut hätte. Der Mann setzte sich neben ihn und begann leise auf ihn einzureden. Mike preßte die Lippen zusammen.

»Mein Name ist Soutar. Major Howe-Wilken — er ruhe in Frieden — war mein Partner.«

Mike suchte zu begreifen, was Soutar sagte, doch in seinem Kopf hatte sich ein seltsamer Gedanke festgesetzt. Er war diesem Mann ausgewichen in der festen Überzeugung, daß er mit Jack Mosley zusammenarbeite. Vielleicht hatten die beiden ihm mit der Szene vorhin im Wald nur Theater vorgespielt, um ihn hereinzulegen? Nein, das konnte nicht sein. Er hatte doch gesehen, wie Mosley plötzlich das Blut aus dem Mund rann.

»Morrison, jetzt ist wirklich nicht die Zeit, den Blöden zu markieren. Wir haben hochwichtige Dinge zu besprechen.«

Mike schwieg noch immer.

»Sehen Sie die Chaussee da drüben? Jeden Augenblick werden dort die deutschen Truppen auftauchen. Ein Kriegsgefangenenlager haben sie in Korinth bereits abgepfählt. Also schön, dann sagen Sie eben nichts. Halten Sie nur weiter den Mund. Konrad Heilser hat Sie in spätestens zwei Tagen gefunden. Sie werden ja sehen, ob Sie ihm gegenüber auch schweigen können. Hören Sie zu, Morrison, die Deutschen haben schon über hundert Ortschaften in Griechenland niedergebrannt. Die Zivilbevölkerung töten sie wie Fliegen. Es wird grauenhaft, wenn sie erst einmal dahinterkommen, daß sie hier ein ganzes Regiment Palästinajuden gekascht haben.«

Der Mann, der sich Soutar nannte, zündete sich eine Zigarette an. »Seien Sie kein Narr. Ich hätte Sie doch gleichzeitig mit Jack Mosley umgelegt, wenn ich nicht überzeugt gewesen wäre, daß Sie ein anständiger Kerl sind. Außerdem habe ich gehört, was Sie zu Mosley sagten.«

Vielleicht waren in der Pistole, die man ihm zugesteckt hatte, nur Platzpatronen, überlegte Mike. Sich zu widersetzen schien sinnlos. Der Mann kannte seinen Namen, wußte, wer er war. Und im übrigen war er so und so geliefert, wenn es sich bei diesem Soutar um einen deutschen Agenten handelte.

Sein Herz hämmerte. Er entschloß sich zu reden, wenn auch mit bebenden Lippen. »Also schön«, sagte Mike. »Ich heiße Morrison, und ich bin amerikanischer Staatsangehöriger. Mir reicht's — ich

will raus aus diesem ganzen Schlamassel. Irgendwie bin ich da reingerutscht und will schleunigst wieder raus.«

»Das dürfte etwas schwierig werden«, erwiderte Soutar mit koboldhaftem Grinsen. »Besser Sie sind sich von vornherein klar darüber: Sie stecken bis über beide Ohren in der Geschichte drin.«

»Wieso?« fragte Mike. »Wieso denn?«

»Tja, ob Sie nun wollen oder nicht, Morrison. Manchmal kann man verflucht wenig tun gegen sein Schicksal.«

Mike scharrte mit dem Fuß im Sand. Er hatte langsam Zutrauen zu diesem Soutar. Der kleine Mann hatte recht — Mike wußte es. Es gibt Zeiten, da der Mensch sich sagen muß: So liegen die Dinge nun einmal — versuch das Beste draus zu machen. Er hatte sich auch einmal mit der Tatsache abfinden müssen, daß Ellie tot war, daß er sie nie wiedersehen würde. Gegen gewisse Dinge kann man mit dem Willen allein nicht an.

»Also gut«, flüsterte Mike. »Dann stecke ich eben drin.«

Während sie dasaßen und auf die Deutschen warteten, erzählte der kleine Soutar, wie es zu allem gekommen war.

Als die Deutschen in Griechenland und Jugoslawien einrückten, waren er und Major Howe-Wilken nach Athen geschickt worden, um die Stergiou-Liste sicherzustellen. Vom Augenblick der Landung an spürten sie bereits, daß der Feind von ihrer Anwesenheit wußte. Das fand später seine Bestätigung, als Soutar entdeckte, ein Regierungsangestellter namens Zervos hatte irgendwie Wind von ihrem Plan bekommen und diese Information an die Deutschen verkauft.

Soutar und Howe-Wilken setzten sich daraufhin nicht mit Stergiou in Verbindung. Sie arrangierten vielmehr unter der Hand, daß Morrison die Liste zugespielt wurde. Dann erst nahmen sie den Kontakt auf, wie ursprünglich geplant, um damit jeden Verdacht von Morrison abzulenken.

Howe-Wilken suchte Stergiou persönlich auf, während Soutar sich nochmals vergewissern ging, ob das Flugzeug auch bereitstand. Da der kleine Schotte wußte, er wurde verfolgt, verbrachte er den größten Teil des Tages damit, seine Beschatter mit irrsinnigen Zickzackwegen durch die ganze Stadt zu beschäftigen. Zu guter Letzt schüttelte er sie ab, um zu seiner Verabredung mit Howe-Wilken zu gehen. Als dieser dann aber nicht erschien, begab er sich zu Stergious Haus. Für militärischen Begleitschutz war es schon zu spät, da die Engländer sich bereits aus Athen zurück-

zogen. So traf Soutar wenige Minuten, nachdem Mike in trunkener Benommenheit und voller Grauen davongestürzt war, in der Petrakistraße 17 ein. Howe-Wilken lebte gerade noch so lange, um ihm mitzuteilen, daß Morrison die Liste nach wie vor in seinem Besitz habe und hoffentlich nach Tatoi hinauskommen werde.

Das übrige war Mike bekannt. Soutar hatte ihn wegen der Verwirrung während des Bombardements auf dem Flugplatz nicht auffinden können, dann seine Spur bis zum Eisenbahntransport verfolgt, sie wieder verloren und schließlich die Suche bei den zurückflutenden englischen Truppen erneut aufgenommen.

»Ich war natürlich stark gehandikapt«, erklärte Soutar, »denn ich kannte Sie doch nicht und wußte nicht einmal genau, wie Sie aussehen. Aber dieses Problem hat ja unser Freund Mosley für mich gelöst.«

»Wer war Mosley eigentlich?«

»Nun, er hatte mindestens ein halbes Dutzend verschiedene Namen. Jedenfalls war er ein deutscher Agent, der in Oxford studiert hatte. Er arbeitete Hand in Hand mit Heilser.«

»Dieser Heilser scheint wohl ein sehr großes Tier zu sein?«

»Oh, der liebe Konrad — mit dem habe ich schon zweimal zu tun gehabt. Erst in Norwegen, dann in Frankreich. Ein toller Kerl. Brutal und hartnäckig. Der wird uns aufspüren, und wenn er hinter jedem Baum oder Stein von ganz Griechenland persönlich nachsuchen muß. Wir werden kein leichtes Spiel haben, Morrison.«

»Erzählen Sie weiter.«

»Viel ist da nicht mehr«, erwiderte Soutar. »Als ich Mosley im Zug sah, wußte ich gleich, daß er Sie suchte. Statt also nach Ihnen Ausschau zu halten, beobachtete ich Mosley in der Hoffnung, daß er mich auf Ihre Spur bringen würde. Was er dann auch tat.«

Mike mußte lachen. »Wenn ich mir vorstelle, wie mühselig ich versucht habe, Ihnen zu entwischen . . .«

»War gut gemacht für einen Neuling, Morrison, wirklich recht gut. Aber Sie haben noch eine Menge zu lernen. Die Liste — die haben Sie doch?«

»Ich habe ein gutes Gedächtnis. Es war nicht schwer, die Namen auswendig zu lernen. Dann habe ich den Zettel zerrissen.« Er stockte. »Diese Stergiou-Liste — was ist das eigentlich?«

»Nun, Sie können es ja ruhig wissen. Fotis Stergiou — Friede seiner Asche — war einer der bekanntesten Anwälte Griechenlands. Als im Winter die Italiener über die Grenzen des Landes

drangen, setzte er sich mit verschiedenen höheren Staatsbeamten in Verbindung und machte ihnen einen Vorschlag. Sie sollten angeblich Kollaborateure werden, wenn es zu einer Besetzung käme. Siebzehn erklärten sich bereit. Sie arbeiten jetzt mit den Deutschen zusammen — jedenfalls nimmt das alle Welt an. Sie haben wichtige Positionen inne, zwei oder drei von ihnen sind sogar Minister. In Wirklichkeit aber arbeiten sie selbstverständlich für uns und warten nur, daß wir uns mit ihnen in Verbindung setzen.«

Soutar drückte seine Zigarette aus und schaute verloren ins Weite. »Keiner von der Stergiou-Liste kennt den anderen. Jeder arbeitet für sich.«

»Warum?«

»Falls es den Deutschen gelingen sollte, einen von ihnen zu überführen, ist es ihnen unmöglich gemacht, gleich auch die übrigen Namen herauszulocken. Die anderen können also ruhig weiterarbeiten.«

»Und die Deutschen haben durch einen Griechen davon erfahren?«

»Ja — Zervos heißt der Hund. Scheint genauso widerlich zu sein wie Heilser.«

Mike sann ein Weilchen vor sich hin. Er hatte den Angriff erlebt — die Macht der deutschen Waffen. Es schien ihm ein so sinnloses Unterfangen. »Diese Leute, diese siebzehn Mann, was glauben sie denn ausrichten zu können gegen das, was wir eben am eigenen Leib erlebt haben?«

»Was sie ausrichten können?« wiederholte Soutar. »Sie sind aber naiv, Morrison. Schon mancher Krieg ist durch unser Geschäft gewonnen oder verloren worden. Diese Leute werden Zugang zu geheimen Dokumenten haben — sie werden orientiert sein über jeden von den Deutschen geplanten Schritt, werden jedes U-Boot kennen, das in einem griechischen Hafen stationiert ist, werden haargenau wissen, wieviel Mann und welche Waffen der Feind hat. Was Sie ausrichten können? Das will ich Ihnen sagen: Eines Tages wird die große Wende kommen in diesem Krieg — denken Sie an meine Worte! Und wenn es soweit ist, dann werden die Untergrund- und Widerstandsbewegungen von Griechenland und allen anderen besetzten Gebieten fünfundzwanzig deutschen Divisionen genug zu tun geben, daß sie nicht an der Front eingesetzt werden können.«

Mike pfiff durch die Zähne. »Scheint mir wichtiger als eine bloße geheime Formel . . .«

»Was?«

»Nichts — ich habe nur laut vor mich hin gedacht.«

»Wenn der Tag der Abrechnung kommt, müssen diese siebzehn Mann rehabilitiert werden. Sie dürfen nicht als Verräter sterben. Und Sie sind der einzige Mensch auf der Welt, der weiß, wer sie sind.«

Plötzlich packte Soutar Mikes Hand. »Pst!«

Ein einsamer deutscher Soldat rückte von der Chaussee her vorsichtig zum Strand vor und stellte sich vor die Tausende seiner Gegner. Die Engländer, zum erstenmal Auge in Auge mit dem Feind, starrten ihn neugierig an.

»Die Liste«, flüsterte Soutar, »nennen Sie mir die Namen.«

Mike grinste. »Ich denk nicht dran.«

»Jetzt ist keine Zeit für Unsinn, zum Teufel noch mal!«

»O nein, nur ist mir gerade eingefallen, daß Sie sich sehr viel intensiver darum bemühen werden, mich möglichst bald lebend aus Griechenland herauszubringen, Mr. Soutar.«

»Sie lernen rasch«, seufzte Soutar. »Wir reden später noch mal darüber.«

Der deutsche Soldat bellte einen Befehl, bei dem man einen Unterton von Angst spürte. Die niedergeschlagenen und verbitterten Männer des ehemaligen Britischen Expeditionskorps formierten sich unter leisem Murren.

Soutars überlegene Haltung dem Geschehen gegenüber gab auch Mike die nötige innere Ruhe. Und so traten der große breite Amerikaner und der kleine Schotte mit in Reih und Glied.

»Was wird jetzt?« fragte Mike.

»Wenn wir nur einigermaßen Glück haben, wird man uns bis Korinth erst mal in Ruhe lassen. Bei der ersten besten Gelegenheit schmeißen Sie unauffällig Ihren Paß und alle sonstigen Ausweise weg.«

»Und was machen wir, wenn wir in Korinth sind?«

»Wir kommen gar nicht bis Korinth, Mann. Wir springen unterwegs vom Zug.«

Mike erinnerte sich an die unter ihm dahinsausenden Gleise bei jener anderen Fahrt vor wenigen Tagen. Dieser Plan gefiel ihm gar nicht.

Die Gefangenen begannen sich in Bewegung zu setzen, auf

Kalamä zu. Deutsche Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten erschienen und flankierten die Reihen von beiden Seiten.

»Halten Sie sich immer neben mir«, flüsterte Soutar. »Sollten wir irgendwie getrennt werden, setzen Sie sich mit Dr. Harry Thackery von der Amerikanischen Archäologischen Gesellschaft in Athen in Verbindung.«

»Dr. Thackery, Amerikanische Archäologische Gesellschaft«, wiederholte Mike.

Soutar schob ihm ein ansehnliches Bündel Drachmen in die Tasche.

Die Gefangenen erreichten die Außenbezirke von Kalamä. Die lebenden Leichname von Kalamä standen in den Straßen und weinten, als die des Expeditionskorps mit stumpfen Gesichtern zwischen ihnen dahinmarschierten. Das tote Pferd lag noch immer auf dem Marktplatz.

An dem halbzerstörten Bahnhof wurde Halt befohlen. Deutsche Offiziere übernahmen es, die Kriegsgefangenen in Gruppen zu je achtzig Mann einzuteilen. Der tüchtige Feind hatte die Gleise schon wieder repariert, und die Viehwagen zum Transport standen bereit.

Soutar spürte die Verkrampfung bei Mike. Er sprach leise auf ihn ein, versetzte ihm auch einen freundschaftlichen Rippenstoß und blinzelte ihm durch seine Hornbrille aufmunternd zu.

Rings um den Bahnhof sammelten sich Griechen und wehklagten. In wütender Linie rückten die Wachen vor, um sie nicht an die Gefangenen heranzulassen.

Ein kleines Mädchen durchbrach die Kette und lief auf die Gruppe zu, bei der Mike und Soutar standen. In den ausgestreckten Händen hielt es einen Laib Brot. Die nächste Wache befahl barsch, zurückzugehen. Die Engländer schrien dem Kind zu, nicht weiterzukommen. Das Mädchen begriff nichts. Die armen Soldaten seien hungrig, hatte man gesagt. Wieder ein Befehl stehenzubleiben . . . Die Kleine kam näher. Der Deutsche legte an . . .

Soutar packte Mike am Arm und zog ihn herum.

»Nicht hinsehen!«

Mike zuckte zusammen, als der Schuß krachte. Brüllend und voller Empörung wollten sich die Engländer auf den Schützen stürzen. Mit Seitengewehren und Knüppeln wurden sie zurückgetrieben. Das Brot rollte Mike vor die Füße. Soutar hob es auf und meinte: »Nun sollten wir es wenigstens essen.«

Die Türen der Viehwagen wurden aufgeschoben.

»Schnell!« flüsterte Soutar. »Springen Sie als erster rauf und gehen Sie sofort in die vordere linke Ecke. Dort ist ganz oben eine kleine Luke.« Er stieß Mike geradezu in den Wagen und folgte ihm dichtauf. In der nächsten Sekunde flutete eine puffende und drängende Menge hinter ihnen herein.

Gleich darauf wurde die Tür rücksichtslos zugeschoben, und sie befanden sich in fast völligem Dunkel. Sie hörten das Einrasten des schweren Riegels.

Mike und Soutar waren in ihrer Ecke wie festgenagelt von der hineingepferchten Menschenmasse. »Lassen Sie sich durch nichts und niemanden hier wegdrängen«, flüsterte Soutar. Der Zug ruckte an und warf sie alle durcheinander.

Der Süden Griechenlands ist heiß. Besonders im Inneren eines Viehwagens. Der Gestank nach Kuhmist mischte sich bald mit dem scharfen Schweißgeruch der Männer. Schon wurde den ersten schlecht, und bald übergaben sich immer mehr, dabei war es nicht möglich, mehr als höchstens eine Hand oder einen Fuß zu bewegen. Sie waren enggepackt wie Sardinen. Die Kehlen dörrten ihnen aus, die Mägen grollten vor Hunger . . .

Nach einer Stunde waren bereits die ersten bewußtlos. Aber auch sie blieben stehen — es war einfach keine Möglichkeit zum Umfallen. Alle fingen an sich die Sachen vom Leibe zu reißen; ihre Haut war glitschig und roch sauer. Dazu kam der Gestank nach Urin und Kot.

In der folgenden Stunde sackte Mike gut ein halbes dutzendmal zusammen. Soutar rieb ihm die Schläfen und den Nacken. Wenn ihm die Sinne vergingen, schlug ihn Soutar, bis er wieder zu sich kam. Unterdessen war etwa die Hälfte der Leute bewußtlos, und die anderen stöhnten vor Qual.

Der Schweiß rann Mike in die Augen, so daß er nichts mehr sehen konnte. Jedes Schleudern des Zuges sandte stechende Schmerzen durch seinen Körper und warf eine kompakte Menschenmasse gegen ihn, die ihn an die Wand quetschte.

Am Spätnachmittag begann auch Soutar zu ermatten. Mike hatte sich längst gewundert, was der kleine Mann ertragen konnte. Jetzt hielt Mike ihn am Kragen gepackt. Soutar keuchte und schnappte verzweifelt nach Luft.

Die grausame Hitze ließ noch immer nicht nach.

Soutar und Mike hielten sich abwechselnd am Leben. Mittlerweile waren schon zwei Mann in ihrem Wagen tot.

Der Abend brach herein.

Es war eine winzige Erleichterung, als etwas Kühle einsetzte. Den Gestank merkte schon seit langem niemand mehr. Mike und Soutar hatten unentwegt gebrochen, bis sie überhaupt nichts mehr drin hatten. Die Soldaten sackten um, fielen einer auf den anderen die schwächsten zuunterst, dem Tode nahe, unfähig sich zu rühren.

Endlich wurde es Nacht. Mike war inzwischen soweit, daß er auch von einer Mondrakete abgesprungen wäre.

»Jetzt versuchen wir's«, keuchte Soutar.

»Wenn — wenn sie nun aber unsertwegen halten?«

»Das riskieren sie bestimmt nicht wegen ein oder zwei Leuten. Wenn sie anhalten, gibt es einen Massenausbruch — das wissen die allzu genau.«

Mike hob Soutar hoch, damit er mit dem Knauf seiner Pistole die Luke einschlagen konnte. Sie sprang auf.

»Sie zuerst«, sagte Soutar. »Kommen Sie mir dann längs der Gleise entgegen. Aber lassen Sie den Zug erst mindestens zwei, drei Minuten vorbei sein.«

Mike nickte.

»Helft uns, Jungs, wir versuchen zu verschwinden.«

Willige Hände hoben Mike mit letzter Kraft hoch. Er bekam den Lukenrand zu fassen und hielt sich krampfhaft fest. Seine Hände glitten ab, doch er wurde von den Soldaten gehalten. Er zwängte den Körper durch die schmale Öffnung und zog die Beine nach.

Die plötzliche kühle Nachtluft wirkte wie Medizin. Mikes Kopf wurde wieder klar. Sich an einen eisernen Haken klammernd, wartete er noch, weil er hoffte, daß der Zug in eine Kurve einbiegen und sein Tempo vermindern würde. Doch dann rutschte er ab und wurde ins Leere geschleudert.

Die Erde raste ihm entgegen und traf ihn mit furchtbarer Gewalt. Er prallte zurück und überschlug sich mehrmals. Eine Sekunde lang blieb er unbeweglich liegen, dann sprang er auf und raste den Bahnhang hinunter, wo er sich gleich wieder zu Boden warf. Der Zug sauste vorbei.

Mike folgte ihm mit den Augen. Es schien ihm, als knalle ein Schuß. Er rührte kein Glied, ehe nicht das letzte Räderrollen verhallt war und er nur noch das aufgeregte Pochen seines eigenen Herzens und seinen keuchenden Atem hörte.

Geduckt schlich er zu den Gleisen hinauf. Seltsam, höchst seltsam war das: Er verspürte überhaupt keinen Schmerz. Es war alles

ganz wunderbar, und er hatte ein so schwebendes Gefühl wie nach fünf, sechs Martinis. Er ging auf den Schienen entlang wie auf Wolken. Ihm war so wohl, so unendlich wohl . . .

Das Stahlband der Gleise wies ihm den Weg. Der Himmel war dunkel, und nur gelegentlich äugte die Mondsichel durch die ziehenden Wolken.

»Soutar«, rief er halblaut, »Soutar!«

Aus dem hohen Gras am Bahndamm hörte er ein Stöhnen. Er schlich dem Klang nach.

Soutar lag mit dem Gesicht nach unten. Mike kniete nieder und drehte ihn vorsichtig um. Soutar war tot.

Mike durchsuchte die Taschen des kleinen Mannes. Sie waren leer. Er nahm Soutars Pistole und steckte sie in sein Koppel. Dann schleifte er den schlaffen Körper in den jenseits des Bahndamms gelegenen Wald. Von Soutars Beinen tropfte Blut.

Im Wald suchte sich Mike eine Mulde und vertiefte sie mühselig, so gut es ging. Dann rollte er die Leiche hinein und deckte sie mit etwas Erde und Zweigen zu.

Athen — nach Athen — er mußte nach Athen zu Dr. Harry Thackery . . . Als Mike sich aufrichtete, schwankte er und mußte sich gegen einen Baum lehnen. Alles drehte sich vor ihm, der ganze Wald. Ich brauche Wasser — ans Meer — ich muß wieder denken können . . .

Er stolperte durch den Wald auf die Küste. Ein Stück weiter unten sah er die Lichter eines Dorfes. Menschen — griechische Menschen — Freunde . . . Sie werden mich verstecken . . . Ich muß zu dem Dorf . . .

Die Lichter des Ortes fingen auf einmal an sich in rasendem Wirbel zu drehen.

Der Sprung — er hatte sich doch etwas getan . . .

Auf Händen und Knien kroch er auf die Lichter zu. Im Sand hinterließ er eine rote Spur. Er fuhr sich übers Gesicht: Es war völlig blutverschmiert.

An der ersten Bauernhütte riß er sich hoch und fiel gegen die Tür. Mit übermenschlicher Kraft hämmerte er dagegen.

»Hilfe!« schrie er. »Um Gottes willen, helft mir!«

Die Tür wurde geöffnet.

Mike Morrison schlug bewußtlos zu Boden.

ZWEITER TEIL

1

Das Telefon klingelte. Konrad Heilser knurrte, wälzte sich herum und tastete nach der Lampe auf dem Nachttisch. Er nahm den Hörer ans Ohr und ließ sich wieder zurück aufs Kopfkissen sinken.

»Hier Zervos«, sagte eine Stimme. »Bitte entschuldigen Sie die Störung zu so später Stunde, aber ich bin eben erst wieder in Athen eingetroffen.«

»Wo stecken Sie denn?« murmelte Heilser, noch halb im Schlaf.

»In Ihrer Dienststelle.«

»Kommen Sie sofort zu mir ins Hotel!« Damit knallte Heilser den Hörer auf.

Die Frau neben ihm kuschelte sich an ihn und maunzte. Als er die Decke beiseite warf und aufstand, öffnete sie erstaunt die Augen.

»Wo gehst du denn hin, Schatz?«

»Ich hab' zu tun. Schlaf weiter.«

Sie nestelte sich hoch, mit dem Rücken gegen die Bettwand, und zog einen Schmollmund. Dann langte sie nach der Pralinenschachtel auf dem Nachttisch. Kleines Aas, dachte Heilser, als er zum Schrank ging und seinen Morgenrock herausnahm. Einladend räkelte sie ihren nackten Körper, ohne aber dabei zu vergessen, ein neues Stück Konfekt zu nehmen.

War verdammt gut gebaut, die Kleine, doch mit der Zeit wurde sie langweilig. Sie war völlig einfallslos und hatte keinerlei neue Tricks zu bieten. Nächste Woche würde er ihr den Laufpaß geben und sich etwas anderes suchen. Etwas mit ein bißchen mehr Geist. Nicht eine, die so offensichtlich nur auf die Annehmlichkeiten aus war, die er bieten konnte. Er ging zur Badezimmertür. Die Frau schob sich wieder unter die Bettdecke.

»Komm«, girrte sie.

»Du sollst schlafen!«

Im Badezimmer wusch er sich das Gesicht mit kaltem Wasser und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Dann bürstete er sich Pomade ins Haar und starrte eine ganze Weile geistesabwesend in

den Spiegel — diesmal ohne die übliche Selbstbewunderung. Dieses Griechenschwein hatte bestimmt bloß wieder schlechte Nachrichten, das spürte er schon im voraus.

Zervos hatte diese ganze Affäre total verfahren. Erstens hatte er den alten Stergiou Selbstmord begehen und damit das Geheimnis der Namenliste mit ins Grab nehmen lassen. Zweitens war ihm Soutar durch die Lappen gegangen. Und drittens hatte dieser Morrison das Durcheinander vollständig gemacht.

Der verdammte Amerikaner! Es gab in dieser Branche nichts Schlimmeres als einen verzweifelten Amateur. Immerhin aber war jetzt alles klar: Howe-Wilken und Soutar hatten den Amerikaner ganz einfach als letzten Rettungsanker genutzt.

Heilsers Dienststelle war unterdes schon mit einer Flut von Anfragen nach Morrisons Verbleib bombardiert worden. Heilser hatte der Amerikanischen Gesandtschaft leider wahrheitsgemäß antworten müssen, daß er selber gern wüßte, wo Morrison abgeblieben sei, und daß er tagaus und tagein nach ihm Ausschau halte. Allerdings erwähnte er nichts davon, was er zu tun beabsichtige, wenn er ihn fand. Die Gesandtschaft war sogar so hilfsbereit gewesen, ihm zwei Fotos des Gesuchten zur Verfügung zu stellen. Das eine stammte von der Rückseite eines Buchumschlags, das andere war ein Paßbild. Nur kann man in derlei Porträts meist nicht einmal seine eigene Mutter wiedererkennen.

Der geschulte Agent schlägt ganz bestimmte Wege ein, nimmt ganz bestimmte Risiken auf sich. Er stellt seine Aufgabe höher als sein Leben. Anders aber der verzweifelte Amateur. Der handelt völlig unberechenbar und entwickelt unvermutet die Schlauheit eines verfolgten Tieres, nur um sein Leben zu retten.

Heilser rekonstruierte noch einmal den Gang der Ereignisse: Zuerst war Mosleys Anruf aus Kalamä gekommen, daß Morrison noch nicht aus Griechenland entwischt sei und daß man ihn beim Britischen Expeditionskorps gesehen habe. Daraufhin war Heilser stehenden Fußes mit Zervos nach Korinth gebraust, um ihn in Empfang zu nehmen. Aber kein Morrison erschien. Dann entdeckte man Mosleys Leiche am Strand von Kalamä, und Heilser mußte zugeben, daß sein Gegner die erste Runde gewonnen hatte.

Nicht lange danach wurde in der Nähe der Gleise vor Nauplion auch der tote Soutar gefunden. Heilser verhörte daraufhin — sechzig Stunden hintereinander, ohne Pause, ohne Schlaf — jeden einzelnen Gefangenen und jeden Bewachungsposten, die sich in jenem Zug befunden hatten. Es stand jetzt einwandfrei fest:

Morrison und Soutar hatten sich beide bei dem Transport befunden und waren kurz hintereinander aus dem Zug gesprungen. Soutar hatte eine Kugel erwischt, Morrison jedoch war entkommen.

Und hier endete jede Spur.

Ein unerklärbares völliges Verschwinden. Zervos war jetzt mit einer Reihe von Leuten in Nauplion gewesen, um dort sowie in den umliegenden Dörfern genaueste Nachforschungen anzustellen.

Wütend warf Heilser die Haarbürste hin. Er wußte, was auf dem Spiel stand, wenn man die Stergiou-Liste nicht fand. Er wußte, wieviel Arbeit es kosten würde, einen verzweifelten Amateur aufzustöbern.

Zervos stand mit dem Hut in der Hand im Salon der luxuriösen Suite. Seine neidischen Blicke streiften den Barschrank, und mit einiger Halsverrenkung versuchte er, etwas aus dem Schlafzimmer nebenan zu erspähen, dessen Tür halb offen war. Die Bettdecke bewegte sich raschelnd.

Meine Zeit wird nun auch bald kommen, dachte Zervos. Mit Belohnung sind diese lausigen Deutschen zwar nicht gerade großzügig, aber man weiß schon, wie man diese Dinge aufbessern kann. Er hatte sich auf die richtige Seite geschlagen. Eine solche einmalige Gelegenheit konnte man nicht ungenützt vorübergehen lassen. Die deutsche Besetzung war nun einmal eine Tatsache. Man will ja nicht zeitlebens ein kleiner Regierungsangestellter bleiben. Und es brachte immerhin schon etwas ein, wenn man seine Informationen verkaufte. Bald würde er auch so eine Zimmerflucht bewohnen. Die Kunstsammlung, die er sich aus Stergious Haus angeeignet hatte, war nur der Grundstock zu einem Vermögen. Bald würde mehr dazukommen, denn schließlich war er ja jetzt zum geachteten Bürger avanciert.

Er dachte da an einige recht wohlhabende Einwohner dieser Stadt. Er, Zervos, hatte die gesamte Macht der deutschen Polizei hinter sich. Bald würde er seinen reichen Landsleuten ganz freundschaftliche Besuche abstatten und ihnen einen kleinen Wink geben, daß sich die Gestapo für sie interessiere. Doch sei er in der Lage, sie zu schützen. Leider aber sei dieser Schutz nicht billig . . .

Nein, lange würde es nicht mehr dauern . . . Eine Suite — ein Mädchen im Bett . . . Vielleicht sollte er sich gleich ein ganzes Hotel kaufen. Er würde reich sein und Macht haben . . .

Die Wunschträume lösten sich zunächst einmal in Luft auf, als jetzt Heilser eintrat und die Tür zum Schlafzimmer hinter sich zuknallte. Die beiden Männer wechselten einen Blick, aus dem gleichermaßen Mißtrauen, Haß und Furcht zu lesen war. Heilser eröffnete die Unterhaltung mit seinem üblichen scharfen: »Also?« bei dem der fette Zervos noch jedesmal zusammenzuckte.

Zervos hob die Achseln und machte eine resignierte Handbewegung. »Er hat sich allem Anschein nach in Rauch aufgelöst. Wir haben ganz Nauplion von unten nach oben gekehrt — nichts!«

»Lächerlich!« schnarrte Heilser. Er zündete sich eine Zigarette an und ging zum Barschrank. Er fragte Zervos, was er trinken wolle, weil es ihm widerlich war, den fetten Griechen geifern zu sehen.

Unsicher betrachtete Zervos die vielen fremdartigen Etiketts. Eines Tages würde auch er das alles kennen. Jetzt aber wählte er eine vertraute Flasche Retsina, kippte ein halbes Glas davon hinunter und wischte sich mit dem Ärmel die Lippen.

»Ich versichere Ihnen, der Mann ist glatt verschwunden.«

»Blödsinn! Machen Sie die Sache nicht geheimnisvoller, als sie ist.« Heilser stellte seinen Whisky hin und ging ein paarmal im Zimmer auf und ab. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, schlug eine Generalstabskarte auf und zog einen Kreis um Nauplion und Umgebung. »Innerhalb dieses Kreises hier weiß jemand die Antwort.« Er warf den Bleistift auf den Tisch.

»Aber ich sage Ihnen doch, wir haben an die tausend Leute verhört.«

»Dann verhören wir eben *zehn*tausend Leute!« Heilser drückte seine Zigarette aus. Er begann zu dozieren: »Es gibt nur zwei Möglichkeiten — entweder finden wir ihn, oder er kommt von selber zu uns. Denn früher oder später wird er versuchen Athen zu erreichen, um hier mit jemandem Kontakt aufzunehmen. Nicht mit der Gesandtschaft. Sondern mit jemandem, den Soutar ihm genannt hat. Und wen? Natürlich einen von den bekannten Tommyfreunden, die wir bereits unter Beobachtung haben.«

Heilser zündete sich die nächste Zigarette an und trank sein Glas aus. »Aber wir können nicht warten, bis er geruht, zu uns zu kommen. Wir gehen ihm entgegen, ganz sacht und unauffällig. Aber wir dürfen ihn auf keinen Fall in die Berge verscheuchen. Immerhin ist er aus einem schnellfahrenden Zug abgesprungen. Wenn er nicht gerade Zirkusakrobat gelernt hat, muß er verletzt worden sein und kann sich nicht schnell und weit genug verdrückt

haben. Ich bin überzeugt, er ist noch in Nauplion oder zumindest dort ganz in der Nähe.«

»Wie Sie meinen, Herr Heilser.«

»Also sind wir uns wenigstens in einer Sache einig.« Er sah Zervos an und seufzte mißmutig. »Offensichtlich muß ich also schleunigst nach Nauplion und die Suche dort persönlich leiten.«

Er erhob sich und ging auf das Schlafzimmer zu. »Wir werden unsern Mr. Morrison finden, Zervos — und wenn wir euer ganzes dreckiges Land auf den Kopf stellen müssen.«

»Jawohl.«

Heilser öffnete die Tür, und den Blick schon auf das Mädchen im Bett gerichtet, sagte er: »Warten Sie unten in der Halle, Zervos. Ich komme in einer Stunde etwa.«

2

Als Mike die Lider aufschlug, blendete ihn Helle. Weißgekalkte Wände reflektierten goldenes Sonnenlicht. Rasch machte er die Augen wieder zu, hielt sich schützend die Hand darüber und öffnete sie vorsichtig noch einmal.

Genau gegenüber von ihm hing ein düsteres Christusbild, unter dem eine Ewige Lampe flackerte. Wie gebannt starrte er es eine Weile an und ließ seine Blicke dann über die das Bild umgebenden Ikonen wandern.

An den übrigen Wänden sah er gerahmte Fotos von Männern mit wildstruppigen Bärten oder von olivenhäutigen Frauen mit erstaunlich großen schwarzen Augen. Rohgezimmerte Stühle und Tische bildeten neben einem großen Webstuhl in der Mitte des Raumes die ganze Einrichtung.

Die Helligkeit ließ alles vor ihm flimmern, die Augen tränten, sein Hirn war leergebrannt. Plötzlich kam ihm die Erinnerung. Er fuhr mit einem Ruck hoch, um sich sofort wieder stöhnend zurücksinken zu lassen auf sein Lager — ein breites, über einen Ofen gebautes Bett.

Von irgendwo in dem Zimmer hörte er ein leichtes Rascheln, und er spürte die Gegenwart eines anderen Menschen.

Ein hübsches braungebranntes Mädchen von etwa zwanzig Jahren beugte sich über ihn. Sie hatte riesige dunkle Augen, lackschwarzes Haar, das locker auf ihre glatten, weichen Schultern fiel, und einen üppigen Busen. Er sah die Grube zwischen ihren Brü-

sten in der weitausgeschnittenen reichbestickten Bluse genau vor sich, als sie sich niederbeugte. Sie trug einen bunten Rock, dessen hoher Gürtel bis zu dem kurzen Bolerojäckchen reichte, das ihre malerische Tracht vervollständigte.

»Hilf mir auf – ich muß nach Athen . . .«

»Kalispera«, flüsterte das Mädchen und lief wie ein erschrockenes Reh davon.

Mike versuchte sich aufzurichten, aber jede Bewegung bereitete ihm stechende Schmerzen. Aus dem Augenwinkel erblickte er auf einem Stuhl neben dem Bett seine Sachen. Er griff hinüber und durchwühlte alle Taschen, bis er die Pistolen fand. Schnell versteckte er sie unter dem Kopfkissen.

Gleich darauf kam das Mädchen in Begleitung zweier Männer herein.

Der eine war ein Hüne in einem schweren, schwarzen Priestergewand. Von seinem Gesicht konnte man infolge seines wilden Bartgestrüpps so gut wie nichts sehen. Auf dem Kopf trug er eine dreieckige schwarze Kappe.

Der zweite Mann war klein, stämmig und bis auf einen Kranz spärlicher Haare glatzköpfig. Dafür prunkte er mit einem gewaltigen, sorgsam gewachsten Schnauzbart und trug ein Ballettröckchen über weißen Strümpfen, die am Knie mit schwarzen Bändern festgebunden waren. Dazu gehörten eine weiße Bluse, ein Käppchen, dem aus einer seitlichen Falte eine prächtige lange schwarze Quaste entquoll, sowie aufgebogene Schuhe mit leuchtendroten Pompons auf den Spitzen.

Der Ballerinamann lächelte Mike an und überschüttete ihn mit einem Wortschwall in irgendeinem griechischen Dialekt. Plötzlich fuhr er herum und warf einer älteren Frau, die schüchtern im Türrahmen stand, eine Reihe von Befehlen zu.

Im nächsten Augenblick füllte sich der Raum mit Männern, die Mike unverhohlen anstarrten. Dann kamen auch Frauen, jede mit einem übervollen Teller in der Hand: Huhn, Reis, Oliven, Wein, rundes Bauernbrot . . .

Der Ballerinamann schob sich einen Stuhl ans Bett, schenkte sich ein Glas Wein ein und bedeutete Mike, er möge essen.

Mike, noch immer stumm und etwas ratlos, aber mehr neugierig als vorsichtig, richtete sich mit krampfhaften Bemühungen hoch, bis er halbwegs saß. Das Mädchen stürzte herbei und schob ihm ein Kissen in den Rücken.

Alles schwieg andächtig, während Mike die angebrachten Spei-

sen musterte. Interessiert beugte man sich vor, als er zulangte. Der Magen knurrte ihm vor Hunger, aber nach ein paar Bissen hatte er schon das Gefühl zu platzen. Er schüttelte also den Kopf und schob die Teller beiseite. Da erhob sich ein allgemeines Wehklagen, und der Ballerinamann flehte ihn inbrünstig an, doch ja noch zu essen, worauf ihm Mike durch Gesten begreiflich zu machen suchte, daß er einfach nicht mehr könne.

Dann scheuchte der Ballerinamann alle bis auf das Mädchen aus dem Zimmer. Mit sichtlichem Stolz sagte er in gebrochenem Englisch zu Mike: »Ich bin Christos Jalouris, und das hier ist meine Nichte Eleftheria. Sie wohnt in Dernika und führt dort meiner alten Mutter den Hàushalt. Aber ich, Christos, ich habe sie herkommen lassen, damit sie Sie pflegt. Und wie ist Ihr werter Name?«

Mike wollte sich übers Haar streichen. Zum erstenmal merkte er, daß sein Kopf verbunden war. Sein Finger glitt außerdem an einer schon verschorften Wunde entlang, die von der Stirn bis zum Unterkiefer lief.

»Athen . . . ich muß unbedingt nach Athen . . .«

Christos schüttelte bedächtig das Haupt. »Sie sind sehr, sehr krank gewesen.«

»Verzeihung bitte. Mein Name ist Jay — Jay Linden«, sagte Mike rasch. »Wo — wo bin ich denn?«

»In Paleachora.«

»Paleachora?«

»Ja. Zweihundert Kilometer nördlich von Athen.«

»Nördlich? Aber — aber ich war doch in Südgriechenland? Das verstehe ich nicht.«

»Man hat sie in der Nähe von Nauplion gefunden.«

»Nun ja — und Nauplion liegt doch im Süden.«

Christos bot von dem Wein an, doch Mike wehrte ab. »Eine Menge von euch Englezi ist unterwegs aus dem Gefangenentransport abgesprungen«, erklärte Christos. »Jedermann wußte, daß spätestens am nächsten Tag die Deutschen die gesamte Gegend absuchen würden. Die meisten englischen Soldaten haben sich daher gleich hinein in die Berge verzogen.«

»Weiter, bitte.«

»Glücklicherweise war gerade einer von meiner Bootsmannschaft zu Besuch in dem Haus, wo Sie anklopften. Sie waren bewußtlos und konnten nicht mehr weiter. Man brachte sie zu mir aufs Boot. Und da habe ich Sie dann mitgenommen.«

»Boot? Dann sind Sie wohl Fischer?«

»Ich, Christos, bin der alleinige Eigentümer der Mühle von Paleachora«, stellte er mit würdevollem Stolz richtig. »Das Boot brauche ich zum — nun zum Transport und noch zu verschiedenen anderen Dingen.« Christos' verschmitztes Zwinkern ließ durchblicken, daß die »verschiedenen anderen Dinge« nicht immer dem Gesetz entsprachen.

Als Mike ihm zu danken versuchte, wehrte er ab. »War doch nur meine Pflicht. Wie fühlen Sie sich denn jetzt? Der Arzt wird in etwa fünf Tagen wieder nach Ihnen sehen. Bis dahin ruhen Sie sich schön aus.«

»Aber — aber ich muß unbedingt nach Athen.«

»Darüber reden wir später. Komm, Eleftheria, lassen wir unseren Freund Jay jetzt lieber schlafen.«

Die folgenden paar Tage waren angenehm und voll herrlicher Ruhe. Ein steter Strom von gutem Essen weckte langsam wieder Mikes gesunden Appetit. Auch die Schmerzen ließen ein wenig nach.

Mike war dankbar für das Glück, das ihn nach Paleachora verschlagen hatte. In Nordgriechenland würde Konrad Heilser ihn bestimmt nicht suchen. Anfangs hatte er noch Angst, entdeckt zu werden, aber dann erfuhr er, daß sich hier in den Bergen noch mehr englische Soldaten verbargen. Die Bewohner der Dörfer nahmen sie mit offenen Armen auf, ja sie rechneten es sich zur Ehre an, ihnen Herberge zu gewähren. Vor ihm waren bereits zwei Engländer in Paleachora aufgenommen worden, und beinahe tagtäglich kamen weitere durch das Dorf, die auf dem Marsch ins Kriegsgefangenenlager Thessaloniki geflohen waren.

Die Stergiou-Liste und die Erinnerung an die vergangenen Wochen quälten ihn unablässig. Den Namen Dr. Harry Thackery hatte er ständig im Ohr. Aber es war ja unmöglich, irgendwelche Pläne zu machen, ehe er nicht wieder auf den Beinen war. Er überschlug, was er einzusetzen hatte. Zwei Pistolen, ein Bündel Drachmen und einen wertvollen Freund in Gestalt des stämmigen, koboldhaften Christos.

Daß er Jay Linden, ein neuseeländischer Soldat sei, hatte man unangezweifelt hingenommen.

Das Mädchen Eleftheria war tagsüber ständig in seiner Nähe, webte oder spann in dem Raum, der ihm als Krankenzimmer eingeräumt war, oder arbeitete nebenan in der Küche. Sie war

unglaublich scheu, viel zu scheu, um eine Unterhaltung mit ihr zu wagen. Doch ein bloßes Heben der Braue ließ sie herbeistürzen, um alle seine Launen zu erfüllen. Wenn sie am Webstuhl saß oder sonstwie geschäftig herumwirtschaftete, bot Eleftheria einen reizenden Anblick. Mike war zu krank, zu bedrückt wegen der Stergiou-Liste und dem guten Christos auch viel zu dankbar, als daß er irgendwelche Dummheiten mit dem Mädchen im Sinn gehabt hätte. Dessenungeachtet besaß Eleftheria alle natürlichen Voraussetzungen, einen Mann zu verwirren.

Solange es Tag war, sah Mike kaum jemand anderen als Eleftheria und Melpo, die reizlose ältliche Frau von Christos. Mike wußte nicht einmal, ob Melpo überhaupt sprechen konnte.

Papa-Paulos, der Pope, kam gelegentlich auf eine Minute zu ein paar freundlichen Worten herein, und hier und da steckte einer der Dorfbewohner im Vorbeigehen rasch einmal den Kopf durch die Tür, um zu fragen, wie es ihm gehe.

Die Frauen waren im allgemeinen Eleftheria nicht unähnlich: tadellos gewachsen und meist auch hübsch, aber eine wie die andere schrecklich scheu. Es kam vor, daß Mike eines der Mädchen dabei ertappte, wie es zu ihm durchs Fenster hereinblickte, doch jeder Versuch zu einer Unterhaltung ließ sie sofort mit wehenden Röcken und kichernd die Dorfstraße hinunterrennen.

Mike freute sich immer schon auf den Abend. Da kam Christos heim von der Mühle oder einem seiner vielen geschäftigen Gänge. Dann wurde ein Tisch neben Mikes Bett gerückt, und sie aßen gemeinsam beim Licht einer Kerze und redeten stunden- und stundenlang — über Christos. Bekannte schauten herein und blieben auf ein Fläschchen Krasi. Christos' Art zu reden war stets voller Leidenschaft; er schlug sich dabei gegen den kahlen Schädel, um irgend etwas zu unterstreichen, er rang die Hände oder fuchtelte mit den Armen, wobei die Spitzen seines gewachsten Schnurrbarts erzitterten. Christos war ein Wohltäter aller Menschheit: Warzendoktor, erster Mann im Dorf und ganz allgemein derjenige, der die Dinge in die Hand nahm, wenn es etwas für die Gemeinde zu erledigen galt.

Da Mike »Englezos« war und also einen klugen Verstand haben mußte, teilte ihm Christos vertrauensvoll manches von seinen privaten kleinen Unternehmungen und Plänen mit. Dutzende von Dingen liefen ständig durch seine Hand. Jetzt im Krieg würde er mehr und mehr gutbezahlte Transportaufträge für sein Boot erhalten, und Christos trug sich bereits mit dem Gedanken, Grund-

besitz in Athen zu erwerben, und zwar gegen Weizen, der dort bald noch rarer werden dürfte.

Wenn aus dem Abend Nacht geworden war und der Wein die Zungen löste, kamen unweigerlich Christos' Eskapaden in den Freudenhäusern der großen Städte zur Sprache. Machte Christos mal Pause, gaben auch die anderen Männer einer nach dem andern ihre Bordellerlebnisse zum besten.

Wurde es dann noch später und war die Kerze bereits am Niederbrennen, tat Christos mit viel Emphase kund und zu wissen, was er unter einem richtigen Krieg verstand. In seiner wippenden Fustanella lief er im Zimmer auf und ab und machte sich unter großen Gesten über die Deutschen lustig. Die Bulgaren, die Türken und die Makkaronifresser — ja, das seien noch wirklich Feinde gewesen.

Und Christos' Schilderungen aus jenen Zeiten wurden mit jeder Wiederholung aufregender und übertriebener . . .

Sein ganzer Zug war schon gefallen bis auf ihn und zwei Kameraden. Plötzlich stürmte eine Horde Feinde den Hügel, den zu halten Christos wild entschlossen war. Die drei Mann säbelten sich tapfer durch die anrückende Mauer von Bulgaren, bis schließlich nur noch Christos allein dastand — zweihundert tote Feinde zu seinen Füßen! Am Schluß dieser Geschichte war sein kahler Schädel flammendrot vor Erregung, und die Adern zeichneten sich als dicke Stränge darauf ab. Christos keuchte und schwitzte, den Besenstiel in der Hand, mit dem er soeben dem letzten Bulgaren den Garaus gemacht hatte.

»So muß man in einem Krieg kämpfen! Mann gegen Mann!«

Konrad Heilser stand in Nauplion auf dem Balkon seines Hotelzimmers mit Blick auf den Golf von Argolis. Seine Augen waren rotgerändert, und sein sonst mit viel Sorgfalt gestriegeltes Haar strubbelte nach allen Seiten. Die Krawatte hatte er gelockert und die Hemdsärmel hochgekrempelt. Die herumstehenden Aschenbecher waren übervoll von halbgerauchten Zigaretten.

Nach einer gründlichen Suche in ganz Nauplion war es ihm nicht möglich gewesen, auch nur die geringste Spur des mysteriös verschwundenen Morrison zu finden. Aus schierer Verzweiflung hatte er Zervos losgeschickt — auf ein bloßes Gerücht hin, daß ein Fischer von einem menschlichen Körper gehört habe, der an Bord eines Schiffes gebracht worden sei, und zwar einen Tag nach Morrisons Flucht aus dem Gefangenentransport. Dieser Fischer

befand sich jetzt irgendwo auf einer der tausend kleinen Inseln des Ägäischen Meeres.

Es war nichts als ein Strohhalm, aber Heilser wußte nicht mehr aus noch ein. Zervos sollte versuchen, diesen Fischer aufzustöbern.

Das Telefon klingelte. Heilser griff hastig nach dem Hörer.

»Hallo? Herr Heilser?«

»Am Apparat.«

»Hier Zervos.«

»Also? Wo sind Sie?«

»Auf der Insel Kea.«

»Haben Sie den Mann feststellen können?«

»Jawohl, ich habe ihn in Gewahrsam. Allerdings macht er den Mund nicht auf.«

»Weiß er denn, wo der verflixte Amerikaner abgeblieben ist?«

»Irgend etwas weiß er — soviel ist sicher.«

»Bringen Sie ihn umgehend nach Athen. Ich komme sofort dort hin. Wenn ich ihn in der Mache habe, wird der Kerl schon reden.«

»Gut. Ich habe ein Boot zur Verfügung. Wir können morgen abend in Athen sein.«

3

Ende der Woche erschien ein Arzt aus Dadi, nahm den Verband ab, untersuchte Mikes Verletzungen und erklärte, daß er wirklich von Glück sagen könne.

Mike lag daran, in ein bis zwei Tagen wieder gehen zu lernen, dann wollte er Christos bitten, ihn nach Athen zu fahren.

Gestützt von seiner Pflegerin Eleftheria, humpelte er in Bauernkleidung aus dem Haus. Melpo hatte ihm noch einen festen Stock gebracht, an dem er Halt finden konnte. Den anderen Arm um Eleftheria gelegt, tappte er in den Sonnenschein hinaus, durch Melpos Gemüsegarten und dann auf die Straße.

Draußen auf dem Dorfplatz sah er sich bald von Leuten umringt. Erst kamen die Kinder, und sie rannten los, ihre Eltern zu holen. Darauf erschienen die Mütter und erwachsenen Töchter aus den Hütten, und die Männer ließen die Pflüge auf den Feldern stehen und beeilten sich, ihm glückwünschend die Hände zu schütteln. Es war eine Demonstration herzlichster Freude und Anteilnahme.

Und Michael Morrison, der moderne Spötter und Verächter jeder Sentimentalität, war tief gerührt. Unwillkürlich verkrampfte

sich seine Hand fester in Eleftherias Schulter, und er mußte lächeln, weil sie so offensichtlich ihren Stolz zur Schau trug, daß sie es war, die ihn gepflegt hatte.

Nach zwei weiteren Tagen fühlte Mike, wie ihm endlich die Kräfte wiederkehrten. Er dehnte seine Spaziergänge mit Eleftheria weiter aus, die endlich auch ein wenig von ihrer Schüchternheit ablegte.

Das Dorf Paleachora lag eingebettet in eine Bergmulde mit dem Blick auf das inselbesäte Ägäische Meer. Es unterschied sich in nichts von den anderen Ortschaften dieser Provinz: ein, zwei enge, gewundene, ungepflasterte Straßen zwischen weißgetünchten Bauernhütten. Etwas abseits stand die Kirche des Propheten Elias auf einem kleinen Hügel, wo einige Ziegen- und Schafherden unter der Obhut eines barfüßigen Hirtenmädchens geruhsam weideten. Pinienwälder kletterten als tiefgrüner Hintergrund die Berghänge empor, während in der näheren Umgebung des Dorfes Weingärten, Weizenfelder und Olivenhaine vorherrschten. Die friedvolle Stille wurde nur gelegentlich unterbrochen, wenn ein hölzerner Pflug in die steinige Erde stieß oder ein Säugling schrie, der im Schatten eines Baumes lag, während seine Mutter auf dem nahen Feld arbeitete, oder wenn das Mühlrad knarrte oder die Herde blökte.

Paleachora lag am nördlichen Zipfel der Provinz Larissa, weit oben an der langgedehnten Ostküste Griechenlands.

Hand in Hand gingen Mike und Eleftheria oft zu einer Waldlichtung, deren Boden weich von Piniennadeln war und an deren Rand ein Bach vorbeiplätscherte. Im heiteren Frieden der ländlichen Szene fiel es Mike mitunter schwer, sich auf das Griechischlernen zu konzentrieren. Manchmal warf Eleftheria den Kopf zurück und lachte hell auf über seine komischen Versuche, das S und das Z richtig auszusprechen. Aber solch ein Lachen gestattete sie sich nur, wenn sie allein und unbeobachtet waren. Mike ertappte sich zuweilen dabei, wie er ihr über die Wange strich, oder es fiel ihm auf, daß ihre kindlichen Augen einen schmelzenden Ausdruck annahmen, wenn er ihr den Arm um die Taille legte. So konnten sie lange schweigend beieinandersitzen, bis Mike sich Vorwürfe machte, daß er dem Liebreiz dieses Mädchens allzu sehr nachgab und darüber seinen Auftrag vergaß. Nachdem sie zum drittenmal dort so gesessen hatten, wußte Mike, daß er endlich einen Entschluß fassen mußte.

Mit den beiden geflohenen Kriegsgefangenen in Paleachora

hatte er kaum Gelegenheit, mehr als einen kurzen Gruß zu wechseln. Die Durchziehenden, die sich für eine Nacht oder einen Tag in der Kirche versteckten, mied er geflissentlich. Ein paar Unterhaltungen mit einem Australier, der sich als »Bluey« vorstellte und ein paar Häuser weiter bei einer Familie Unterkunft gefunden hatte, ließen sich allerdings nicht vermeiden.

Bluey litt an ständigem nervösem Aufstoßen, mit dem er jeden Satz seiner Rede schloß. Abgesehen von wiederholten Schilderungen seiner Flucht aus dem Gefangenenlager in Korinth erzählte er etwas, das Mike ungemein interessierte: Wohlhabende Athener Familien sollten sich bereit finden, für geflohene englische Soldaten Schiffspassagen nach Nordafrika zu zahlen. Mike merkte sich das vor für den Fall, daß bei seiner Fühlungnahme mit Dr. Harry Thackery etwas schiefging.

Hauptsächlich aber zog Bluey über die Engländer her. »Lassen uns einfach verkommen in dieser Lausegegend, die Brüder. Wo, zum Henker, bleibt denn ihre großkotzige Royal Navy, hm? Ein Dünkirchen nach dem andern, das ist alles, was die können ... Nicht, daß ich was gegen die Griechen hätte, Jay. Sind feine Kerle, und die Weiber — alle Achtung ... Aber das eine sag ich dir: Wenn wir nicht wären, wir Australier und Neuseeländer und überhaupt die ganze Bande vom Commonwealth, dann säßen die Deutschen längst in London, bestimmt — und uns lassen die feinen Engländer hier verrecken! Wer führt ihnen eigentlich diesen gottverdammten Krieg, frag ich dich?«

Als »Neuseeländer« mußte Mike natürlich zustimmen.

»Hast Schwein gehabt, Jay, daß du Korinth nicht mitgemacht hast. Tag für Tag haben wir Tote in Massengräber eingebuddelt. Krank waren wir alle: Scheißerei und Ruhr und Skorbut. Die Deutschen, diese Hunde, haben uns kaltblütig verkommen lassen. Aber wie ich meinen ersten Fluchtversuch mache — wer verpfeift mich? Ein englischer Stabsarzt, ausgerechnet! Noch im Gefangenenlager können die es nicht lassen.«

In der Tat, es gebe nichts Widerlicheres als die Engländer, pflichtete Mike bei.

»Ich seh jetzt zu, daß ich nach Athen komme, und da such ich mir 'ne Familie, die mich nach Nordafrika rüberschickt.«

Aber als sich Mike erkundigte, wie er denn nach Athen kommen wolle, konnte Bluey nicht recht antworten. Jeder Zug sei voller Kontrolleure. Um sich nur ein paar Meter weit zu bewegen,

brauche man auch innerhalb des Landes eine besondere Reisegenehmigung, und die Jagd auf Flüchtlinge sei überall im Gange.

»Eins ist komisch, Jay: Du redest ganz wie die Yankees, die man so im Kino sieht.«

Das komme daher, erklärte Mike, daß er vierzehn Jahre lang in San Francisco bei einer Schiffsgesellschaft gearbeitet habe. Sei eine schöne Zeit gewesen da drüben.

Zehn Tage war Mike nun schon in Paleachora. Soweit er die Situation überblicken konnte, erkannte er nur zu genau, daß er in einer Falle saß, aus der ihm allein Christos heraushelfen konnte. Geduldig wartete er darauf, daß Christos wieder etwas von einer Bootsfahrt erwähnen würde. Aber er harrte vergebens. Am Abend des elften Tages beschloß er, selber das Gespräch darauf zu bringen.

Nach dem Essen hatte Christos Melpo und Eleftheria aus dem Zimmer gescheucht, und die beiden Männer saßen gemütlich bei ein paar Flaschen Krasi und einem nicht eben aromatisch duftenden Tabak zusammen.

»Christos, wann gedenken Sie eigentlich wieder einmal mit Ihrem Boot auszufahren?«

»Sobald ich die geeignete Ladung habe. Die Dinge lassen sich jetzt so gut an, daß ich warten kann.«

»Christos, ich will offen sein: Ich *muß* nach Athen.«

»Gefällt es Ihnen nicht bei uns?«

»Im Gegenteil, es gefällt mir ausgezeichnet.«

»Ja und warum wollen Sie denn dann weg? Seien Sie doch nicht dumm. Sie werden todsicher geschnappt.«

»Als ob Sie nicht wüßten, warum ich fort will, Christos. Ich gefährde das ganze Dorf. Erst gestern ist wieder eine Ortschaft niedergebrannt worden, weil man dort einen Flüchtling gefunden hat. Außerdem habe ich als Soldat die Pflicht . . .«

»Die Ernte scheint in diesem Jahr großartig zu werden, Jay«, unterbrach ihn Christos. »Ich habe da etwas sehr Günstiges eingefädelt. Damit kann ich mir ein Grundstück in Athen einhandeln.«

Mike knirschte mit den Zähnen. Er trank einen Schluck Krasi und zog an seiner Pfeife. »Jedenfalls könnten Sie jetzt, da ich wieder gesund bin, Eleftheria doch wieder nach Dernika zurückschicken. Ihre alte Mutter wird sie schon sehr entbehren.«

»Meine Mutter lebt inzwischen bei meinem Bruder. Da hat sie es sehr gut.«

»Aber Christos, ich meine doch, daß ich keine Pflegerin mehr brauche.«

Christos kratzte sich den kahlen Schädel, schenkte die Gläser wieder voll und betrachtete Mike, als zweifle er an seinem Verstand.

»Mögen Sie das Mädchen nicht? Hat sie etwas falsch gemacht?«

»Ich mag sie sogar sehr gern.«

»Na also, warum soll sie dann unbedingt nach Dernika zurück?«

»Weil — ehrlich gesagt, ich mag sie schon ein bißchen allzu gern. Es ist verteufelt schwer für mich. Sehen Sie, Sie sind doch schließlich auch ein Mann, Sie wissen, was da so passieren kann. Und ich mag auch Sie, Christos, viel zu sehr, als daß ich hier jemandem Kummer bereiten möchte.«

»Jay, Sie reden wie ein Dummkopf.«

»Ich will doch nur sagen, daß es — nun, daß es Verwicklungen geben könnte, wenn sie bleibt.«

»Verwicklungen! Sie sagen, daß sie Ihnen gefällt?«

»Ja. Aber . . .«

»Sie selber möchte bleiben. Ihnen gefällt sie — erledigt, sie bleibt!« Und dann setzte Christos noch hinzu: »Außerdem hat meine arme Melpo mehr als genug Arbeit.« Das war das erstemal, daß er seine Frau überhaupt erwähnte.

Die beiden Männer musterten einander eigensinnig wie Kampfhähne. Mike ärgerte sich über den bauernschlauen Fuchs Christos, der sich allen Argumenten entzog.

»Warum gehen Sie nicht hinaus und schauen beim Tanzen zu, Jay? Eleftheria wird Ihnen den Syrtos beibringen, damit Sie mitmachen können. Tanzen Sie nicht gern?«

Mike schob den Stuhl zurück und stapfte aus dem Zimmer. Christos schaute ihm mit kindlich vergnügtem Lächeln nach.

Mitten in der Nacht wachte Mike auf, schweißgebadet und mit pochendem Herzen. Er stieß die Bettdecke beiseite und lief ans Fenster. Langsam verflog die Nachwirkung des Alptraums. Mike blickte hinaus auf das schlafende Dorf. Nebenan schnarchten Christos und Melpo im trauten Verein. Mikes Blick streifte die Scheune im Hof, wo Eleftheria schlief. Er sah sie im Geist vor sich liegen, zeichnete jede Linie ihres weichen Körpers nach . . .

Wütend wandte er sich vom Fenster ab. Er hatte sich einlullen

lassen in ein Traumparadies. Wütend war er, weil er sehr wohl wußte, daß er im tiefsten Innern gar nicht von hier weg wollte. Paleachora war eine unwiderstehliche Lockung für ihn.

Aber in seinem Traum eben waren die Namen der siebzehn Leute wie ein ratternder Zug an ihm vorübergerollt, und das Klickedi-klack der Räder hatte geklungen wie »Dr. Harry Thackery — Dr. Harry Thackery — Dr. Harry Thackery . . .« Auf einmal war der Zug im Nebel der Bucht von San Francisco verschwunden, und dann hatte Mike die Stimme seiner Kinder gehört, die verzweifelt aus dem Wasser riefen: »Daddy — Daddy — Daddy . . .«

Mike sah sich in einem Himmel gefangen, und er war wütend. Christos hatte die Karten noch nicht ganz auf den Tisch gelegt, aber Mike erriet, was kommen würde. Ohne Hilfe von Christos aber war Mike hilflos, wenn er nicht die zweihundert Kilometer nach Athen zu Fuß zurücklegen wollte. In einem fremden Land, ohne Reisegenehmigung, ohne Ausweis, ohne Freunde . . .

Es stand zuviel dagegen. Die Gefahr war zu groß für die Stergiou-Liste. Andererseits durfte er Christos nicht verärgern.

Da war noch etwas anderes in seinem Traum gewesen. Ein ferner Chor, der heiser flüsterte: »Die kriegen Sie, Morrison — die kriegen Sie . . .« Mike hatte Angst. Er wußte nur zu gut, daß jeder Tag in Paleachora auch Heilser näher brachte. Der Deutsche würde ebenfalls nicht schlafen, und früher oder später führte ihn irgendeine Spur sicher in dieses Dorf.

Mike überlegte alles noch einmal genau. Ein paar Tage wollte er Christos noch Zeit geben, damit er sich nach dem Wortgefecht von heute abend wieder beruhigte. Dann allerdings würde er gezwungen sein, energischer zu drängen, selbst auf die Gefahr hin, tatsächlich zu Fuß nach Athen gehen zu müssen.

Noch einmal blickte er hinüber zu der Scheune, wo Eleftheria schlief. Dann kletterte er wieder in sein breites Bett auf dem Ofen und zog sich die Decke bis zum Kinn. Er lag auf dem Rücken und starrte in die Dunkelheit. Einschlafen konnte er nicht.

Konrad Heilser trank seinen Whisky-Soda und zündete sich die nächste Zigarette an. Neben ihm saß Zervos, reichlich mitgenommen und nahe am Einnicken. Heilser blickte über die glänzende Tischplatte hinweg auf den Fischer namens Maxos.

Maxos sah ihn trotzig an. Seine harten Muskeln zeichneten sich deutlich ab unter dem engen marineblauen Pullover, der die von

Wind und Sonne dunkelbraun gegerbten Arme freiließ. Er hatte einen kantigen harten Schädel, von kohlschwarzen Locken gekrönt, und im rechten Ohr hing ihm ein goldener Mohrenring.

Maxos war wütend, weil ihn Zervos auf der Insel Kea einfach von seinem Boot heruntergeholt hatte. Nun konnte er weder fischen noch Krasi trinken. Ob dieser Heilser den Mann, den er suchte, fand oder nicht, ließ ihn völlig gleichgültig. Denn Maxos interessierte nur sein Boot. Ohne dieses war er wie ein Fisch auf dem Trockenen.

»Also schön«, sagte Heilser. »Erzähl uns noch einmal die Geschichte.«

»Jetzt habe ich doch schon fünfzigmal dasselbe gesagt«, murrte Maxos.

»Ich will es noch einmal hören«, erwiderte Heilser scharf.

Maxos seufzte. »Kann ich dann wieder zurück auf mein Boot?«

»Vielleicht.«

Maxos murrte abermals. »Ich war in einer Hafenkneipe in Nauplion. Habe dort gegessen und getrunken und mich um nichts gekümmert. Hatte einen guten Fang gemacht. Ein anständiger Mensch kümmert sich nicht um andrer Leute Sachen.«

Heilser überhörte den Vorwurf. Ihn interessierte einzig, daß Maxos gerade an jenem Abend in der Hafenkneipe gesessen hatte, als Morrison bei Nauplion vom Zug gesprungen war.

»Am Nebentisch war ein Mann, der genau wie ich auch nur trank und sich um niemand anders kümmerte.«

»Du behauptest, du weißt nicht, wer dieser Mann war?«

»Ich hatte ihn vor ungefähr vier Monaten schon mal in der gleichen Kneipe gesehen. Er gehört zur Besatzung eines Bootes aus der Provinz Larissa. Jedenfalls war er wie die Bauern dort gekleidet und sprach auch ihren Dialekt.«

»Persönlich bist du aber nicht mit ihm ins Gespräch gekommen?«

»Aber ich sage Ihnen doch, daß ich ihn nicht kenne. Hundertmal habe ich das nun schon gesagt. Wie oft soll ich das denn noch wiederholen?«

»Berichte weiter.«

»Na ja, das Boot war eben schon mal dagewesen. Vor ungefähr vier Monaten.«

»Weißt du etwas Näheres über dieses Boot?«

»Nur daß es Weizen und Tabak und allerlei andres Zeug zum

Verkauf anbrachte, wahrscheinlich gestohlene Ware. Ich mache nie mit solchen Leuten Geschäfte.«

»Und woher weißt du dann überhaupt von dem Boot?«

»Von Leuten am Kai. Da klatscht sich so was rum. Die Menschen sind dumm genug, immer ihre Nase in andrer Leute Angelegenheiten zu stecken.«

»Und das war also das zweitemal, daß dieses Boot in Nauplion anlegte? Bist du sicher, daß es sich um dasselbe Boot handelte?«

»Ganz sicher. Ich hab' ein Gedächtnis für Gesichter. Das war derselbe Mann.«

»Und du weißt, daß er aus Larissa war?«

»Das Volk aus der Gegend kennt man unweigerlich raus.«

»Du hattest also getrunken und dich um nichts gekümmert — und was geschah dann?«

»Da kam noch einer von der Sorte rein und sagte zu dem, der beim Trinken saß, er müsse zurück aufs Boot. Es gab Streit, weil der Mann nicht wollte. Er ginge jetzt noch in einen Puff. Darauf sagte der andere, er solle nicht so laut daherreden. Sie hätten nämlich einen Passagier an Bord genommen und müßten deswegen schleunigst fort aus Nauplion. Das ist alles. Sie sind dann weg, und ich hab' mich nicht weiter drum gekümmert. Am Tag drauf bin ich dann wieder mit meinem Boot heimgefahren, bis der da« — er wies auf Zervos — »bei mir in Kea auftauchte und mir tausend Fragen stellte.«

Heilser drückte auf eine Klingel, und zwei deutsche Soldaten kamen herein. Mit einem Kopfnicken bedeutete er ihnen, Maxos abzuführen.

»Kann ich nun wieder auf mein Boot?«

Heilser gab keine Antwort.

»Schenken Sie mir einen Whisky-Soda ein«, befahl Heilser dem dicken Zervos.

»Was meinen Sie nun dazu, Herr Heilser?«

»Das hier ist die Antwort auf unsere Frage, wenn es überhaupt eine gibt. Zehn englische Flüchtlinge haben wir bei unserer Suche nach Morrison in Nauplion aufgegriffen. Wir hätten ihn finden müssen, wenn er noch dort gewesen wäre. Er muß übers Wasser entkommen sein. Kann der Mann sich in bezug auf Larissa geirrt haben?«

»Bestimmt nicht. Ein Grieche kennt den anderen.«

»Offensichtlich ist Morrison verwundet. Und ebenso offensichtlich erholt er sich jetzt irgendwo in einem Schlupfwinkel. Bisher

hat er nicht versucht sich mit jemandem in Athen oder Thessaloniki in Verbindung zu setzen.«

»Das heißt, er kann praktisch in jeder der dreißig oder vierzig Ortschaften stecken, die es dort gibt«, bemerkte Zervos. »Können wir in allen gleichzeitig Razzia machen?«

»Sind Sie verrückt? In jenem Gebiet gibt es inzwischen sicher über hundert Flüchtlinge. Nein, wir kämmen die Dörfer eines nach dem anderen durch. Das wird gar nicht viel Zeit kosten. Bringen Sie mir morgen, aber gleich früh, dreißig verläßliche Griechen. Und dann brauche ich noch zwei Dutzend italienische Touristen. Ich werde dafür sorgen, daß die Küste dort zunächst von Militär freibleibt. Ich will ihn nämlich nicht ins Gebirge verjagen.«

Zervos stellte den gewünschten Whisky vor seinen Herrn und Meister. »Möchten Sie, daß ich bei der Amerikanischen Gesandtschaft Beschwerde gegen die Archäologische Gesellschaft erhebe?«

»Nein. Wenn dieser Dr. Thackery englischen Flüchtlingen aus dem Lande hilft, soll er das ruhig noch ein Weilchen tun. Das Haus steht ohnehin unter ständiger Bewachung. Im allgemeinen gebe ich nicht viel auf Ahnungen, aber diesmal glaube ich, daß mein Gefühl mich nicht täuscht. Thackery ist erst sehr spät in diese Sache hineingeraten — genau wie Morrison. Ich möchte wetten, daß er Morrison als Verbindungsmann genannt ist.«

4

Mike liebte es, durch die Weinberge zu wandern und die saftigen reifen Muskatellertrauben vom Rebstock zu pflücken. Ebenso gern saß er im Schatten einer Pinie und sah den Knaben und alten Männern zu, die mit hochbepackten Kiepen Brennholz zum Dorf hinunterstiegen — so wie schon seit Jahrhunderten. Es tat gut, den scharfen Geruch der aufgehängten Säcke mit Ziegenkäse zu riechen oder auf einem der Hügel zu stehen und den Blick über die goldenen Weizenfelder schweifen zu lassen. Und dann das Bild der barfüßigen, üppigen Mädchen, die stolz und schön unter der Last der Wasserkrüge vom Brunnen zurückkehrten . . .

Am meisten liebte er die Abende, wenn die Sonne hinter den Wipfeln der Pinien versank. Dann kamen die Hirtinnen mit ihren gebogenen Stöcken auf den engen Schlängelpfaden von den Weiden herunter, umgeben von ihren blökenden Herden. Die Luft wurde angenehm kühl, irgend jemand stimmte ein Lied an, das

sofort von einer anderen Schäferin aufgenommen wurde, und bald pflanzte sich der Gesang über Felder und Wiesen fort, bis ganz Paleachora widerhallte vom lieblichen Zusammenklang der jungen Stimmen, die ihre altüberkommenen Weisen sangen.

Das Dorf war Mike ein Hafen himmlischen Friedens geworden. Er kämpfte zwar an gegen die verführerische Stimme, die ihn immer wieder zum Bleiben überredete, aber er mußte sich eingestehen, nie in seinem Leben so zufrieden gewesen zu sein.

Die Männer strebten nach der Arbeit dem Kaffeehaus zu und redeten von großen und kleinen Dingen, während die Frauen daheim das abendliche Mahl bereiteten. Bald würden sie dann alle um die bäuerlichen Holztische sitzen, ihr Tischgebet sprechen und das gesegnete Brot ihres Landes essen und köstliches Hühnerfleisch und süße Trauben . . .

Waren die Frauen mit der Hauswirtschaft fertig, zündete man auf dem Dorfplatz ein Feuer an, in dessen Schein dann der Tanz begann. Zuerst kam der Syrtos, der sanft ist — so sanft wie das griechische Volk. Doch wenn die Flammen höher loderten und der Wein reichlicher floß, wurde der wirbelnde Kalamatiano mit Hingebung getanzt. Es ging dann wilder und immer wilder zu; angefeuert von den lärmenden Zurufen der Zuschauer tanzten die Männer bis zur Erschöpfung. Da blitzte es in den Augen der Älteren, die an die Zeit denken mußten, da sie selber so hoch gesprungen und so tolle Pirouetten gedreht hatten, und schließlich traten auch sie noch in den Kreis der Tanzenden, um ein bißchen Jugend zurückzugewinnen.

An einem Abend kam Mike so in Stimmung, daß er mit Eleftheria mittanzte und sie unter dem Beifallsgeschrei der Dorfbewohner so lange herumwirbelte, bis sie nicht mehr konnte. Mit einem hingerissenen Sprung beendete er den Tanz, feuerte beide Pistolen in die Luft ab — und sackte dann in Eleftherias Armen zusammen.

In diesen Tänzen am Feuer schien Mike die Seele Griechenlands zu liegen.

Später wurden die Frauen heimgeschickt, und die Männer blieben noch im Kaffeehaus oder in irgendeiner Bauernhütte zusammen, um bis in den frühen Morgen hinein zu reden. Dann kamen auch Christos' Abenteuer in den Freudenhäusern und sein Sieg über die zweihundert Bulgaren zu ihrem Recht.

Mit jedem Tag lernte Mike dieses eigenartige und wunderschöne Land besser kennen. Dieses Land, dem die Idee der Freiheit

entsprungen ist, ewiges Sehnsuchtsziel der Menschheit. Von Urzeiten her war Griechenland geplagt — von der Natur durch Erdbeben, Flutkatastrophen und Hungersnöte und von den Menschen durch lange Raubkriege und Revolutionen. Der Boden war von Blut getränkt. Aber die Griechen sind aus Stahl. Auch diese Heimsuchung — der Einmarsch der Deutschen — würde vorübergehen, wie alles andere vorübergegangen war. Wer so wie Mike Morrison die Griechen einmal beim Kalamatiano gesehen hatte, der wußte, daß Griechenland immer wieder frei werden würde.

Daß es in Paleachora geflohene Kriegsgefangene gab, war bald ein offenes Geheimnis. In den Städten wurden die Nahrungsmittel knapp, und jeder Zug brachte ganze Scharen von Leuten nach Dadi, der nächsten Eisenbahnstation, die auf der Suche nach etwas Eßbarem das Land abgrasten. Sie brachten Tauschware mit, oft sehr wertvolle Dinge, die sie im Handel gegen Weizen und andere Lebensmittel boten.

Christos und die Bauern verstanden sehr schnell, aus dieser traurigen Situation Gewinn zu schlagen. Der Weizenpreis schnellte in sagenhafte Höhen. Da das Geld immer wertloser wurde, stelle man sich eben auf Tauschhandel um. Christos, der Müller, nutzte die goldene Gelegenheit nach Kräften und hatte bald ein halbes Dutzend Grundstücke in Athen zusammen.

Mike stritt sich darüber mit ihm herum. Aber Christos fand, er tue den Städtern doch nur einen Gefallen, denn immerhin bewahre er sie vor dem Hungertod. Im übrigen hätten die Städter die Bauern stets von oben herab angesehen und sie übers Ohr gehauen, wann immer sie konnten.

Als sich die Anwesenheit der Flüchtlinge in Paleachora immer weiter herumgesprochen hatte, kamen ›Großstädterinnen‹ aus Dadi in das abgelegene Dorf, um sich mit den generell bewunderten Engländern zu amüsieren. Diese Mädchen waren kein bißchen schüchtern. Sie hatten bereits das traditionelle Minderwertigkeitsgefühl der griechischen Frau abgelegt und paradierten mit besonderem Vergnügen vor dem biederen Landvolk mit ihrer Gleichberechtigung. Die entsetzten Dorfbewohner warnten die Flüchtlinge, daß sie allesamt geschlechtskranke Huren oder aber Spioninnen für die Deutschen seien, wenn nicht gar beides.

In den ersten Wochen nach dem englischen Zusammenbruch in Griechenland zogen Hunderte von geflohenen Kriegsgefangenen durch das Land und wurden überall mit offenen Armen aufge-

nommen. Selbst in den Städten teilten die Menschen ihr letztes Brot mit ihnen.

Den Deutschen bereitete das ziemliche Kopfschmerzen. Noch in all ihrer Hilflosigkeit gaben diese Engländer den Griechen eine gewisse Hoffnung – durch ihr bloßes Vorhandensein. Und so traf man Gegenmaßnahmen. Spitzel wurden eingesetzt, Bestechungsgelder geboten, Fallen gestellt, Drohungen ausgesprochen und englische Überläufer als Köder benutzt. Schließlich erfolgte eine Bekanntmachung: Jede Ortschaft, die einem Flüchtling Asyl gewähre, würde bis zu den Grundmauern niedergebrannt. Aber immer wieder flohen Engländer aus den Lagern, und immer wieder fanden sie Aufnahme bei Griechen.

Für Mike stand jedenfalls eines fest: Sein Leben hier war ein Paradies, das er sich nicht länger leisten durfte. Früher oder später würde sich irgendein Kind vor einem der italienischen ›Touristen‹ oder einem der Mädchen aus Dadi verplappern. Er mußte Christos' Widerstand brechen und unverzüglich Schluß machen.

Wenngleich man in Paleachora grenzenlos proenglisch und beinah mehr noch proamerikanisch war, waren auch hier die Auswirkungen der Okkupation zu spüren. Steuern, zwangsweise Ernteabgaben und nun noch Bedrohung von Heim und Herd. Die Schwächeren fügten sich und hielten es für besser, die Flüchtlinge immer wieder rasch weiterzuschicken. Denn trotz der hohen Steuern brachte ihnen der Weizenpreis einen Wohlstand, den sie nie zuvor gekannt hatten und gern gesichert wissen wollten. Die Mehrheit allerdings war für den Widerstand und sah es als heilige Pflicht an, den Entflohenen Schutz zu gewähren. Andere wieder schworen, sie würden eher ihre Felder bis zum letzten Halm niederbrennen, ehe sie den Deutschen auch nur ein Korn gäben.

Jedenfalls wurde die Stimmung in Paleachora täglich gespannter. Mike machten die abendlichen Besuche im Kaffeehaus kein Vergnügen mehr. Da ging der Streit der Meinungen bis tief in die Nacht hinein. Und eines Tages traten Mißtrauen und heimliche Verdächtigung an Stelle von Tanz und Gesang, als nämlich ein Nachbardorf vom Feind niedergebrannt worden war. Man hatte einige Familien im Verdacht, von den Deutschen gekauft zu sein.

»Wir haben ihn gefunden!« verkündete Zervos' Stimme am Telefon.

Konrad Heilser fuhr im Bett hoch. »Wo stecken Sie?«

»In Dadi.«

»Und sind Sie sicher?«

»Vollkommen«, gab Zervos zurück.

»Hat einer von Ihren Leuten ihn denn gesehen?«

»Nein, aber ich habe einen Bauern hier, der uns Informationen liefert. Er erzählt von einem englischen Flüchtling, der wie ein Amerikaner redet. Seine Beschreibung von Morrison stimmt genau. Und der Mann soll auch per Boot hergebracht worden sein, weil er sich beim Sprung aus dem Gefangenentransport verletzt hatte.«

Heilsers Herz schlug wie wild, während er die Decke von sich stieß und dem neuen Mädchen in seinem Bett bedeutete weiterzuschlafen.

»Wo ist er also?« fragte er Zervos und knöpfte sich bereits den Pyjama auf.

»In einem Dorf namens Paleachora — oben im Norden der Provinz. Ich wollte Ihnen nur erst Bescheid gesagt haben, ehe ich mir ein paar Leute nehme, um ihn aufzugreifen.«

»Nein, warten Sie — das reicht wahrscheinlich nicht aus.«

»Ja, aber wieso denn nicht?« fragte Zervos ganz erstaunt.

»Ich habe in letzter Zeit eine ganze Menge Berichte erhalten, daß Dörfer bewaffneten Widerstand leisten. Wir dürfen es also gar nicht erst mit zu wenig Leuten versuchen.«

»Was soll ich also tun?«

»Wieviel Mann brauchen wir, um so ein Dorf abzuriegeln?«

»Zwei- bis dreihundert«, schätzte Zervos.

»Unternehmen Sie vorläufig gar nichts. Ich mache mich noch in dieser Minute nach Dadi auf den Weg. Wir organisieren für morgen eine Razzia dort — um Mitternacht.«

Christos' blanke Glatze und sein gewachster Schnurrbart glänzten im Kerzenlicht. Theatralisch hielt er beide Hände aufs Herz gepreßt.

»Jay, da ich Sie liebe wie einen Sohn, dürfen Sie nicht weggehen von hier.«

»Seien Sie doch vernünftig, Christos. Höchstens noch ein paar Tage, dann wird auch Paleachora von den Deutschen niedergebrannt.«

Christos spuckte verächtlich auf den Boden und stieß einen Fluch aus, bekreuzigte sich dann jedoch rasch. »Aber selbst wenn Sie nicht mehr hier wären, werden wir immer zu euch Englezi stehen . . . Nein, ich lasse Sie nicht fort!«

Ungeachtet seiner zuweilen recht anrüchigen Geschäftspraktiken war der gute Christos durch und durch Grieche.

»Ich habe Geld — fünf Millionen Drachmen. Sie sollen es haben, Christos«, sagte Mike.

»Wollen Sie mich beleidigen? Glauben Sie, daß Christos an nichts anderes denkt als an Geld? Sie sind mein Freund, Jay!«

»Nun gut — dann muß ich eben allein losziehen.«

Christos brubbelte vor sich hin. »Fünf Millionen Drachmen — und wenn es fünfzig Millionen wären! Wenn ich mein ganzes Boot voll Geld hätte, könnte ich mir keinen Sack Weizen dafür kaufen. Ich würde Ihnen mein Boot ja zur Verfügung stellen, aber es ist nicht seetüchtig. Und dann würde Sie gleich in der ersten Stunde ein Patrouillenboot entdecken. Und ich weiß auch nicht den Weg durch die Minengebiete. Und außerdem . . .«

»Ich verlange ja gar nicht, daß Sie mich nach Nordafrika bringen. Ich will lediglich nach Athen — und zwar sofort.«

Christos fingerte an seinem Glas Krasi und zündete sich dann seine riesige Pfeife an. Er blickte Mike ruhig an und sagte ohne seine üblichen beteuernden Gesten: »Meine Nichte Eleftheria ist doch ein nettes und gesundes Mädchen, nicht?«

Mike grinste verstohlen. Endlich legte Christos die Karten auf den Tisch. Mike bestätigte, Eleftheria sei so gesund, wie man nur sein könne.

»Tja, in unserem Land ist es nämlich Sitte, Jay, daß der Freier mit einem Ring zum Vater kommt und die beiden alle nötigen Abmachungen miteinander treffen. Ich spreche nun zu Ihnen als Eleftherias Vormund. Ich besitze da ein Stück Land in Dernika, wirklich guter Boden, wo jetzt meine alte Mutter lebt. Ich gebe meiner Nichte außerdem eine ansehnliche Mitgift. Für die kurze Zeit, die Sie hier sind, sprechen Sie schon recht gut Griechisch. Wenn Sie sie nun zur Frau . . .«

Mike schüttelte den Kopf. »Ich bin verheiratet und habe zwei Kinder.«

Christos stand auf und lief mit auf dem Rücken verschränkten Armen auf und ab. In seiner Fustanella sah er wie eine aufgezogene Puppe aus. Dann blieb er mit einem tiefen Seufzer stehen.

»Jay, mein lieber Freund, ich will Ihnen etwas sagen. Von dem Augenblick an, da ich Sie in Nauplion auf mein Boot nahm, sagte ich mir: Das ist ein Mann. Das ist einer, in dem steckt was. Ich bin jetzt reich, auch wenn Sie manchmal nicht ganz damit einverstanden sein mögen, wie ich es dazu gebracht habe. Aber schließlich

möchte jeder Mann reich sein. Und zwar für seinen Sohn. Melpo hat mir keinen Sohn geschenkt. Jay, es wäre so schön für mich, wenn . . .«

Mike stand auf und ging aus der Tür, hinaus durch Melpos Küchengarten und auf die dunkle Straße. Er sah Christos' helles Ballettröckchen im Türrahmen schimmern; sein Gastgeber blickte ihm nach. Paleachora lag im Schlaf — einem unruhigen Schlaf.

Mike wanderte hügelauf an der Kirche des Propheten Elias vorbei, setzte sich dort oben unter eine Zypresse und blickte auf das mondbeglänzte Land zu seinen Füßen.

Hier waren die Zuflucht und die Geborgenheit vor der rauhen Wirklichkeit der Welt. Hier war das, was sich Millionen Menschen erträumten.

Aber es wurde ihm weich ums Herz, wenn er an San Francisco dachte. Er sah die Nebelschwaden träge oder in stürmischem Schwall das Goldene Tor überziehen. Er hörte die Brandung klatschend gegen die Felsen unterhalb von Land's End schlagen. Und er sah in Muir Woods die Riesenstämme der immergrünen Sequoia in den Himmel ragen. Aber trotz aller Liebe hatte er seine Heimat doch eher bitter und sezierend gesehen, was sich auch in seinen Büchern niederschlug.

Griechenland dagegen hatte ein Tor in seinem Innern aufgestoßen zu einem Gefühl, das er bisher nie gekannt: der Liebe zum Volk, zu den Menschen eines Landes.

Es gab Gründe genug, die ihn drängten, jetzt zurückzugehen zu Christos und zu sagen: »Ja, ich bleibe. Ich will mit Eleftheria nach Dernika ziehen, dort den Boden bebauen, Syrtos tanzen und im Kaffeehaus Ouzo trinken, und es wird nicht lange dauern, bis auch ich bei der Heimkehr vom Feld die alten Lieder singe.«

Doch dann lachte er über sich selber und schämte sich ein wenig, daß er sich von dieser Versuchung hatte einfangen lassen.

Christos saß am Tisch, als Mike wieder hineinging. Er setzte sich zu ihm und schenkte sich Wein in sein Glas. Nebenan hörte man Melpo schnarchen.

»Ich liebe sie nicht«, sagte Mike.

»Bah! Was reden Sie da! Wozu braucht man Liebe? Sie wird Ihre Kinder austragen, wird Ihre Kleider weben, wird Ihnen die Füße waschen. Wozu noch Liebe? Ihr Englezi seid doch alle verrückt! Wollt Ihr denn lieber, daß eure Frauen so sind wie — wie diese Weiber aus Dadi?«

Mike schüttelte den Kopf. Christos spürte, daß alles weitere

Reden nutzlos war. Mit einer gekränkten und traurigen Miene setzte er sein Weinglas hart auf. Dann stieß er einen Seufzer aus und ging hinaus. An der Tür drehte er sich noch einmal um und sagte: »Also gut. Morgen bei Sonnenaufgang fahren wir nach Athen.«

5

»Jay! Jay! Aufstehen!«

Mike rollte sich herum und richtete sich auf dem Ellbogen hoch. Im langen Hemd und mit Nachtmütze auf dem Kopf stand Christos über sein Bett gebeugt. Das Licht zitterte in seiner Hand, und sein Gesicht war so wachsbleich wie die Kerze.

»Ja, was ist denn los?« fragte Mike schlaftrunken.

»Signal aus dem nächsten Dorf. Die Gegend wimmelt von deutschen Soldaten. Alles konzentriert sich auf Paleachora.«

Mike sprang aus dem Bett.

»Schnell in die Kirche! Los!« sagte Christos.

Mike zerrte sich seine Sachen über, versicherte sich seiner beiden Pistolen, lief zur Tür hinaus und drückte sich im Schatten der Häuser die Dorfstraße entlang auf den Hügel zu. In großen Sprüngen setzte er die Höhe hinauf, dann über den Vorplatz und hinein in die Kirche des Propheten Elias.

Bluey war bereits da — zusammen mit drei weiteren Flüchtlingen. Sie waren nur notdürftig angezogen und duckten sich, in der kühlen Nachtluft fröstelnd, unter dem einen Fenster gegen die Wand. Blueys Fäuste hielten ein Gewehr mit ganz langem Lauf umklammert.

So verharrten sie, eng aneinandergedrängt, angstvoll den eigenen Atem unterdrückend und voller Furcht, Bluey könnte wieder aufstoßen.

Sonst war es totenstill.

»Hört mal, wollen wir nicht versuchen durchzubrechen?« flüsterte Bluey.

»Hiergeblieben!« befahl Mike. »Wahrscheinlich warten die nur auf uns.«

Sie wechselten ratlose Blicke. »Mach was du willst«, erklärte Mike schließlich. »Ich jedenfalls warte die Sache hier ab.«

Er hockte sich tiefer gegen die Wand und rieb sich die Augen. Im Flackerschein der Altarkerzen hinten wirkte die leere Kirche unheimlich.

Plötzlich packte Bluey Mike an der Schulter und zeigte zum Fenster hinaus. Mikes Herz schlug wie rasend, als er vom Dorf her undeutliche Kommandos hörte. Das Dunkel war undurchdringlich, nichts zu sehen — nur die Stimmen.

Man hörte jetzt auch Griechen, das Stottern der im Schlaf Überraschten — manche voller Zorn — manche voller Angst — und wieder die abgehackten Befehle der Deutschen . . .

»Sie scheinen sie auf dem Platz zusammenzutreiben«, flüsterte Bluey, der verzweifelt bemüht war, sein nervöses Rülpsen zu unterdrücken.

Motorenlärm. Lastwagen kamen ins Dorf gerollt. Ein Schuß! Empörte Griechenstimmen! Weitere Schüsse! Das laute Aufjammern einer Frau. Mike glaubte schwören zu können, daß es Melpo war.

Stille.

Anspringende Motoren. Die Laster fuhren ab, einer nach dem anderen. Das Geräusch erstarb in der Ferne. Keine einzige Griechenstimme mehr. Nur noch deutsche Laute.

Ein kaum vernehmbares Geräusch ließ die fünf Männer aufhorchen. Mike zog eine Pistole heraus und spähte mit zusammengekniffenen Augen in die Nacht hinaus.

Da — ein Schatten, der sich bewegte! Mike deutete vorsichtig hin, und Bluey nickte, während er sein Gewehr anlegte.

Der Schatten kam näher, huschte auf die Kirche zu. Blueys Gesicht war schweißnaß.

Schritte, tastend, stolpernd. Der Schatten wuchs und wuchs, glitt durch das Fenster und über die Wände der Kirche. Mike hob die Pistole.

Plötzlich war der Schatten verschwunden. Die fünf Männer kauerten sich gegen die Wand, die Waffen auf die Tür gerichtet.

Die Tür schlug auf.

»Eleftheria!«

Schweratmend stand sie da, Bluse und Rock hastig übergeworfen. Im schwachen Schein der Kerzen sah Mike ihr Gesicht — ein Bild der Angst und des Entsetzens. Sie war unfähig zu sprechen.

»Christos!« stöhnte Mike, riß Bluey das Gewehr aus der Hand und wollte zur Tür hinausstürzen. Doch die anderen vier warfen sich auf ihn und drückten ihn zu Boden.

»Verdammter Idiot! Willst uns wohl alle draufgehen lassen, was?«

Mikes Griff um den Gewehrschaft lockerte sich. Zähneknir-

schend machte er sich frei und taumelte auf eine Kirchenbank zu, in die er sich schwer fallen ließ.

Der Luftzug, der durch die offene Tür hereinwehte, ließ die Kerzen auf dem Altar aufzucken und gespenstische Schatten werfen.

Mike sah sich nach Eleftheria um. Mit irrem Blick schlich sie sich an der Wand entlang wieder auf die Tür zu. Mike sprang gerade noch rechtzeitig empor und riß sie zurück. Sie schrie hysterisch auf und biß ihn in die Hand.

Dröhnende Schritte draußen, den Weg herauf zur Kirche. Deutsche Schaftstiefel!

Mike schüttelte das Mädchen, das sich losreißen wollte und schon wieder den Mund zum Schreien öffnete. Er holte aus und schlug Eleftheria hart ins Gesicht. Bewußtlos sank sie ihm in den Arm.

»Raus jetzt! Alle nach verschiedenen Seiten!« kommandierte Mike halblaut. Er warf sich das Mädchen über die Schulter und lief durch das Kirchenschiff auf ein kleines Fenster neben dem Altar zu, schob Eleftheria durch und kroch hinterher.

Die anderen hatten in letzter Sekunde noch die Kirchentür zugeschlagen und verriegelt, ehe sie ebenfalls auseinanderstoben in wilder Flucht. Und jetzt donnerten auch schon Gewehrschäfte gegen das dicke Holz des Portals.

Mike hob das Mädchen auf und raste, unter der Last schwankend, den Hang hinter der Kirche empor zum Wald ... hundert ... zweihundert ... dreihundert Meter ... Hinter den ersten schützenden Bäumen ging er in die Knie und ließ Eleftheria zu Boden gleiten. Er rang nach Atem und rieb sich das taube Gefühl aus den Armen.

Ein Aufschrei durchschnitt die Luft: »Ihr verfluchten deutschen Hunde! Den Bluey kriegt ihr nicht lebendig!«

Eine Salve von Schüssen, und die Stimme war still.

Eleftheria regte sich und schlug die großen dunklen Augen auf.

Mike legte ihr die Hand auf den Mund. Sie wehrte sich heftig, aber er stellte sie auf die Beine und zog sie hinter sich her durch den Wald.

Schneller und immer schneller durch Gestrüpp und Dornen, die ihnen die Sachen zerrissen und die Haut zerkratzten — nur weg von den herumtastenden Suchlichtern, den bellenden Hunden, den lauten Befehlen ...

Endlich wurden diese Laute schwächer und ferner. Mike klam-

merte sich, vom Schwindel übermannt, an einen Baum. Eleftheria glitt ihm aus den Armen. Schluchzend und in Verzweiflung wand sie sich auf dem nackten Boden, riß sich an den Haaren und redete wirr vor sich hin.

»Steh wieder auf, Mädchen — laß den Blödsinn«, keuchte Mike. »Steh auf! Wir müssen hier weg. Los, schnell!«

Wieder antwortete sie nur mit einem hysterischen Schrei. Noch einmal zerrte er sie auf die Füße und schlug ihr mit der flachen Hand ins Gesicht, bis sie benommen gegen seine Brust taumelte. Er nahm sie auf die Arme und taumelte weiter ins Gebirge hinein. Wenn ihn die Kräfte verließen, zog er den schlaffen Mädchenkörper hinter sich her — eine Stunde — zwei — drei . . .

Schließlich fiel er zu Boden, unfähig noch ein Glied zu rühren. Sie lag neben ihm und wimmerte schwach vor sich hin. Es begann in Strömen zu regnen . . .

Als der Morgen dämmerte, krochen Eleftheria und Mike aus dem schützenden Gebüsch und stiegen eine Anhöhe hinauf. Unten sahen sie die rauchenden Trümmer des Dorfes Paleachora.

6

Eleftheria saß auf einem Felsbrocken, zu erschöpft, um etwas zu sagen oder um noch zu weinen. Mike fand kein Wort des Trostes für sie, weil es einfach keines gab. Von der Heubodenluke aus hatte sie mit angesehen, wie der sich den Deutschen widersetzende Christos auf dem Dorfplatz erschossen und die sich über ihn werfende Melpo mit dem Bajonett erstochen worden waren.

In der allgemeinen Verwirrung der Razzia war es Eleftheria gelungen, sich aus der Scheune davonzumachen. Daß Mike die Flucht geglückt war, lag einzig daran, daß sich der größte Teil der Soldaten mit dem Zusammentreiben der Dorfbewohner beschäftigt hatte. Und während seines kurzen Aufenthalts in Paleachora hatte Mike genügend Ortskenntnisse gesammelt, um zu wissen, wo der Wald am dichtesten war.

Den ganzen Tag lang kletterten sie auf Schlängelwegen durch die Berge, nur fort von dem Aschenhaufen Paleachora. Von ihrer hohen Warte aus konnten sie sehen, wie die deutschen Patrouillen fächerartig und in immer größerem Kreis die Umgegend abkämmten, bis beim Dunkelwerden die Suche schließlich aufgegeben wurde.

Mike hielt es nicht länger für gefährlich, ein kleines Feuer anzumachen. Dessen Wärme belebte die beiden durchnäßten, frierenden und hungrigen Gestalten. Mike sammelte noch ein paar Armvoll trockener Zweige, stapelte sie neben dem Feuer auf und setzte sich dann neben Eleftheria hin.

»Sieh jetzt zu, daß du ein bißchen Schlaf findest«, sagte er. »Morgen früh machst du dich dann auf den Weg nach Dernika.«

Sie schaute ihn mit glanzlosen, rotgeränderten Augen an. »Und was wird aus dir?«

»Mach dir jetzt keine Sorgen mehr um mich. Ich habe schon Unheil genug angerichtet.«

»Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen. Hast du etwa die Deutschen nach Griechenland gebracht?«

Ein geringer Trost, dachte Mike — ein verdammt geringer Trost. Soutar hatte recht, als er sagte, daß es kein Spaß sein würde, das Ganze. Heilser wird jeden Stein und jedes Blatt im Walde umdrehen. Mike versuchte das Gefühl hoffnungslosen Verlorenseins abzuschütteln, aber es gelang ihm nicht. Welche Chance hatte er denn gegen soviel Macht? Wie oft würde er noch Glück haben?

Er legte Eleftheria den Arm um die Schultern und führte sie zu der aus Piniennadeln zusammengescharrten Lagerstatt. Sie streckte sich auf dem weichen Waldboden aus. Ihre Bluse war von dem Gestrüpp so zerfetzt, daß er die braunen Hügel ihre Brüste mit den roten Spitzen sehen konnte.

Sie hatte seinen Blick bemerkt, und ihre Augen hingen an den seinen. Mit einer leisen Bewegung schob sie diesen Rest an Kleidung zur Seite, lag stumm und ohne sich zu rühren vor ihm da. Nur ihr Atem war stockend. Mike spürte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg. Es rauschte ihm in den Ohren.

Er sah das unruhige Pochen ihres Herzens und den verlangenden Blick ihrer dunklen Augen, die sanft zu glänzen begannen.

Mit einem Ruck drehte er sich um. »Ich hole noch ein bißchen Streu, um dich zuzudecken. Die Nacht wird kalt.« Er schleppte Piniennadeln herbei, legte sie über Eleftheria, sah noch einmal nach dem Feuer und machte sich dann auf dessen anderer Seite ein Lager zurecht.

Die Sonne versank sehr schnell.

Mike rollte sich näher ans Feuer heran und versuchte die Gedanken an das Mädchen drüben von sich zu schieben. Es wurde Nacht. Er hörte, wie sich Eleftheria ruhelos herumwarf.

Seltsam, daß er in einem solchen Augenblick den Wunsch haben

konnte, sie zu besitzen. Vielleicht war es das Gefühl der unausweichlichen Niederlage, das ihn trieb, sich diesen vielleicht letzten glücklichen Moment zu verschaffen. Und es war auch nicht etwa, daß er sich zu fein vorkam für dieses Bauernmädchen. Was, zum Teufel, war also los mit ihm, daß er zögerte?

Er wußte es genau. Eleftheria war kein Mädchen, das man nur so im Vorübergehen nahm. Nein — sie blieb bestimmt mit gebrochenem Herzen zurück und er mit schwerbelastetem Gewissen. Er drehte dem Feuer den Rücken und schloß die Augen. Wäre er nicht so restlos erschöpft gewesen, hätte er wohl kaum Schlaf gefunden.

Aber es war ein unruhiger, gequälter Schlaf. Wieder rasselte er die Liste der Namen herunter — diese verfluchten siebzehn Namen — und sah Stergiou vor sich und Soutar und Christos in seiner weißen Fustanella, die voller Blut war, und Melpo, wehklagend über ihn geworfen. Und Flammen — Flammen, die höher und höher züngelten, empor an den weiß getünchten Bauernhütten, und deutsche Soldaten, die um das Feuer tanzten — die den Kalamatiano tanzten —, während die Flammen immer grausamer um sich griffen.

Der Wald war still und dunkel.

Es war eisigkalt, das Feuer schwelte nur noch. Er setzte sich auf, rieb sich die eingeschlafenen Beine und kroch dann zu seinem Vorratsholz.

»Jay?« Eleftherias Stimme klang ängstlich.

»Ich bin da. Schlaf nur weiter.«

Er legte ein paar neue Zweige auf das Feuer. Sekundenlang später begann es zu knistern.

»Mir ist kalt«, sagte sie.

»Es wird gleich wieder warm werden.«

Er kroch auf seine Seite zurück und schob sich wieder unter seine Reisigdecke.

»Jay?«

»Was denn?«

»Ich habe solche Angst.«

Er zögerte eine ganze Weile, bis er sagte: »Also gut, komm zu mir rüber.«

Ihm pochte das Herz, als er sie näherkommen hörte und sie sich schüchtern neben ihn legte. »Armes Kleines, du bist ja ganz kalt«, sagte er und rieb ihr Arme und Schultern. Sie schnurrte wie eine kleine Katze, als sie warm zu werden begann. Dann schmiegte sie

sich an ihn, und er schob seine Hand in ihre Bluse auf die weiche Wölbung ihres Rückens. Ihr Kopf ruhte auf seiner Brust, und die Arme hatte sie zärtlich um ihn gelegt.

»S'agapo«, flüsterte sie.

»Schlaf, Herzchen . . .«

»S'agapo«, hauchte sie und schloß die Augen.

Ein warmer Sonnenstrahl fand seinen Weg durch die Bäume am Rand der Lichtung. Mike schlug die Augen auf. Das Feuer war erloschen. Vorsichtig zog er die Hand von Eleftheria, stand auf, reckte sich und rieb sich den grollenden Magen. Die Sonne tat gut, und seine Stimmung war ein klein wenig optimistischer als gestern abend.

Das Mädchen, noch im Schlaf, drehte sich um und dehnte den Körper. Mike ertappte sich dabei, wie er auf die Haut unter der zerschlitzten Bluse starrte. Schnell wandte er sich ab, um neues Reisig zum Feueranmachen zu suchen, denn Eleftheria begann aufzuwachen. Er hörte, wie sie sich aufrichtete.

Mit einer anmutigen Kopfbewegung warf sie ihr langes schwarzes Haar über die Schultern zurück und stützte das Kinn auf die Knie, die sie mit beiden Armen umschlungen hielt. So blickte sie Mike lächelnd an, während er das Feuer entfachte. Sie sah jung, frisch und zum Anbeißen aus.

Plötzlich preßte Mike seine Lippen auf diesen blühenden Mund, ihr Körper drängte sich ihm entgegen, und beide fielen eng umschlungen auf den weichen Boden. Seine Hand riß ihr den letzten Fetzen der Bluse herunter und suchte ihre Brust. Er spürte den aufreizenden Schmerz ihrer Zähne in seiner Schulter und ihre sich in seinen Rücken verkrallenden Finger.

Eleftheria war eine kleine Wilde. Mikes Finger hatten sich in ihrem Haar verfangen, und er zog ihren Kopf zurück. Ihre Augen flammten vor Leidenschaft, ihr ganzer Körper bebte.

Stöhnend und mit zuckenden Gliedern rollten sie beide auf dem Boden, und ihre Lippen suchten einander mit steigender Glut.

Mike raffte die letzten Reste Vernunft zusammen und schob sie von sich. Schwankend stand er auf. Eleftheria hielt ihn immer noch umklammert. Brutal zog er sie an den Haaren und schleuderte sie von sich. Die Finger in den Boden gekrallt, lag sie da und keuchte.

Mike selbst rang nach Luft, als er verwirrt und zornig auf das

halbnackte Mädchen blickte. Er zog sein Hemd aus und warf es ihr hin.

»Zieh das über!«

»Jay – Geliebter – bitte . . .«

»Wir haben so schon genug Schwierigkeiten! Zieh das Hemd an!«

Der scharfe Befehlston verschreckte sie zu plötzlicher Unterwürfigkeit. Von einem Augenblick zum anderen war wieder ihre natürliche Schüchternheit da, und sie gehorchte.

Sie brauchten eine Stunde, ehe sie wieder sprachen. Doch in diesem Schweigen war alles gesagt, was nötig war.

»Du machst dich jetzt am besten auf den Weg zu deinem Dorf«, begann Mike endlich.

»Und wo willst du hin?«

»Nach Athen. Irgendwie werde ich's schon schaffen«, erwiderte er, ohne selbst davon überzeugt zu sein.

»Du kommst nie und nimmer allein bis Athen, das weißt du ganz genau. Du mußt mit mir nach Dernika gehen.«

»Damit noch ein Dorf niedergebrannt wird!«

»*Du* bist doch daran nicht schuld – *du* doch nicht . . .«

»Nein, aber macht das einen Unterschied?«

»Ich lasse dich nicht allein«, erklärte sie mit sanfter Bestimmtheit.

Mike wußte, daß er nicht ewig in dieser Bergwelt herumstreifen konnte. Er wußte, daß er nicht nach Dernika gehen durfte. Er wußte, daß er Athen nicht erreichen würde und daß er ohne dies Mädchen verloren wäre. Vor allem aber wußte er, daß es in ganz Griechenland keinen Flecken Erde gab, wo er längere Zeit vor Konrad Heilser sicher sein würde.

»Ich habe eine entfernte Verwandte, Despo, die in Kaloghriani wohnt«, sagte Eleftheria. »Das liegt kilometertief in den Bergen drin. Dort bist du sicher.«

»Nein. Ich muß nach Athen.«

»Das Dorf ist so winzig und weit weg, daß die Deutschen bestimmt nicht einmal von seiner Existenz wissen. Komm, ich helfe dir dann auch, von dort nach Athen zu gelangen. Wenn wir uns beeilen, sind wir morgen abend schon in Kaloghriani.«

7

Die Nacht senkte sich tief auf zwei ausgelaugte Wanderer, die das Gefühl hatten, das Ende der Welt erreicht zu haben.

Sie standen in fünfhundert Meter Höhe und blickten hinunter auf etwa fünfzig weißgetünchte Bauernhütten inmitten einer zerklüfteten, kahlen Felslandschaft — Kaloghriani. Wenn sie in die Ferne schauten, entdeckten sie hier und da einen Zipfel der Ebene, wo in der Nähe von Dadi ein Flugplatz angelegt worden war, und ganz hinten sahen sie die Kuppe des Kallidromos. Das Dorf Kaloghriani und das Land ringsum waren ebenso armselig wie abgelegen.

Eleftheria klopfte an die Tür einer Hütte. Sie wurde gleich darauf aufgerissen, und vor ihnen stand ein Riese mit mächtigem schwarzen Bart.

»Kalosorisate!« dröhnte sein Willkommensgruß, als er Eleftheria erkannte, und schon nötigte er sie beide in einen bescheidenen Wohnraum. »Despo!« rief er seine Frau. »Eleftheria ist da. Bring Krasi. Beeil dich, Alte!«

Ene abgearbeitete ältliche Frau kam aus der Küche herbeigeeilt und begrüßte Eleftheria überschwenglich. Mit seinem nackten Oberkörper stand Mike etwas unglücklich neben dieser Wiedersehensszene. Endlich aber drehte sich Eleftheria zu ihm um.

»Das ist Jay Linden, ein Soldat aus Neuseeland. Er braucht einen Ort, wo er bleiben kann.«

»Englezos?« erkundigte sich der Riese.

»Ja.«

Der Riese stellte sich als Barba-Leonidas vor und schüttelte ihm so kräftig die Hand, daß Mike das Gefühl hatte, ihm würde der Arm ausgekugelt. Barba-Leonidas brachte dann ein Hemd an, das Mike viele Nummern zu groß war, und fragte schließlich, ob sie Hunger hätten. Ohne große Förmlichkeit lud Barba-Leonidas sie ein, auf den Holzschemeln um den Tisch Platz zu nehmen. Er tunkte sein Brot in die in der Mitte stehende große Schüssel mit Linsensuppe und bedeutete den beiden Ausgehungerten, ihm nachzutun.

Nach dem Essen lauschte Barba-Leonidas Eleftherias Bericht über das Ende von Paleachora. Sein schweigender Zorn machte sich nur ab und zu in einem empörten Ausruf Luft. Despo saß abseits an einem Spinnrad und beteiligte sich nicht am Gespräch.

Als Eleftheria geendet hatte, sagte Barba-Leonidas wie selbst-

verständlich: »Jani, mein einziger Sohn, ist an der albanischen Front gefallen. Du kannst sein Bett haben, solange du willst.«

Die Direktheit und Natürlichkeit des Mannes sprach Mike sofort an. Er war ein ›einfacher Mensch‹ — wie die Hafenarbeiter, Lastwagenfahrer, Kneipwirte und Gelegenheitsdiebe, die in Mikes Romanen vorkamen. Sie beide verstanden einander vom ersten Augenblick.

Entgegen der allgemeinen Sitte erklärte Barba-Leonidas jetzt auch: »Du bist müde. Geh schlafen. Unterhalten können wir uns ein andermal.« Dann befahl er Despo, für Eleftheria in einem Nachbarhaus ein Lager zu beschaffen. Sie hatten ja nur zwei Betten, und Mike als Mann gebührte natürlich der Vorrang.

»Das eine Bett reicht gut für uns beide«, erklärte Eleftheria.

Verlegenes Schweigen. Der Riese warf einen forschenden Blick auf Mike, der ein dummes Gesicht machte. Barba-Leonidas räusperte sich mehrmals und schaute wieder und wieder von Mike zu Eleftheria. Mike zuckte nur schweigend die Achseln. Offensichtlich schwer mit einem Entschluß ringend, murmelte Barba-Leonidas etwas in seinen Bart.

»Das würde sich nicht gehören«, entschied er dann laut, und Mike seufzte erleichtert auf. Ihm lag wenig daran, noch einmal in einen solchen Gewissenskonflikt zu geraten.

Im Lauf des Abends fiel es Mike auf, daß Barba-Leonidas auch nur die geringste Annäherung zwischen ihm und dem Mädchen, sei es, daß er nur ihre Hand berührte oder sie kurz anlächelte, mit Mißfallen registrierte. Im dem Bergnest hier schien die Moral der Frauen anders bewertet zu werden als in Paleachora.

Mike geleitete Eleftheria nur bis zur Tür, wo Despo bereits wartete. »Wir sehen uns morgen früh. Wir haben uns noch über vieles zu unterhalten«, sagte er.

Der Schlaf im weichen Bauernbett tat Wunder an Mikes zerschlagenen Knochen. Heißhungrig setzte er sich bei Tagesanbruch zu Barba-Leonidas an den Frühstückstisch und wartete auf Eleftheria. Sein Kopf steckte voller Pläne, wie man nach Athen kommen könne. Der Riese tat den Mund nicht auf, sondern schlürfte nur still den siedendheißen Kaffee. Allmählich wurde Mike unruhig.

»Wo ist denn Eleftheria?« fragte er.

»Sie ist nach Dernika gegangen.«

»Was heißt das: ›Sie ist nach Dernika gegangen?‹ Hast du sie weggeschickt?«

»Sie ist eben weg. Warum spielt doch keine Rolle.«

»Für mich schon.«

»Trink deinen Kaffee. Er wird sonst kalt.«

»Aber . . .«

»Reg dich nicht auf. Am Sonntag kommt sie wieder, hat sie versprochen.«

Ehe Mike noch etwas erwidern konnte, war Barba-Leonidas aufgestanden und schon auf dem Weg hinaus aufs Feld. Mike versuchte aus Despo etwas herauszukriegen, aber die stellte sich taub.

Mike war wütend. Was wurde hier gespielt? Hatte ihn Eleftheria nur überlistet und in diese abgelegene Gegend wie in eine Falle gelockt, um ihn nicht zu verlieren, oder hatte der Riese sie aus irgendeinem Grund fortgeschickt? Die Situation gefiel ihm gar nicht, aber es blieb ihm nichts weiter übrig, als den Sonntag abzuwarten. Und so trank er zunächst einmal seinen Kaffee aus.

Barba-Leonidas war erstaunt, als er von seiner Feldarbeit aufblickte und Mike neben sich stehen sah.

»Kann ich was helfen?« fragte Mike.

»Bah!« röhrte der Riese. »Du geh man Traubenpflücken mit meiner Alten. Ich muß Steineräumen, und da möchte ich nicht, daß sich mein kleiner Englezos die zarten Hände verdirbt.« Mike nahm die Herausforderung an und begann schweigend, mit zuzufassen. Barba-Leonidas grinste über beide Ohren.

Ja, Kaloghriani war wirklich das Ende der Welt und von der Zivilisation entsprechend entfernt. Mike arbeitete Schulter an Schulter mit seinem Gastgeber, aber obwohl er dreißig Jahre jünger war, fand er es nicht immer einfach, mit diesem Bären von einem Menschen Schritt zu halten. Den ganzen Tag lang schwitzten sie nebeneinander auf dem Feld, und am Abend tranken sie zusammen. Und nach knapp drei Tagen waren beide ein Herz und eine Seele.

Es machte Barba-Leonidas einen Heidenspaß, Mike, den man wirklich nicht als schmächtig bezeichnen konnte, als zartes kleines Engländerbübchen aufzuziehen. Sie schlichen sich gegenseitig an und begannen einen Ringkampf. Mike vermochte sich immer nur eine kleine Weile zu behaupten — bis Leonidas der Spielerei müde war. Dann hob er Mike hoch, balancierte ihn mit einer Hand über seinem Kopf und warf ihn in elegantem Bogen in das nächste Gebüsch, was beide zu brüllendem Gelächter veranlaßte. Von sol-

chem Schlag hätten seine Kameraden beim Baseball und Football sein müssen, dachte Mike manchmal.

Despo, das verhutzelte, farblose Wesen im schwarzen selbstgesponnenen Kleid und mit dem einen übriggebliebenen Schneidezahn im Oberkiefer, gönnte sich keinen Augenblick Ruhe. Ihre runzeligen Hände waren in ständiger Bewegung — neben ihrem Mann auf dem Feld oder im Haushalt, beim Besorgen ihres Gemüsegartens, beim Hühnerfüttern, Buttern, Holzsammeln, Spinnen oder Weben. Sie begann lange vor Tagesanbruch und werkte bis tief in die Nacht hinein.

Hatten sich die beiden Männer tagsüber mit dem steinigen, unfruchtbaren Boden genügend abgeplagt, wanderten sie zum üblichen Trunk ins Kaffeehaus. Hier gab es keine Lieder. Die müde gearbeiteten Männer saßen beieinander, tranken ihren Ouzo und wechselten ein paar schwerfällige Sätze, bis ihre Frauen daheim das einfache Gericht aus Brot und Linsen fertig hatten.

Doch auch hier beobachtete Mike immer wieder Freigebigkeit und Hilfsbereitschaft. So fernab jeder Straße Kaloghriani auch lag, fanden die Hungernden zuweilen den Weg dorthin. Keiner von diesen Städtern mit dem leeren Magen ging ohne ein wenig Korn davon, das er entweder zu einem vernünftigen Preis oder überhaupt geschenkt erhielt. Am Sonnabend gingen Barba-Leonidas und die anderen Männer des Dorfes vorsorglich auf Kaninchenjagd, um denen etwas vorsetzen zu können, die es am Sonntag hier herauf verschlug. Man suchte nicht Kapital zu schlagen aus der Not der anderen, wie es so viele Bauern taten. Es war eine sehr einfache Philosophie: Wenn du zwei Weizenkörner hast, gib eines deinem Nächsten.

Und Mike erfuhr bald auch mehr von der legendären Tradition dieses merkwürdigen Ortes, einer Tradition, so alt wie die grauen Felsen ringsum. Er war im ›Dorf der Diebe‹ . . .

Jahrzehnte- und jahrhundertelang hatten sich die Menschen hier redlich geplagt, dem kargen Boden einen Lebensunterhalt abzuringen, bis ein junger Bursche aus Kaloghriani dahinterkam, daß es sehr viel bequemer sei, sich alles, was man brauchte, aus den anderen Dörfern zusammenzustehlen. Mit der Zeit entwickelten die Männer von Kaloghriani immer frechere und oft geradezu geniale Methoden des Plünderns in der Nachbarschaft. Bald waren sie in der ganzen Provinz verrufen. Diebstahl wurde bei ihnen zur Kunst und zum festen Bestandteil der Dorfkultur.

Unter den Erwachsenen im Ort gab es kaum einen, der nicht irgendwann einmal gesessen hatte.

Der Dorfälteste Petros, der neunundneunzig Jahre zählte, hatte vierzig davon hinter Gittern verbracht. Barba-Leonidas gestand verschämt, einige Male fünf Jahre erhalten zu haben — in seiner Jugend, als er die Sache noch nicht richtig beherrschte. Das Verbrechen bestand keineswegs im Stehlen, sondern im Geschnapptwerden. War es einem jedoch passiert, so steigerte die Zahl der Jahre, die man aufgebrummt erhielt, das Ansehen in der Gemeinde. Das höchste der Gefühle war es, wenn man es bis zum Aver-of-Gefängnis in Athen gebracht hatte. Selbst Papa-Gregorios, der Pope und einzige in Kaloghriani, der lesen und schreiben konnte, ließ sich nur sehr vage über die zehn Jahre aus, die er angeblich in Kanada verbracht hatte.

Dieser eigenartige Menschenschlag hier oben mußte von den alten griechischen Göttern abstammen, denn Barba-Leonidas war nicht etwa einer von den größten.

Da gab es Männer, die zwei Meter zehn und mehr maßen und achtzig und neunzig Jahre alt waren, ohne jemals ernsthaft krank gewesen zu sein.

Mike sah, wie sie aus vierhundert Metern Entfernung die wilden Kaninchen im Lauf völlig sicher umlegten. Die Arbeit schaffte Mike eben noch neben dem fünfundsechzigjähren Leonidas, aber am Tag der Jagd mußte er feststellen, daß er beim Laufen nicht annähernd so durchhielt. Die Leute aus Kaloghriani konnten stundenlang unterwegs sein, ohne die geringste Spur irgendwelcher Ermüdung zu zeigen. Bergauf liefen sie so schnell wie bergab, und ins Pusten kamen sie nie.

Die Frauen arbeiteten vom frühen Morgen bis zum späten Abend, an das rauhe Leben gewöhnt wie ihre Männer, aber ihre Schönheit verblühte rasch. Wurde ein Kind geboren, knapp daß die Mutter eben ihre Feldarbeit einmal unterbrach, gab es weder Freude noch eine Feier. Denn in Kaloghriani waren alle Dinge — Leben, Tod, Heirat, Unglück — nichts anderes als ein Teil der täglichen Pflichten, die der Herrgott einem auferlegte. Es gab genug zu tun, um nur eben durchkommen zu können, und man hatte nicht noch Zeit für Tanz und Gesang oder Tränen.

Und so stellte dann am Ende des fünften Tages von Mikes Aufenthalt Barba-Leonidas nur ganz schüchtern fest, daß Mike nunmehr sein Sohn sei. »Mein eigener Sohn ist umgekommen« —

was man eben hinnahm, denn das Leben ging weiter — »und Gott hat mir jetzt einen anderen geschenkt.«

Gegen diese simple Logik wußte Mike wenig anzuführen.

»Bah! Wenn die Alliierten den Krieg gewinnen, warum gehen sie dann zurück? Kannst du mir das sagen? Warum gehen sie zurück? Ihr seid doch zu dumm, ihr Englezi.«

»Du darfst nicht vergessen, daß der größte Teil der freien Welt noch gar nicht mit im Krieg ist.«

»Bah! Aber wenn einer gewinnt, geht er vor. Wer verliert, der geht zurück. Die Alliierten gehen zurück — also verlieren sie!«

»Sieh einmal zu, ob das in deinen dicken Schädel hineingeht, Leonidas: Je weiter die Deutschen ihre Fronten vorschieben, desto schwerer wird für sie die Versorgung und desto weiter müssen sie ihre Truppen auseinanderziehen und verzetteln. Denk mal an den alten Napoleon und seinen Marsch auf Moskau Anno 1812.«

»Und ich sage nur wieder: Bah! bah! bah! Das ist alles Weibergewäsch. Wenn ich für Kaloghriani kämpfe und laufe weg bis Dadi, verliere ich da — ja oder nein?«

»Ach, laß mich in Frieden, Leonidas — schenk mir ein neues Glas ein.«

Der Sonntag kam. Mike erwachte besonders zeitig und wartete ungeduldig auf Eleftheria. Als es immer später wurde, schlug seine Ungeduld in Mißtrauen um. Barba-Leonidas wurde merkwürdig einsilbig. Schon die ganze Woche über hatte Mike bemerkt, wie verdrießlich der Alte jedesmal wurde, wenn er das Mädchen auch nur erwähnte. Am frühen Nachmittag war sich Mike klar darüber, daß es nur zwei Gründe für das Nichtauftauchen Eleftherias gab: Entweder sie selber wollte durchsetzen, daß er in Kaloghriani blieb, oder Barba-Leonidas wollte es erzwingen.

Als Mike es nicht mehr aushalten konnte und energisch zu wissen verlangte, was hier gespielt würde, drückte sich Barba-Leonidas, der niemandem ins Gesicht hinein lügen konnte, um die Antwort. Er griff sich ein Gewehr und stampfte davon mit dem Bemerken, er müsse Kaninchen jagen.

Mike stellte sich vor Despo. Mit leerem Ausdruck schaute die Alte von ihrem Webstuhl auf.

»Eleftheria — wo ist sie?«

Despo schüttelte ängstlich den Kopf.

»Wo ist sie? Verdammt noch mal!« Mike trat drohend auf sie zu. »Ich will wissen, wo sie ist! Rede!«

»Sie ist hier gewesen!« rief Despo. »Mitte der Woche. Du warst auf dem Feld. Barba-Leonidas hat sie wieder weggeschickt.«

»Und warum?«

»Weil du sein Sohn bist und nie mehr fort darfst.«

8

Eine Viertelstunde lang tobte Mike wie ein gefangenes Tier in der kleinen Hütte. Despo zog sich wieder in ihr Schweigen zurück, aber ihre Hände flogen vor Nervosität an ihrem Webstuhl. Barba-Leonidas hielt ihn also gefangen. Es gab keine Möglichkeit für ihn, Dernika zu erreichen — er hatte nicht einmal eine Ahnung, in welcher Richtung es lag. Und hier in Kaloghriani würde er auch von keinem Auskunft darüber erhalten. Ihm blieb keine andere Wahl: Er mußte Leonidas suchen und mit ihm reden.

Er stürmte hinaus und schaute sich nach den Jägern um. Aber bei dem Vorsprung von einer vollen Viertelstunde würde es kaum möglich sein, sie einzuholen. Diese Leute gingen fast so schnell, wie er rennen konnte.

Mike machte sich in der allgemeinen Richtung auf, die für gewöhnlich genommen wurde. Eine halbe Stunde lang lief er vergebens durch die Gegend. Bald hatte er die letzten vereinzelten Felder hinter sich gelassen und befand sich im Unterholz. Am Fuß des Kallidromos hielt er inne. Es blieb nichts weiter übrig, als zu warten, bis Leonidas von der Jagd zurückkam.

Der Tag war warm und sonnig, die Luft ruhig, und Mike hatte wenig Lust, sich solange zu der trübseligen Despo in die Hütte zu setzen. In den letzten Tagen hatte er vom Feld oft zu dem Berg hinaufgeschaut und sich vorgestellt, welch herrlichen Blick man von dort oben haben müsse. Und er machte sich an den Aufstieg.

Anfangs folgte er einem ausgetretenen Pfad und hielt nur ab und zu an, um einen Schluck Quellwasser zu trinken und ein bißchen Atem zu holen.

Er stieg weiter — den ganzen Nachmittag hindurch. Der Weg wurde steiler. Mike arbeitete sich hoch auf einen kahlen Buckel unterhalb des Gipfels, überquerte ein Geröllfeld und stand dann vor dem letzten Stück — einer steil aufragenden Wand.

Es war merkwürdig. Bisher hatte er sich vor schwindelnden Höhen stets gefürchtet. Jetzt aber verspürte er nicht die geringste Angst. Es war, als seien in Paleachora und Kaloghriani viele

Ängste von ihm abgefallen. Mit prickelnder Lust machte er sich an die schwierige Ersteigung.

Ein atemberaubender Ausblick bot sich ihm, als er endlich mit dem Gefühl des Eroberers auf dem Gipfel angelangt war. Nach Osten zu erstreckte sich das blaue Ägäische Meer mit seinen tausend Inseln, und nach Westen hin reihte sich die Kette der Berge. Er war wie berauscht von dem, was er sah. Unter ihm trieb eine Wolke vorbei, verschwand wie ein Geist vor seinen Blicken und tauchte dann drüben auf der anderen Seite wieder auf.

Mike stand und schaute. Welch seltsame Macht hatte ihn hierhergeführt? Wer hatte bestimmt, daß er dies alles sehen sollte? Was für ein Verlangen war das, das ihn zeit seines Lebens getrieben hatte und nun kein Verlangen mehr war?

Er dachte an seine Kinder. Anfangs hatte ihn die Erinnerung an sie immer gequält. Doch dann war ihr Bild allmählich blasser geworden. Er wußte, daß er sie über alles liebte, aber genauso wußte er, daß er sich innerlich damit abgefunden hatte, sie verloren zu haben.

Und jetzt sah er siebzehn Männer an eindrucksvollen Schreibtischen sitzen, Akten ablegen, mit dem Cocktailglas in der Hand plaudern oder mit deutschen Offizieren trinken. Möglicherweise warteten die Engländer verzweifelt auf diese siebzehn Männer. Hatte er versagt? Oder hatte er richtig gehandelt? Vielleicht waren durch seine übergroße Vorsicht Wochen vergeudet? Er wußte es nicht. Aber fort aus diesen Bergen mußte er. Leonidas herumkriegen würde allerdings nicht leicht werden. Erst gestern hatte er das Dorf veranlaßt, einen deutschen Befehl zur Weizenablieferung einfach zu verbrennen.

Der einzige einigermaßen vernünftige Plan, den er sich ausdenken konnte, war, Eleftheria nach Athen zu schicken, damit sie die Verbindung zu Dr. Harry Thackery aufnahm. Und selbst das war ein großes Risiko. Sie gehörte wirklich nicht zu den hellsten Köpfen, und wenn unerwartete Schwierigkeiten auftauchten, würde sie nie und nimmer damit fertig werden.

Habe ich denn aber das Recht, sie vorzuschicken und ihr Leben zu gefährden? fragte er sich. Es sind schon genug Menschen der Stergiou-Liste wegen umgekommen. Ein Leben bedeutet nichts in diesem Kampf um die siebzehn Namen. Doch Eleftheria selber würde nach Athen gehen wollen, wenn sie wüßte, worum es geht, redete sich Mike ein.

Eine harte Tatsache stand immerhin fest: Weder ihr Leben noch

das seine waren irgendwie wichtig, solange es um die Weiterleitung der Namen an die entscheidende Stelle ging.

Mike warf einen letzten Blick in die Weite und begann den Abstieg.

Es war schon dunkel, als er die Hütte erreichte. Barba-Leonidas saß leichenblaß auf seinem Platz. Bei Mikes Anblick löste sich die starre Miene zu so unendlicher Erleichterung, daß er gar nicht mehr vorgeben konnte, unbekümmert gewesen zu sein.

»Du dummer Englezos. Ich war schon drauf und dran, dich suchen zu gehen. Du läufst in Zukunft nicht mehr ohne mich in den Bergen herum.« Damit rückte er sich zurecht und griff nach der Schüssel. Mike war auf ihn zugetreten.

»Morgen gehst du nach Dernika und holst Eleftheria zurück.«

»Setz dich her, iß und red nicht so viel.«

Mike packte Leonidas beim Hemdkragen. »Entweder du gehst nach Dernika oder ich.«

Barba-Leonidas schaute Despo an und zuckte die Achseln. »Verrückt — er ist verrückt geworden.«

Despo schob sich auf die Tür zu, bereit, davonzustürzen.

»Setz dich und iß, habe ich gesagt. Wenn du so nötig eine Frau brauchst, dann hol ich dir eine nach dem Essen. Meinetwegen bring ich dir ein Dutzend — zum Aussuchen — kannst sogar mein Bett kriegen.«

Leonidas tunkte sein Brot in die Linsensuppe und stopfte es sich schmatzend in den Mund.

»Gut also. Dann gehe ich eben — und zwar sofort.«

Leonidas hob bedächtig den Kopf und starrte Mike von unten herauf mit einem tiefgekränkten Ausdruck an. »Was ist denn los mit dir, Jay?«

»Du kannst mir glauben, Leonidas, daß ich dich sehr gern habe, aber ich *muß* nach Athen.«

Leonidas fingerte an seinem Brot herum, warf es dann auf den Tisch und kratzte sich ratlos den Bart. »Du — du willst weg? Du willst wirklich und wahrhaftig weg?«

»Ich muß.«

»Was redest du für Unsinn? Warum mußt du?«

»Ich bin Soldat. Es ist meine Pflicht.«

»Bah! Was bist du schon für ein Soldat! Was denkst du denn, wozu die dich brauchen? Triffst ja nicht mal mit meinem besten Englezosgewehr auf fünfzig Meter ein Kaninchen.«

»Schon ein Dorf ist meinetwegen bis auf den Grund niedergebrannt worden.«

»Na, dann werden sie eben auch unsere Bude hier niederbrennen. Ziehe ich mit meiner Alten wieder in den Busch. Da haben wir früher oft genug gelebt. Manchmal denke ich, daß ich da glücklicher war als bei diesem mühseligen Ackern auf lauter Steinen. Nein, Jay, bleib schon lieber bei uns.«

Mike schritt ruhig zu dem Tischchen neben seinem Bett, auf dem seine paar Habseligkeiten lagen. Zwei Pfeifen, zwei Pistolen und das Bündel Drachmen. Er nahm eine Million Drachmen davon für sich selbst, legte das übrige vor Leonidas auf den Tisch und wollte zur Tür.

Leonidas war mit einem Satz auf und stellte sich ihm in den Weg.

»Hinsetzen!« brüllte er.

Despo kannte diesen Ton und floh aus der Hütte.

»Du stehst mir im Weg, Leonidas. Ich möchte nicht meine Fäuste gegen dich gebrauchen müssen.«

»Du setzt dich jetzt hin, oder ich bringe dich um.« Leonidas war an den Ofen gestürzt, hatte den eisernen Schürhaken ergriffen und stand damit wutschnaubend an der Tür. Mike zog langsam seine Pistole und legte an.

Vor der Hütte versammelte sich inzwischen das Dorf. Ein paar Mutige pochten an die Tür und riefen, sie sollten Ruhe halten.

Eine ganze Weile starrten sich die beiden an. Schließlich wandte sich Leonidas ab und warf den Schürhaken in die Ecke. »Genau wie mein Sohn«, murmelte er. »Wie weit denkst du denn, daß du kommst, Jay? Hast du schon jemals einen blonden Griechen in den Bergen gesehen?«

Mike gab keine Antwort.

Despo, die bisher kaum eine Gemütsbewegung gezeigt hatte, war wieder hereingekommen und weinte laut.

»Mach, daß du rauskommst!« schnauzte Leonidas.

Und endlich drehte er sich wieder zu Mike um. Zum erstenmal erkannte Mike an ihm Anzeichen seines Alters. Seine Riesenschultern hingen schlaff und ein schwerer Seufzer ließ sein Bartgestrüpp erzittern.

»Setz dich und iß, Jay. Ich gehe nach Dernika, sobald ich Zeit habe.«

»Wann?«

»Also gut — morgen.«

9

Eleftheria fühlte sich furchtbar unbehaglich in dem ungewohnten städtischen Kleid, als sie bei der Kontrolle auf dem Larissabahnhof in Athen stand. Vor und hinter ihr warteten müde Städter, die von ihren Hamsterfahrten über Land zurückkehrten.

Nervös spielten Eleftherias Finger mit dem Verschluß der Handtasche, während die Schlange sich auf die Schranke zu bewegte, wo deutsche, italienische und griechische Beamte die Papiere und die Körbe, Säcke und Koffer der Reisenden prüften.

Endlich war Eleftheria an der Reihe. Der Deutsche in Zivil, vor den sie ihren Paß auf den Tisch legte, schaute auf und zog interessiert die Brauen hoch. Das war doch mal eine Abwechslung in all dem grauen Einerlei der Gestalten. Eleftheria senkte die Lider vor der Frechheit seines Blicks.

»Reisezweck?« herrschte er sie an.

»Ich will Verwandte besuchen«, gab sie kaum vernehmbar zurück.

Er ließ sich ihre Handtasche geben und kippte den Inhalt auf den Tisch. Unter anderem fiel ein dickes Bündel Drachmen heraus.

»Allerhand Geld.«

Sie gab keine Antwort.

»Beruf?« fragte er.

»Mein Mann ist Bauer.«

»Ihr Bauern bringt heutzutage alle ein Vermögen mit, wenn ihr nach Athen kommt, scheint mir.«

Nur mit größter Mühe vermochte sie, sich das aufsteigende Unruhegefühl nicht anmerken zu lassen.

»Machen Sie Ihren Koffer auf!«

Er wühlte darin herum. In der Hauptsache waren es aber nur die nötige Wäsche und ein paar Kleinigkeiten, wie sie Mädchen aus der Stadt eben haben. Sie hatte alles genau nach Jays Anweisungen in Dadi gekauft.

»Sie können zumachen.«

Er gab ihr die Reisegenehmigung zurück und schaute mißlaunig die lange Reihe der Leute hinunter, die er noch abzufertigen hatte. Dann zündete er sich eine Zigarette an, schenkte dem Mädchen ein gnädiges Lächeln und fragte: »Und wo wohnen Sie denn in Athen, kleines Fräulein?«

Sie zögerte kurz.

»Bei meiner Tante.«

»So — na und wie wär's denn, wenn Sie sich mal mit mir ein bißchen die Stadt ansehen würden?«

»Mein Mann erwartet mich bei meiner Tante.«

»Weitergehen! Der Nächste!«

Sie wanderte durch die Bahnhofshalle und studierte die vielen Hinweisschilder. Es war alles sehr fremd, aufregend und angsteinflößend. Eleftheria war zwar schon einmal in der Hauptstadt gewesen, doch lag das Jahre zurück.

Sie trat auf den Vorplatz und sah sich um. Ein Stück zur Seite stand eine lange Kette wartender Taxis. Sie winkte eines heran.

Als sie anfuhren, tat Eleftheria so, als sei das alles gar nichts Besonderes: die Riesenstadt — die vielen gewaltigen Gebäude — dieses Auto, in dem sie fuhr. Sie hatte in ihrem Leben bisher nur dreimal in einem solchen Wagen gesessen.

»Fahren Sie mich bitte zur Amerikanischen Archäologischen Gesellschaft«, sagte sie.

Das Taxi sauste auf dem breiten Alexandraboulevard quer durch die Stadt nach Osten. Eleftheria versuchte sich zu sammeln und all die vielen Instruktionen zu memorieren, die Jay ihr erteilt hatte. Sie war fest entschlossen, diese Sache unbedingt zu seiner Zufriedenheit zu erledigen.

Etwas später dann bogen sie rechts ab und fuhren durch eine baumbestandene Allee im Norden des vornehmen Kolonakiviertels.

Der Chauffeur verlangsamte die Fahrt. Sie kamen vorbei am Amerikanischen Krankenhaus, den ehemaligen englischen Schulen und einer ganzen Reihe anderer Institutionen, bis sie am Ende dieses Gebäudekomplexes hielten.

Der Chauffeur, offensichtlich wenig glücklich darüber, daß Eleftheria während der Fahrt so schweigsam gewesen war, strahlte jetzt über das reichliche Trinkgeld, das sie ihm gab. Immer großzügig, die Leute, die mit den Amerikanern zu tun hatten.

Das Taxi rollte davon. Eleftheria biß sich auf die Lippen. Sie stand vor dem geschlossenen eisernen Gittertor zur Einfahrt. Ihr schlug das Herz. Da entdeckte sie seitlich eine offene Pforte, von der ein Kiesweg das kurze Stück zum Haus hinführte. Sie wagte sich darauf entlang, als ginge sie über glühende Kohlen.

Zaghaft stieß sie die gewaltige Tür auf und stand in einer Eingangshalle, in der überall Statuen, Gemälde und irgendwelche Marmorbrocken herumstanden. An den Wänden hingen eingerahmte Urkunden in einer Schrift, die sie nicht lesen konnte. Der

Raum war groß, hochgewölbt, düster und steif, was ihr Unbehagen nur noch verstärkte.

Hinter einem kleinen Empfangsschalter saß eine nicht mehr ganz junge Frau, offensichtlich keine Griechin. Sie hatte Kopfhörer auf. Ein Stück weiter stand ein Schreibtisch, der mit vielen Papieren bedeckt war. Mit tastenden Schritten ging Eleftheria zu dem Schalter.

Die Frau blickte auf und fragte: »Kann ich etwas für Sie tun?«

»Ich — ich möchte gern Dr. Harry Thackery sprechen«, sagte Eleftheria leise.

»Ihr Name bitte?«

»Ich heiße Eleftheria.«

»Eleftheria — und weiter?«

»Eleftheria Jalouris.«

»Sind Sie bei Dr. Thackery angemeldet?« erkundigte sich die Frau und musterte das linkische Bauernmädchen.

»Nein. Er kennt mich gar nicht.«

»Warten Sie bitte.« Die Frau erhob sich von ihrem Platz, um durch eine große Doppeltür zu verschwinden, hinter der sich ein langer Korridor zeigte.

Eleftheria fand es höchst merkwürdig, daß hier eine Frau saß und noch dazu Zigaretten rauchte — aber es geschahen für sie ja heute mehr merkwürdige Dinge. . . .

Die Frau kam zurück. »Bedaure. Dr. Thackery kann Sie nicht empfangen.«

Eleftheria knetete an ihrer Handtasche herum und trat von einem Fuß auf den anderen. Warum sieht mich die Frau so komisch an? dachte sie. Sie memorierte angestrengt, was Jay ihr eingeschärft hatte.

»Wann werde ich ihn sprechen können?« Das war es, was sie jetzt fragen mußte.

»Ich fürchte, er ist sehr beschäftigt. Er bereitet neue Ausgrabungen vor.«

Sie erinnerte sich, daß sie als Kind einmal Fremde in der Gegend von Dernika hatte herumgraben sehen. Vor dem Krieg waren überhaupt sehr oft Ausländer nach Larissa gekommen und hatten überall herumgebuddelt. Überall hörte man damals davon.

»Aber — aber ich bin doch extra den weiten Weg von Dadi hergefahren. Es ist sehr wichtig.«

Ein Summen ertönte aus dem merkwürdigen Kasten auf dem Schreibtisch. Die Frau brachte es zum Verstummen, indem sie

einen an einer Schnur hängenden Metallstöpsel in ein kleines Loch steckte.

Daraufhin öffnete sich die Eingangstür, und zwei Männer, die ebenfalls keine Griechen waren, kamen herein. Sie setzten sich an einen Tisch, auf dem verschiedene Zeitschriften lagen, und begannen zu blättern.

Die Empfangsdame blickte etwas ungeduldig Eleftheria an, die noch immer keine Miene machte, fortzugehen.

»Weswegen wollen Sie denn Dr. Thackery unbedingt sprechen?«

»Es handelt sich um eine private Angelegenheit, die sehr wichtig ist — und ich bin extra deswegen von so weither gekommen.«

Achselzuckend erhob sich die Frau und verschwand noch einmal hinter der Doppeltür. Als sie zurückkehrte, sagte sie: »Wollen Sie bitte mitkommen?« Mit raschen, energischen Schritten ging sie den läuferbelegten Korridor voraus, bog dann um eine Ecke und öffnete eine der vielen Türen mit Messingschildern. Sie bedeutete Eleftheria einzutreten und ging davon.

Das Zimmer lag im Halbdunkel. Die Vorhänge waren zugezogen, und nur eine Leselampe spendete etwas Licht. Die getäfelten Wände wirkten düster, die viktorianischen Möbel steif. Hinter dem Schreibtisch saß ein hagerer Mann mit knochigem, stubenfarbenem Gesicht und schütterem Haar. Er blickte Eleftheria kühl entgegen.

»Sie wollten mich sprechen?« sagte er, ohne die Stimme zu heben.

»Sind Sie Dr. Harry Thackery?«

»Ja.«

Sie biß sich nervös auf die Fingernägel, jetzt nur ganz darauf bedacht, Jays Worte so genau wie möglich zu wiederholen.

Stockend begann sie aufzusagen: »Ein sehr guter Freund von mir hält sich zur Zeit im Haus meiner Cousine auf. Er möchte nach Athen gelangen. Er hat mir gesagt, daß ihm ein gemeinsamer Bekannter aufgetragen habe, sich mit Ihnen in Verbindung zu setzen.«

»Setzen Sie sich, Fräulein.«

Sie nahm auf der Kante des geradlehnigen Mahagonistuhls Platz, der vor dem Schreibtisch stand, und konnte nun diesen geisterhaften Kopf aus der Nähe sehen.

»Wo hält sich Ihr Bekannter zur Zeit auf?«

»In Kaloghriani.«

»Kaloghriani?«

»Ja. Das ist ein ganz abgelegenes Dorf. In der Provinz Larissa.«

Der Mann tat seine schmalen Lippen etwas weiter auf. »Erzählen Sie mir bitte Näheres über Ihren Freund.«

»Er ist englischer Soldat. Aus Neuseeland.«

Thackerys Mine blieb unbewegt. »Sie sind an der falschen Adresse, Fräulein. Wenn Ihr Freund Angehöriger der britischen Armee ist, wäre es zur Zeit ungesetzlich, ihn nach Athen zu holen. Amerika befindet sich nicht im Kriegszustand mit Deutschland, und ich bin Amerikaner.«

»Aber mein Freund hat gesagt . . .«

»Bedaure. Ich kann Ihnen nicht helfen. Ich würde Ihnen auch raten, schleunigst wieder heimzureisen. Mit solchen Sachen können Sie sich die größten Unannehmlichkeiten zuziehen.«

Verstört stand Eleftheria auf. Sie machte ein paar Schritte auf die Tür zu, drehte sich dann aber noch einmal um, Tränen in den Augen. »Aber dieser — dieser gemeinsame Bekannte von Ihnen beiden — ein Schotte . . .«

Stillschweigen.

Eleftheria überlief eine Gänsehaut unter dem starren Blick des gespenstischen Gesichtes im Schatten des abgeschirmten Lampenscheins.

»Warum will Ihr Freund denn unbedingt nach Athen?«

Sie hatte ein trockenes Gefühl im Hals, als sie hervorbrachte: »Er hat gesagt, ich soll bestellen, er habe siebzehn außerordentliche Gründe, weswegen er herkommen möchte.«

Thackery erhob sich aus seinem Stuhl. »Bleiben Sie hier. Ich bin gleich wieder zurück.«

Er war an sich nur mittelgroß, wirkte in seiner Magerkeit aber wie ein langer Zaunpfahl. Eleftheria schwirrte es im Kopf, und sie wünschte verzweifelt, wieder in den Zug steigen und heimfahren zu können. Wenn sie bloß nichts mehr mit diesen merkwürdigen Leuten zu tun hätte! Sie bereute es, überhaupt hergekommen zu sein.

Dr. Harry Thackery verschwand in einem der Zimmer auf der gegenüberliegenden Seite des Korridors. Dort saß ein Mann namens Thanassis mit übergestülpten Kopfhörern. Als er Thackery eintreten sah, stand er sofort auf.

»Sie haben sie ja gehört«, warf Thackery ihm kurz entgegen. »Was halten Sie davon?«

»Es muß Morrison sein.«

»Gott sei Dank, daß er noch lebt. Ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben.«

»Wir brauchen die Sache dringend«, konstatierte Thanassis. »Was machen wir mit dem Mädchen?«

»Sind unsere ständigen Begleiter draußen?« fragte Thackery, womit er auf die Gestapoleute anspielte, die seit einiger Zeit jeden seiner Schritte überwachten.

»Natürlich. Wie gewöhnlich.«

»Bestellen Sie einen Wagen. Wir werden das Mädchen ungesehen hinausschmuggeln müssen. Wir dürfen nicht Gefahr laufen, daß sie aufgegriffen wird. Lassen Sie Lisa sofort Bescheid sagen, sie soll sich mit uns bei Papa-Panos treffen. Ich werd sie hinschicken, damit sie ihn sofort herbringt.«

DRITTER TEIL

1

Lisa Kyriakides lauschte aufmerksam den Instruktionen, die ihr Dr. Harry Thackery erteilte.

Sie fand die ganze Sache allerdings seltsam genug — ein bißchen sehr geheimnisvoll und zu vieles unausgesprochen. Bei allen bisherigen Aufträgen hatte Dr. Thackery sie stets bis in alle Einzelheiten eingeweiht. Aber Lisa wußte, für die erst so kurze Zeit bestehende Untergrundbewegung waren Disziplin und absoluter Gehorsam unerläßlich.

Sie fragte also nicht erst, obwohl ihr ihre Mission gar nicht gefiel.

Bis nach Larissa fahren zu müssen, nur um einen einzigen entflohenen Kriegsgefangenen zu holen ... Es mußte sich da wohl um einen hohen Offizier handeln oder um ein wichtiges Mitglied der neuen Untergrundbewegung — wahrscheinlich war er überhaupt kein Flüchtling.

»Sie fahren also noch heute abend nach Dadi«, erklärte Dr. Thackery. »Dort wartet ein Mädchen namens Eleftheria Jalouris auf Sie, das Sie weiterbringen wird in ein kleines Nest — Kaloghriani heißt es. Sie werden mit einem Mann zusammentreffen, den Sie nur als Vasilios kennenlernen. Sie selbst nennen sich ihm gegenüber Helena. Im übrigen stellen Sie keinerlei Fragen an ihn.«

Lisa nickte, den Blick auf sein steineres Gesicht geheftet.

»Unsere Leute in Dadi besorgen ihm Ausweis und Reisegenehmigung und werden ihn auch äußerlich unkenntlich machen. Das Begleitpersonal des Zuges, in dem Sie beide die Rückfahrt antreten, erhält Bestechungsgelder. Sie selbst, Lisa, haben alles zu tun, was in Ihrer Macht steht, daß diese Sache glatt geht. Verstanden?«

»Ja«, gab sie leise zurück.

»In Athen dann bringen Sie ihn zu Lazaros und setzen sich dann sofort mit mir in Verbindung.«

»Gut.«

»Noch irgendwelche Fragen?«

»Ich glaube, ich habe alles verstanden.«

Papa-Panos, ein kleiner, unscheinbar wirkender Pope, trat herein. »Kommt, meine Kinder«, forderte er sie freundlich auf. »Das Essen steht bereit.«

»Ja«, sagte Dr. Thackery, »am besten, ich esse schnell und mache mich dann gleich auf. Ich möchte doch meine beiden deutschen Freunde nicht verärgern, weil sie zu lange draußen im Regen stehen müssen.«

Auf dem Weg zur Küche blieb Dr. Thackery plötzlich stehen und sah Lisa forschend an.

»Sie kommen mir bedrückt vor, Lisa. Ist irgend etwas passiert?«

»Passiert? Nein, nein — durchaus nicht.«

»Noch eins, Lisa: Sollte etwas schiefgehen, ich meine, sollte unmittelbar Gefahr drohen, daß der Mann geschnappt wird, dann — müssen Sie ihn erledigen. Er darf den Deutschen unter keinen Umständen lebend in die Hände fallen.«

Während sie die Küche betrat, wirbelten und schossen Lisa Überlegungen durch den Kopf, die sich langsam zu einem Plan formten. Zu einem Plan, wie sie ihre Kinder retten könnte — wenn sie dabei auch zur Verräterin an ihrem Volk wurde.

Stöhnend richtete sich Konrad Heilser auf der Couch hoch. Er hatte einen entsetzlichen Brummschädel und konnte kaum aus den Augen sehen. Langsam stand er auf und schlurfte zu dem wuchtigen Schreibtisch. Auf der breiten marmornen Platte stand im silbernen Rahmen ein Foto seiner germanisch plumpen Frau und seiner ebenso germanisch plumpen drei Kinder. Sie starrten ihn an. Ärgerlich wischte er das Bild in die aufgezogene Schublade, aus der er sich eine kleine Tüte Migränepulver holte.

Tolle Gesellschaft gestern abend! Aber lohnte sich's eigentlich, wenn man am nächsten Tag einen solchen Kater hatte? Er schüttete das Pulver in ein Glas, gab etwas Wasser dazu und kippte das Zeug hinter. Er zog eine Grimasse — griechisches Kopfwehpulver! Aber auch nichts können diese Burschen!

Zervos hatte vier Tage lang die Einweihung seiner neuen Wohnung gefeiert. Ihm gehörte jetzt ein großes Miethaus, und die oberste Etage bewohnte er selber. Zehn Zimmer mit Dachterrasse und allen Schikanen, hypermodern, aber vollgestopft mit antiken Kunstwerken neben jüngstem Kitsch — das Museum eines Banausen.

Die großen Tiere vom deutschen Oberkommando waren beinahe vollzählig erschienen. Zervos war neuerdings ein gesuchter

Mann mit seinen Geschenken und seinem freundschaftlichen Getue. Die reichen Athener Familien hatte er inzwischen derart erfolgreich geschröpft, daß er sozusagen über Nacht sehr vermögend geworden war.

Und die Weiber — Zervos war ein Kenner, das mußte Heilser zugestehen. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht, als er an diese letzten Nächte zurückdachte. Besonders gestern — das Mädchen hatte ihn großartig bedient. Viel besser als die ersten drei.

Doch dann verzog sich seine Miene. Zervos, dieser Filou! Ein erbärmlicher kleiner Regierungsschreiberling! Tat sich jetzt dick, der Bursche, reichlich dick sogar. Schmeichelte sich bei allen ein und lockte mit Versprechungen, mit noch üppigeren Festen. Die Leute fingen schon an, sich um seine Bekanntschaft zu reißen.

Er würde sich Zervos einmal vornehmen, würde diesem Griechenschwein zeigen, wer hier Herr war. Zervos hatte ihm monatlich zehn Millionen Drachmen zugesagt, wenn er ihn bei seinen Erpressungen durch den Anschein der Amtlichkeit stützte. Von jetzt an würde Heilser zwanzig verlangen.

Der Kerl hatte wirklich zuviel Macht in seine fetten Hände bekommen, war jedoch andererseits zu wertvoll, als daß man ihn einfach liquidieren könnte. Er hatte seine Finger überall drin. Und auch zehn Millionen Drachmen waren schon ganz schön. Heilser beschloß, Zervos vorläufig weitermachen zu lassen, ihn aber unter Kontrolle zu halten — er wollte genau wissen, was der Grieche trieb.

Er durchblätterte die Berichte in der Eingangsmappe auf seinem Schreibtisch. Lauter entwichene Kriegsgefangene! Diese Tommys überschwemmten die ganze Gegend. Und neuerdings mehrten sich auch Meldungen von einer immer aktiver werdenden Untergrundbewegung.

Aber das war alles noch nicht so schlimm. Wirklich schlimm waren die hohen griechischen Beamten, die angeblich mit dem deutschen Oberkommando zusammenarbeiteten und sich dabei nur geheime Informationen zusammenstahlen. Wer waren sie?

Und wo steckte jetzt der verdammte Amerikaner? Mit jedem Tag, den der länger in Freiheit war, nahm die Gefahr zu. Wenn diese Namen den Engländern in die Hände fielen, würde die Hölle los sein. Damit wäre seine Aufgabe nahezu unlösbar. Wie sollte man eine Untergrundbewegung stoppen, die über alle deutschen Vorhaben orientiert war? Was war nur los mit diesen Leuten? Warum der Widerstand? Noch gestern hatte er einen Befehl un-

terzeichnet, zwei Dörfer im Distrikt Ätolien-Akarnanien dem Erdboden gleichzumachen, weil sie Entflohene beherbergt und die Getreideabgabe verweigert hatten. Selbst das schreckte dieses Volk nicht ab.

Hatte man den Amerikaner erst einmal geschnappt — war diese Stergiou-Liste erst einmal in seinen Händen, dann konnte er die ganze Untergrundbewegung um ein gewaltiges und entscheidendes Stück zurückwerfen.

Heilser hatte noch immer das Gefühl, daß Morrison mit jemandem in Athen Fühlung nehmen würde. Ihm waren alle Leute bekannt, die logischerweise dafür in Frage kamen, aber er ließ sie unbehelligt. Es wäre ein leichtes, sie allesamt ins Averof zu sperren. Doch solange er den Amerikaner noch nicht hatte, wollte er das nicht tun.

Ein Pochen an der Tür. Zervos trat ein.

Unangenehm berührt blickte Heilser ihm entgegen. Zervos, dicker denn je, sah aus wie die Karikatur eines Neureichen: Maßanzug mit Weste in schreiender Farbe, Brillantnadel in der Krawatte, Manschettenknöpfe mit Brillanten und vier Brillantringe auf den Wurstfingern. Nächstens würde er sich noch Brillanten in die Zähne setzen lassen. Zervos kam auf Heilsers Schreibtisch ohne die leiseste Spur jener Angst zugeschritten, die ihn früher im Verkehr mit diesem Deutschen erfüllt hatte.

»In einer Stunde sind wir mit Lisa Kyriakides verabredet, Konrad.«

Heilser erinnerte sich wütend an die betrunkene Stunde, als er Zervos das Du erlaubt hatte. Nun, er würde dem Griechenschwein schon noch beibringen, wo sein Platz war.

Zervos wußte genau, wie stark Heilser an Lisa interessiert war. »Tja, Konrad«, sagte er mit spöttischem Seufzer, »wir werden mit Lisa wohl langsam Schluß machen müssen.«

»Das bestimme wohl noch immer ich! Und solange die geringste Chance besteht, daß einer von diesen Leuten uns auf die Spur von Morrison bringt, denke ich nicht daran, Schluß zu machen.«

»Aber Lisa liefert uns keine Informationen«, fuhr Zervos fort. »Das weißt du so gut wie ich. Es ist ein Wahnsinn, daß wir sie überhaupt frei herumlaufen lassen. Zumindest sollten wir anordnen, daß sie beobachtet wird.«

»Idiot! Wenn wir Lisa beschatten, wissen das die Untergrundleute in den nächsten fünf Minuten. Nein, Zervos, Lisa kuscht, solange wir ihre Kinder in der Hand haben.«

Zervos machte es Spaß, den wütenden Heilser noch mehr aufzubringen. »Warum schaffen wir uns denn nicht eins dieser Bälge vom Hals? Das dürfte sie zur Räson bringen. Da würde sie schnell genug anständig mit uns zusammenarbeiten, worauf du dich verlassen kannst.«

Heilser wußte sehr wohl, daß das ein ganz vernünftiger Vorschlag war. Aber damit wäre es ein für allemal aus mit seiner Hoffnung, daß sie endlich seine Geliebte würde. Der Gedanke an sie quälte ihn ohnehin ständig.

Feixend bot ihm Zervos eine Zigarette an. »Mach dir keine Illusionen, Konrad. Ich habe ihr bereits fünfzig Millionen Drachmen dafür geboten, mich — hm — regelmäßig zu besuchen. Eine Frau, die sehr, sehr schwer zu haben ist.«

»Halt dein dreckiges Maul!«

2

Lisa Kyriakides überquerte den Syntagmaplatz und ging auf die Läden der Hermesstraße zu, ohne auf die Blicke der Männer zu achten, an die sie längst gewöhnt war. Griechen, Deutsche oder Italiener, sie alle drehten unwillkürlich die Köpfe, denn Lisa war nicht nur blond — sehr selten für eine Griechin —, sondern auch eine so auffallende Schönheit, daß man sie nicht leicht wieder vergaß, auch wenn man sie nur im Vorübergehen erblickte.

Sie blieb vor dem Schaufenster von Antoines Modeatelier stehen. Antoine war ein angeblicher Franzose, der einer gutzahlenden Kundschaft die letzten Pariser Modelle garantierte.

Ein deutscher Offizier näherte sich ihr hoffnungsvoll, doch der eisige Blick, den sie ihm schenkte, ließ ihn sich eiligst verziehen.

In Lisas Augen lag ein trauriger Schimmer. Doch sie unterdrückte mit aller Gewalt die aufsteigenden Tränen, holte tief Atem und öffnete die Tür zu dem mit weichen Teppichen ausgelegten Salon des fashionablen Modehauses.

Antoine, vornehm in Cut und gestreifter Hose, begrüßte sie mit tiefer Verneigung. Sie folgte ihm vorüber am luxuriös eingerichteten Vorführraum, wo ein Mannequin zu den Klängen sanfter Musik vor einer Kundin auf und ab paradierte, und dann einen langen Korridor entlang, von dem die Probierkabinen und Nähstuben abgingen, bis sie in sein Büro kamen.

»Aber bitte schön, nehmen Sie doch Platz«, sagte Antoine mit

seiner Falsettstimme. »Man wird in Kürze hier sein.« Damit verbeugte er sich und verschwand.

Lisa sank auf das Ledersofa und vergrub das Gesicht in den Händen. Tränen sickerten durch ihre Finger, doch sie raffte sich gleich wieder auf. Sie durfte sich nicht schwach zeigen. Schnell ging sie an das Barschränkchen, um sich einen Cognac einzugießen.

Und doch — hatte das Leben denn noch irgendeinen Sinn für sie?

Mit leeren Augen starrte sie auf die getünchte Wand. Begonnen hatte es am Tag nach dem deutschen Einmarsch in Athen. Da hatte Manolis Kyriakides, ihr Mann und der Vater ihrer beiden Kinder, sein wahres Gesicht gezeigt.

Lisas Vater, Inhaber einer kleineren Fabrik, lehnte jede geschäftliche Zusammenarbeit mit den Deutschen ab. Darum vernichtete er sofort eine Reihe von Patenten, die für den Feind von Wert gewesen wären.

Auf solch eine Gelegenheit hatte Manolis nur gewartet. Schon vom Tag seiner Heirat an. Es verging keine Woche, und Manolis wurde von den Deutschen zum Leiter und Treuhänder der Fabrik ernannt — als Belohnung für seine Dienste. Seine Denunziation hatte Lisas Vater ins Averof-Gefängnis gebracht. Der alte Kyriakides überlebte das nur wenige Wochen. Er weigerte sich bis zum letzten Atemzug, etwas von seinem Wissen preiszugeben.

Ein paar Tage nach dem Tod ihres Vaters erfuhr Lisa durch einen Freund die wirklichen Zusammenhänge. Manolis versuchte anfangs zu leugnen. Aber Lisa wußte die Wahrheit. Schon seit langem war ihr klar, daß maßloser Ehrgeiz und unersättliche Geldgier ihn völlig beherrschten.

Sie nahm ihre Kinder und verließ ihn, lebte im Verborgenen in einer kleinen Wohnung in Athen. Als eine der ersten schloß sie sich der Untergrundbewegung an.

Innerhalb einer Woche wurde sie von der Gestapo erwischt.

Manolis, der jetzt groß in Gunst stand, gelang es, die Kinder zurückzubekommen. Und außerdem hatte er, der treue Kollaborateur, bereits so viel Einfluß, daß man Lisa nicht einfach an die Wand stellte und erschoß, sondern sogar wieder freiließ. Bis zum hohen Herrn Heilser persönlich ging er deswegen. Ja, Manolis Kyriakides war wirklich ein guter und edler Mensch. Welcher schnöde verlassene Ehemann hätte das wohl getan?

Aber es hatte seinen Grund, weshalb Manolis für seine Frau bat

— wie alles seinen Grund hatte, was er je in seinem Leben unternahm. Er wußte genau, was passieren würde, wenn Heilser Lisa sah. Er würde sich in sie verlieben wie alle Männer. Und damit bliebe ihm, Manolis, Heilsers Gunst erhalten.

Lisa erwiderte Heilsers Hoffnungen, sie zu seiner Geliebten zu machen, mit abweisender Kälte. Dennoch ließ er sie leben. Früher oder später würde sie doch anderen Sinnes werden. Heilser konnte warten. Bei Lisa lohnte es.

Ihre Verhaftung war so plötzlich erfolgt und hatte nur so kurze Zeit angehalten, daß die Untergrundbewegung gar nichts davon wußte. Und genausowenig wußte sie davon, daß man Lisa verpflichtet hatte, Zervos und Heilser Berichte zu machen. Zervos war es auch gewesen, der den Plan ausgebrütet hatte, ihre Kinder als Geiseln zurückzuhalten.

Zuerst dachte Lisa an Selbstmord. Aber damit würde sie das Leben ihrer Kinder gefährden, denn bestimmt brach sich Manolis mit seiner Karrieresucht eines Tages selber das Genick. Nein, sie konnte ihre beiden Jungen nicht dem sicheren Tode preisgeben!

Aber ihr doppeltes Spiel ließ sich auch nicht ewig fortsetzen — die ausweichenden Antworten auf die Fragen von Zervos und Heilser, die ständigen Lügen. Bisher hatte man sie nicht überwacht, aber wie lange würde das noch dauern? Wie lange noch würde Heilser ihre Kinder schonen?

Und wenn nun ihre eigenen Leute hinter ihre Doppelrolle kamen und sie von deren Händen als Verräterin sterben mußte?

Es gab einen Ausweg — den Weg, den Manolis gegangen war. Sie brauchte nur Heilsers Geliebte zu werden. Ihr Inneres verkrampfte sich, wenn sie an die lüsternen Augen Konrad Heilsers dachte.

Die schwarze Mercedes-Limousine hielt vor dem Modeatelier. Flankiert von ihren Leibwachen stiegen Heilser und Zervos aus.

Zervos nahm Antoines devote Verbeugung geschmeichelt zur Kenntnis. Immerhin hatte der Kerl nicht viele so großzügige Kunden wie ihn.

»Ist sie gekommen?« fragte Heilser.

»Jawohl, jawohl . . .«

Sie eilten an dem noch immer dienernden Antoine vorüber durch den Salon und über den Korridor ins Büro.

Lisa stand vor ihnen, starr wie ein Marmorbild. Heilser setzte der Herzschlag aus, als er sie so wieder vor sich sah.

»Also?« zwang er sich zu scharfer Frage.

»Es gibt nichts zu berichten. Man hat sich mit mir nicht in Verbindung gesetzt.«

»Was soll das, Lisa?« schaltete sich Zervos ein. »Die gleiche Geschichte haben Sie uns letztesmal erzählt.«

»Lassen Sie die Lügerei«, sagte Heilser.

»Ich habe Ihnen doch erklärt, daß man sich mit mir immer nur durch Leute mit Decknamen in Verbindung setzte. Ich kann nie sagen, wann oder zu welchem Zweck ein Verbindungsmann zu mir kommt. Seit Sie mich wieder freigelassen haben, hat sich niemand mehr bei mir gemeldet«, log sie. »Vielleicht haben sie doch gemerkt, daß ich von Ihnen verhört wurde.«

»Hören Sie auf zu lügen!«

»Sollen wir zur nächsten Zusammenkunft den Kopf eines Ihrer Kinder auf einem silbernen Tablett mitbringen?« drohte Zervos.

Doch tat das nicht die Wirkung, die Zervos erhofft hatte. Lisa ließ sich keine Angst anmerken. Mit fester Stimme erklärte sie: »Ich bin bereit, den Vertrag zwischen uns von meiner Seite aus einzuhalten, solange Sie es ebenfalls tun.«

Dieser kalten Ruhe gegenüber waren die beiden machtlos.

»Warte draußen«, befahl Heilser Zervos.

Er lief ein paarmal auf und ab, ehe er sich an Antoines Schreibtisch setzte und Lisa beschwörend anlächelte. Lisa verzog keine Miene.

»Liebe Lisa«, flötete er, »Sie machen es sich nur unnütz schwer. Ich wäre ja bereit, Ihnen zu glauben, Lisa — mein Ehrenwort! Ich habe Sie auch nicht beobachten lassen — das hatte ich Ihnen versprochen, nicht wahr?«

Sie gab keine Antwort.

»Lisa — liebe Lisa — Sie wissen doch, daß ich Ihnen zu helfen versuche — daß ich Sie schützen will . . .«

»Ich verlange nichts. Wir haben eine Abmachung getroffen. Ich werde Ihnen berichten, was ich erfahre, solange man mir erlaubt, meine Kinder zu sehen.«

Heilser seufzte und heuchelte Mitgefühl. »Hoffentlich bleiben sie gesund und munter.«

Unvermittelt stand er auf. Seine Sinne kochten bei dem Gedanken, Lisa in seinem Bett zu haben. Er ging um den Schreibtisch herum und sah ihr in die Augen. Ein Schauer überlief sie, als er ihr über Schultern, Haare und Wangen strich. »Lisa — ich — ich will alles tun — alles . . .« Dann packte er sie und vergrub seinen Mund in ihrem Nacken.

Sie hielt ungerührt still.

Er ließ sie los und suchte verlangend ihren Blick. Und las in ihren Augen nichts als Abscheu und Haß.

Plötzlich hob er die Hand und schlug Lisa hart auf die Wange. Wieder rührte sie sich nicht. Brüsk wandte er sich ab und verließ den Raum. Die Tür knallte hinter ihm zu.

Lisa schloß die Lider und griff einen Moment haltsuchend nach der Schreibtischplatte. Draußen hörte sie den schweren Dienstwagen aufbrausend abfahren. Sie wußte, daß sie nicht mehr lange Zeit haben würde und eine Entscheidung treffen mußte.

Dann kam wieder der Einfall, der mögliche Ausweg: ihr Auftrag – dieser Mann, den sie nach Athen bringen sollte! Er mußte irgendwie wichtig sein für die Deutschen. Vielleicht konnte sie, ohne daß die Untergrundleute etwas merkten, absichtlich eine kleine Unvorsichtigkeit begehen. Vielleicht konnte sie ein Geschäft machen mit den Deutschen. Wenn er ihnen wichtig genug war, konnte sie gegen ihn ihre Kinder einhandeln. Sie würde mit ihnen in eine entfernte Ecke Griechenlands verschwinden, ohne daß die Untergrundbewegung davon erfuhr . . .

3

Eleftheria barg das Gesicht in den Händen und schluchzte: »Ich werde dich nie wiedersehen.«

Mike kniete neben ihrem Stuhl »Ach, Eleftheria«, sagte er sanft, »du hast mich gepflegt, als ich krank war – du hast dein Leben für mich gewagt . . . Was kann ich nur sagen – wie dir danken?«

Sie schlang die Arme um ihn und drückte seinen Kopf an sich. »Nimm mich mit! Nimm mich doch mit!«

Mike löste sich sacht aus ihren Armen und stand auf. Er drehte ihr den Rücken zu. »Bitte, mach es nicht noch schwerer, als es ohnehin schon ist – bitte.«

»Du liebst mich nicht«, rief sie.

»Es würde nicht den geringsten Unterschied machen, wenn ich es täte. Nicht den geringsten!«

»Du liebst mich nicht.«

Langsam wandte er sich zu ihr um, blickte sie ruhig an und schüttelte nur den Kopf.

Es war lange still zwischen ihnen.

Das Mädchen schritt auf den großen offenen Herd zu. Er sah nur ihren Rücken, der jetzt kerzengerade war, und ihr hocherhobenes Haupt. »Ich gehe nach Dernika zurück. Da ist einer, der mich heiraten will. Schon seit langem, als wir noch ganz . . .« Die Stimme versagte ihr unter einem Tränenstrom.

Mike trat von hinten auf sie zu. Seine Hände umfaßten ihre Schultern. Dann riß er sich los und ging schnell hinaus.

Barba-Leonidas murmelte unwirsch vor sich hin, während er das Viertel eines riesigen Käselaibs in das Bündel steckte, das er für Mike zurechtmachte. Er schimpfte, daß er Weibern im allgemeinen nicht traue, noch viel weniger aber Weibern aus der Stadt.

Despo an ihrem Webstuhl begann laut zu weinen.

»Mach, daß du rauskommst und flenn draußen, Alte!« schnauzte ihr Mann sie an. »Zwei Blonde in einem Zug voller Griechen!« brummelte er weiter und verknotete die Zipfel des Bündels. »So dumm sind nicht mal die Makkaronis, daß ihnen das nicht auffällt.«

Lisa sah schweigend zu, was sich da vor ihren Augen abspielte. Das barfüßige Bauernmädchen, das verheult im Türrahmen stand, war offenbar verliebt. Wahrscheinlich hatten die beiden etwas miteinander gehabt, dachte sie. Eleftheria starrte Lisa mit eifersuchtsfunkelnden Augen an.

»Wir müssen sofort aufbrechen, wenn wir Dadi noch bei Sonnenuntergang erreichen wollen.«

Mike nickte.

Er nahm eine seiner beiden Pistolen und schob sie Barba-Leonidas als Abschiedsgeschenk in die Pranken. Es war jene Waffe, die Mosley vor Kalamä zum Todesschuß gegen ihn gerichtet hatte. Mike versuchte noch einmal seinem Wirt Geld anzubieten, aber der Riese wies es stolz zurück.

Verlegen standen die beiden Männer voreinander, und Leonidas hatte Tränen in den Augenwinkeln. Dann erdrückte er Mike fast in einer bärenhaften Umarmung. »Gott sei mit dir«, murmelte er und ging zur Tür hinaus.

Mike warf sich das Bündel über die Schulter und nickte Lisa zu. Draußen wartete ein Eselkarren auf sie. Sie stiegen ein und stuckerten talwärts, fort von Kaloghriani.

Mike drehte sich noch einmal um und blickte zurück zu den Bergen. Gegen den Himmel konnte er noch die Riesengestalt des guten Barba-Leonidas sehen und neben ihm Eleftheria. Er lächelte

traurig. »Verzeihen Sie die viele Rührung, aber es sind meine Freunde.«

»Ich verstehe«, erwiderte Lisa in ausgezeichnetem Englisch.

Der Karren bog in eine Abzweigung ein, und bald war Kaloghriani völlig aus ihrem Blickfeld verschwunden.

Lisa betrachtete verstohlen den Mann an ihrer Seite. Er war ganz anders, als sie ihn sich vorgestellt hatte, dieser »Vassilios«. Groß und stark, ausgesprochen gutaussehend, tiefgebräunt. Seine blaßblauen Augen hatten etwas eindringlich Forschendes.

Diese Augen machten ihr Angst. Mike hatte sie genau gemustert, als sie zu ihm in die Hütte getreten war, aber anders als sonst die Männer. Es war ein suchender Blick gewesen, der ihre geheimsten Gedanken zu erraten schien. Ihr war sofort unbehaglich zumute gewesen, und sie wich jetzt seinem Blick aus. Wer ist dieser Mann? dachte sie. Merkte er etwas? Wußte er etwas?

Lisa schaute auf ihre Armbanduhr. Es würde wohl dunkel werden, bis sie Dadi erreichten, etwas später als vorgesehen. Und es gab noch viel zu erledigen.

Schön war es hier in den Bergen, fern von Athen. Das war eine Stadt des Leids geworden. Hier dagegen sangen die Vögel, unbekümmert darum, daß das Land fremde Herren dulden mußte, und die Bäume ragten stolz wie immer gen Himmel.

Mike schwieg.

Er fühlte, daß hinter ihm eine Tür ins Schloß gefallen war, die er wohl nie mehr würde öffnen können. Nie wieder würde er Menschen finden wie Barba-Leonidas und Christos und die Bauern aus Paleachora und Kaloghriani. Es verwunderte ihn auch, wie nahe ihm der Verlust von Eleftheria ging.

Als er jetzt aus diesen Bergen zurückkehrte in das, was sich Zivilisation nannte, spürte er den überwältigenden Drang zum Schreiben in sich: über diese prachtvollen und großartigen Menschen, von deren Existenz er keine Ahnung gehabt hatte. Menschen, die tragischer Vernichtung nicht resignierend, sondern mit wacher Hoffnung gegenüberstanden. Menschen, deren Leben nicht verworren war, sondern warm und erfüllt. In diesem Menschenschlag hier oben in der Einsamkeit der Berge hatte er das Geheimnis echten Adels gefunden, und das wollte er darstellen auf die einzige Weise, die ihm gegeben war — an der Schreibmaschine.

Der Tag zog sich endlos in Schweigen dahin. Beide waren mit ihren Gedanken beschäftigt.

Mit dem Einbruch der Nacht ratterte ihr Gefährt in die Straßen von Dadi ein.

Mike und Lisa wurden aus ihren Träumereien gerissen.

Es schien Mike, als käme er unversehens in ein anderes Zeitalter. Er empfand die roten Ziegeldächer als ebenso störend wie die Autos und die Bürgersteige, ganz zu schweigen von den Frauen in modernen Kleidern.

Der Eseltreiber wurde entlohnt und fuhr zu seinem Standplatz auf dem Markt. Lisa brachte Mike zu einer Bäckerei, die einem stämmigen Mann namens Baziades gehörte.

Ein Hinterzimmer, zu dem man durch den harmlosen Laden vorn gelangte, erwies sich als ein Arsenal. Da gab es einfach alles, von Pistolen bis zu Maschinengewehren und selbstgebastelten Bomben.

Ein zweiter Mann, ein Fotograf, der Rigas hieß, schloß sich hier mit ihnen beiden ein und machte sich ans Werk.

Zunächst einmal gab er Mike einen getragenen Konfektionsanzug sowie ein billiges Hemd und einen Schlips. Dann fotografierte er ihn, entwickelte schnell die Platte und klebte das Bild in einen gefälschten Ausweis, der auf Vassilios Papadopoulos lautete. Reisegenehmigung und Fahrkarten hatte er ebenfalls bereit. Zum Schluß ging er mit Lisa, die als Mikes Frau ausgewiesen war, noch einmal alle möglicherweise auftauchenden Schwierigkeiten durch.

Als Baziades mit dem Backen für den nächsten Tag fertig war, kam er zu ihnen herein, und die vier nahmen ein schweigsames Mahl ein.

Lisa und Mike streckten sich dann auf zwei Feldbetten an gegenüberliegenden Wänden dieses seltsamen Raums. Die nackte Birne an der Decke blieb die ganze Nacht hindurch brennen.

Mike konnte nicht schlafen. Tausend Fragen um die bevorstehende Fahrt quälten ihn.

Die Frau konnte ebensowenig ein Auge schließen. Eine bildschöne Person, sinnierte Mike. Aber irgend etwas war seltsam an ihr, etwas, das er nicht genauer definieren konnte, das aber ein unbehagliches Gefühl in ihm weckte.

»Haben Sie bitte eine Zigarette? Ich möchte ungern mein Päckchen Pfeifentabak anbrechen.«

Sie setzte sich auf und griff nach ihrer Handtasche. Als Mike sich die Zigarette anzündete, trafen sich ihre Blicke.

Sie musterten sich eine Weile schweigend.

Dann wandte Lisa den Kopf und legte sich wieder zurecht.

»Es wird besser sein, wenn wir noch ein bißchen zu schlafen versuchen«, sagte sie.

4

Man merkte Lisa wie Mike an, daß sie kein Auge zugetan hatten. Sie wuschen sich mit kaltem Wasser frisch und frühstückten hastig nach Landessitte Käse und Milch.

Mike, erfüllt von Mißtrauen und Befürchtungen, hatte die ganze Nacht mit der Hand an der Pistole zugebracht. Jetzt war er reizbar und übertrieben angespannt, so daß er bei jedem unvermuteten Geräusch zusammenzuckte.

Gegen sieben Uhr erschien Baziades, um seine Bäckerei zu öffnen. Er ließ Lisa und Mike zur Hintertür hinaus. Wortlos legten sie den kurzen Weg über den Platz zum Bahnhof zurück.

Als Mike den Zug einlaufen sah, packten ihn wieder alle kaum unterdrückten Befürchtungen. Ihm war, als sei es eine Kette von Särgen, die ihm da entgegenrollte. Abermals krampften sich seine Finger um die Pistole in seiner Tasche, aber auch das gab wenig Trost.

Lisa hatte ihn untergefaßt und dirigierte ihn durch die kleine Vorhalle zum Bahnsteig. Zischend stieß die Lokomotive Dampf aus. Reisende hasteten hin und her, und der Stationsvorsteher trieb mit lautem Rufen zur Eile.

Die beiden gingen auf einen der Wagen zu. Plötzlich stockte Mike der Fuß: Er sah, wie der Schaffner an der Tür mit Lisa einen vorsichtigen Blick wechselte und sie sich beide kaum merklich zunickten.

Mike erstarrte, doch sie drängte ihn weiter. Sie stiegen ein.

Er warf einen raschen Blick durch den Wagen: offene Abteile mit Holzbänken, etwa zur Hälfte besetzt. Lauter Stadtvolk, das klagend seine Erfahrungen austauschte. Mike suchte überall nach einem verdächtigen, auffallend ausländischen Gesicht. Offensichtlich jedoch kümmerte sich keiner um die Neueingestiegenen. Mike und Lisa setzten sich nebeneinander auf eine Doppelbank.

Mike nahm den Platz neben dem Fenster. Sofort versuchte er, ob es zu öffnen war. Es funktionierte tadellos.

Als der Zug sich in Bewegung setzte und aus dem Bahnhof rollte, schlug ihm das Herz bis zum Hals.

Lisa vermied jede Unterhaltung und sah Mike auch kaum an.

Aber sie spürte seine Spannung sehr wohl. Seine Hände waren feucht gewesen, als sie ihn vorhin durch den Bahnhof geführt hatte. Sie hoffte nur, daß alles planmäßig verlief. Seine übermäßige Nervosität konnte ihren ganzen Plan verderben.

Sie blickte an ihm vorbei zum Fenster hinaus. Die Landschaft glitt an ihnen vorüber.

Kaum hatte der Zug einigermaßen Tempo gewonnen, wurde er auch schon wieder langsamer, weil die nächste Ortschaft kam. Und so ging es endlos weiter: halten und fahren — halten und fahren — halten und fahren. Der Zug wurde immer voller. Die Menschen saßen schon im Gang auf ihrem Gepäck.

Mit der Zeit beruhigte sich Mike etwas. Er holte seine Pfeife heraus und begann zu rauchen. Lisa gefiel der Tabakduft. Ihr Vater hatte eine ähnlich würzige Mischung geraucht, und dieser Geruch ließ die Erinnerung an glücklichere Tage vor ihr auftauchen . . .

Die Zeiger der Uhr rückten unaufhaltsam auf die Mittagsstunde zu. Mike war längst nicht mehr so nervös wie am Beginn der Fahrt, dennoch blieb er auf der Hut. Das Jammern um die Zustände im Land und die Nahrungsmittelknappheit ging ringsum ohne Unterlaß weiter.

In den frühen Nachmittagsstunden dann wurde Lisa unruhig: Die Sache ging doch über ihre Kräfte. Das sagte sich auch Mike. Diese Helena war ziemlich zart gebaut und wahrscheinlich noch erschöpft von der anstrengenden Fahrt nach Kaloghriani.

»Sie sehen müde aus«, sagte er. »Versuchen Sie doch, sich ein wenig langzulegen und zu schlafen.«

In automatischer Abwehr gegen solche Vorschläge von seiten eines Mannes sagte sie: »Nein.«

»Aber doch — es wird Ihnen guttun.«

Sie lächelte schwach. Es war das erstemal, daß Mike dieses Lächeln sah, diesen zärtlichen Schimmer über dem schönen Gesicht. Sie schaute auf ihre Uhr und entschloß sich dann, kringelte sich auf dem Sitz zusammen, die Füße unter sich gezogen und den Kopf auf Mikes Schoß. Anfangs lag sie mit steifen Gliedern, sich dieses fremden Menschen allzu sehr bewußt. Allmählich aber entspannte sie sich, bis die Müdigkeit sie überwältigte und sie einschlief.

Mike blickte auf sie nieder. Vielleicht irrte er sich. Unter den gegebenen Umständen war es immerhin natürlich, daß er mißtrauisch war. Diese Frau war schön, wenngleich sie jetzt im Schlaf

fast kindlich wirkte. Es kribbelte Mike plötzlich in allen Gliedern — er konnte nur schwer dem Wunsch widerstehen, ihr übers Haar zu streichen. Im Augenblick kümmerte es ihn nicht mehr, ob sie jemals nach Athen kamen.

Doch dann streckte er vorsichtig seine Beine und klopfte leise die Pfeife aus. Nach ein paar Minuten fielen ihm die Augen zu, und der gleichmäßige Rhythmus der Räder lullte ihn in den Schlaf der Erschöpfung. Lisa blinzelte zu ihm auf, sehr viel beruhigter in ihrem Wächteramt, weil er im Schlaf keine Dummheiten anstellen konnte.

Drei Männer standen dicht vor den beiden.

Mike wurde wach und starrte sie erschrocken an. Seine Lider flatterten.

Einer dieser Leute war der Schaffner — derselbe, der sich mit Lisa auf dem Bahnhof von Dadi heimlich verständigt hatte.

Neben ihm, im überfüllten Gang, standen zwei bewaffnete Männer in der Uniform italienischer Carabinieri. Mike spürte an einer leisen Bewegung, daß Lisa wach war, sich jedoch noch schlafend stellte.

»Ausweise!« fuhr sie der eine Italiener an.

Mit zitternden Fingern begann Mike, in seinen Taschen herumzusuchen. Lisa fand es an der Zeit, schleunigst aufzuwachen.

Sie fuhr mit der Hand in die Innentasche seines Jacketts und zog den Ausweis heraus. Dabei setzte sie sich auf, reckte sich gähnend und ordnete mit den Fingern ihr Haar.

»Daß du auch nie etwas finden kannst, Vassilios«, sagte sie mit zärtlichem Vorwurf, strich ihm über die Wange und gab ihm einen leisen Kuß. »Ich hab' dir doch gesagt, daß es besser ist, wenn *ich* die Sachen bewahre.« Sie reichte dem Italiener den Ausweis. »Es ist schon ein Kreuz, mit einem Seminarlehrer verheiratet zu sein! Mit seinen Gedanken ist er immer in den Wolken.«

Lisa schenkte dem Carabinieri ihr bezauberndstes Lächeln, aber der Mann blieb streng geschäftlich und ließ sich nicht ablenken.

»Vassilios«, sagte sie, »gib den Herren unsere Fahrkarten und halte sie nicht auf.«

Die Carabinieri mit ihren komischen napoleonischen Dreispitzen vertieften sich sehr eingehend in Mikes Ausweis. Immer wieder verglichen sie Paßbild und Gesicht. Sie flüsterten miteinander. Lisa suchte den Blick des Schaffners.

Mike tastete nach der Pistole in seiner Tasche. Er blickte zum

Fenster und schätzte die Geschwindigkeit des Zuges, der gerade wieder einmal seine Fahrt verlangsamte.

»He! Los! Machen Sie mal Ihr Bündel da auf!«

Mike erhob sich langsam.

»Ach, nun laßt doch«, schaltete sich der Schaffner ein. »Der Zug ist voll. Wir brauchen ja die ganze Nacht, wenn ihr so weitermacht. Wir wollen endlich wieder zu unserm Kartenspiel zurück.«

Die Italiener hatten unterdes auch die Rückseite des Ausweises eingehend studiert, sahen Mike noch einmal kurz an und gaben ihm dann schweigend das Papier zurück, um sich dem nächsten Fahrgast zuzuwenden.

Der Zug fuhr plötzlich wieder schneller.

Mike brauchte lange, um sein Gleichgewicht wiederzufinden. Er kam sich blöd und irgendwie düpiert vor. Offensichtlich wußten diese Frau und der Schaffner genau, was zu tun war. Er blieb in versteifter Haltung sitzen, bis die Kontrolle ihren Wagen verließ.

»Geben Sie mir bitte eine Zigarette«, sagte er.

Sie reichte ihm das Päckchen aus ihrer Handtasche.

»Ich möchte gern Ihre Pistole haben«, flüsterte sie gebieterisch.

»Kommt nicht in Frage.«

»Wie können Sie so laut englisch sprechen? Die Leute werden schon aufmerksam. Noch eine solche Dummheit, und wir enden beide im Averof. Jetzt geben Sie her, sonst kommen wir hier nicht lebendig aus dem Zug.«

Mike knirschte mit den Zähnen und rückte die Waffe so umständlich heraus wie ein Junge, dem man sein Spielzeug wegnehmen will. Er kam sich nackt und schutzlos vor.

Lisa ließ die Pistole schnell in ihrer Handtasche verschwinden. Dann stand sie auf und drückte sich den Gang entlang.

Nach einer Weile kam sie zurück.

»Was haben Sie damit gemacht?«

»Sie liegt auf dem Gleis irgendwo zwischen Amphissia und Levadia.«

»Sie sind wütend auf mich, nicht wahr?«

Sie war es. Daher antwortete sie nicht.

»Wie lange geht denn das noch?«

»Wir kommen erst in den frühen Morgenstunden an.«

»Nun, dann sollten Sie versuchen noch etwas zu schlafen.«

»Sie können ja schlafen, wenn Sie wollen. Ich bleibe wach«, erwiderte sie kurz. Offensichtlich spielte sie darauf an, daß er sich vorhin seinen Schreck zu sehr hatte anmerken lassen.

Auf einmal kuschelte sie sich zärtlich an ihn und gab ihm einen verliebten Kuß. Im nächsten Augenblick merkte er, daß sie es wegen der beiden Italiener tat, die soeben auf dem Rückweg von ihrer Kontrolle durch den Wagen kamen.

Für den Rest der Fahrt wechselten sie kein weiteres Wort.

Um vier Uhr früh lief der Zug in Athen ein.

5

Die Straßenbahnfahrt endete in Chalandri, einem rund zehn Kilometer außerhalb liegenden Vorort. Man sah meist nur kleine Ländereien mit Gemüse- und Obstgärten.

Lisa führte Mike auf ein bäuerliches Holzhaus zu, bog jedoch kurz davor auf einen Seitenweg ab, der sich zwischen Zitronenbäumen hinzog und vor einem einsamen Pumpenhaus endete.

Lisa öffnete die Tür, trat als erste ein und zündete eine Petroleumlampe an. Die Luft war muffig und abgestanden. Obgleich es schon auf Mittag zuging, war es hier drinnen nahezu dunkel, denn Licht kam nur durch eine kaum mehr als handgroße Luke im Dach herein. Zu seinem ursprünglichen Zweck war das Pumpenhaus seit langem nicht mehr benutzt worden. Auf dem gestampften Lehmfußboden standen zwei Feldbetten, ein Stuhl und ein Tisch mit der Lampe und der Petroleumkanne. Mike entdeckte auf dem einen Bett einen Stapel Bücher.

Als der Zug in Athen eingelaufen war, hatten viele Reisende versucht, sich der Kontrolle zu entziehen, indem sie auf der anderen Seite zum Fenster hinauskrochen. Die meisten waren sofort wieder eingefangen worden. Mike und Lisa hatten sich ordnungsgemäß angestellt und vier nervenzerrüttende Stunden bis zu ihrer Abfertigung gebraucht, die dann ohne jeden Zwischenfall vor sich gegangen war.

»Endlich daheim«, sagte Mike und warf sein Bündel auf den Tisch.

Lisa stand vor ihm, unnahbar kühl wie eine Statue. »Lazaros, dem diese kleine Besitzung gehört, ist absolut vertrauenswürdig. Er ist jedoch angewiesen, nicht hierherzukommen und keinen Kontakt mit Ihnen aufzunehmen. Sollte er dagegen verstoßen, haben Sie das mitzuteilen.«

»Wie gnä' Frau befehlen.«

»Einmal am Tag, nach Sonnenuntergang, werden Sie eine

Mahlzeit vor der Tür finden. An der rückwärtigen Mauer ist eine Latrine. Sie dürfen sie nur nach dem Dunkelwerden benutzen. Es ist Ihnen überhaupt strikt verboten, das Haus hier zu verlassen.«

»Sonst noch was?«

»Lassen Sie gefälligst die Ironie. Man hat sie unter Einsatz von ziemlich viel Geld und unter großen Gefahren hierhergebracht.«

»Ein besonders herzliches Empfangskomitee waren Sie aber gerade nicht.«

Mike hatte sich auf den Rand eines Feldbetts gesetzt, das unter seinem Gewicht knarrte, und überflog die Titel der aufgestapelten Bücher. Shakespeare, Shaw, Wilde, Goldsmith ... Das Beste aus der englischen Literatur. Und daneben Aristoteles, Sokrates und Plato. »Allem Anschein nach soll ich mich durch Lesen bilden. Sie besitzen wohl nicht zufällig einen amerikanischen Wildwestroman? Was meine eigene Lektüre angeht, bin ich mehr für die Zerstreuung.«

Auch dieser Versuch zum Scherzen fand kein Echo.

»Drehen Sie sich bitte um«, befahl Lisa.

Mike hörte Rascheln von Seidenwäsche und mußte den natürlichen Drang, dennoch hinzuschauen, gewaltsam unterdrücken.

»Sie dürfen sich wieder umdrehen.«

Lisa hielt in der einen Hand seine Pistole, in der anderen seinen Packen Drachmen und ließ beides auf die Tischplatte fallen. »In Zukunft versuchen Sie bitte erst nachzudenken, ehe Sie nach der Pistole greifen«, sagte sie nur.

»Wann werde ich Dr. Thackery sprechen?« fragte er kleinlaut.

»Sobald er die Zeit für gekommen erachtet.«

Mike stand auf, als Lisa sich anschickte, davonzugehen.

»Bitte ...«

Sie drehte sich um.

»Hören Sie, Helena oder Frau Papadopoulos oder wie immer Sie sich nennen mögen. Ich weiß, daß es für Sie nichts als ein Auftrag war, aber ich möchte Ihnen dennoch danken.«

»Das ist nicht notwendig.«

»Ich meine aber doch. Wenn jemand etwas Lobenswertes vollbringt, gebührt ihm auch Dank. Und ich darf doch wohl sagen, daß ich dankbar bin, noch am Leben zu sein, nicht wahr?«

Lisa lächelte, und ihr Ton verlor etwas von seiner Kälte. »Wir sind beide nicht sehr nett zueinander gewesen. Unter den gegebenen Umständen war das wohl verständlich.«

»Wissen Sie was? Sie müssen nämlich nicht denken, daß Sie mich eine Minute hinters Licht führen können.«

»Was soll das heißen?« fragte sie erschreckt.

»Sie sind nicht halb so kaltblütig, wie Sie es mich glauben machen wollen. Ich nehme an, daß wir uns nicht wiedersehen. Also nochmals: vielen herzlichen Dank.«

»Ich fürchte, daß Sie mich so schnell noch nicht los werden«, sagte sie. »Ich bin beauftragt, täglich nach Ihnen zu sehen.«

»Fein. Also bis bald.«

»Ich heiße Lisa.«

»Bis bald, Lisa.«

»Auf Wiedersehen, Vassilios.«

Der große schwarze Mercedes bog in die Hermesstraße ein.

»Meinst du wirklich, daß das richtig ist, was du vorhast, Konrad?« fragte Zervos.

»Ich glaube. Lisa muß sich mittlerweile klar darüber sein, daß wir am Ende unserer Geduld mit ihr sind. Diesmal wird sie Vernunft annehmen.«

»Ich mag diese Idee ganz und gar nicht. Wenn sie nun damit stehenden Fußes zu ihren Untergrundleuten geht?«

»Weißt du vielleicht etwas Besseres?«

Zervos zuckte die Achseln. Beim Verhören der Dörfler in Paleachora hatten Heilser und Zervos herausgefunden, daß Morrison sich mit Hilfe eines gewissen Christos, der bei der Razzia getötet worden war, nach der Hauptstadt durchschlagen wollte. Wenn Morrison auch in die Berge entkommen war, durfte man also sicher damit rechnen, daß er Verbindung mit Athen aufnehmen würde — falls er es nicht bereits getan hatte. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß dafür die Gruppe um Papa-Panos, Dr. Thackery und einem ehemaligen Gymnasialprofessor namens Thanassis in Betracht kamen.

Der Wagen hielt vor dem Modeatelier. Antoine geleitete sie in das Büro, wo Lisa bereits wartete.

»Guten Tag, Lisa«, sagte Heilser freundlich. »Sie sehen müde aus. War Ihnen nicht gut in der Zwischenzeit?«

»Meine Gesundheit dürfte Sie doch wohl kaum interessieren.«

»Im Gegenteil, ich bin außerordentlich daran interessiert. Haben Sie Ihre Kinder gesehen?«

»Ja.«

Heilser lief einmal kurz im Zimmer auf und ab, lehnte sich dann

gegen die Schreibtischkante und begann mit Antoines Brieföffner zu spielen: »Sagen Sie mal, Lisa, kennen Sie einen Amerikaner, einen gewissen Dr. Harry Thackery?«

»Nein. Warum?«

»Nun, es hätte doch sein können.«

»Er arbeitet in eurer Untergrundbewegung mit«, schaltete sich Zervos ein. »Sicher werden Sie ihm früher oder später noch begegnen — wenn es nicht bereits geschehen ist.«

Die seltsame Richtung, die die Unterhaltung diesmal einschlug, machte sie unsicher.

»Und wie steht es mit dem Popen Papa-Panos?«

»Von dem weiß ich.«

»Was wissen Sie von ihm?«

»Nicht mehr als alle Leute in Athen über ihn wissen.« Lisa überlegte, ob die beiden nur Fühler vorstreckten oder ob sie tatsächlich etwas wußten.

»Also, Lisa, wir stellen diese Fragen, um Sie erkennen zu lassen, daß wir nicht ganz so ahnungslos sind in bezug auf das, was vor sich geht.«

»Davon bin ich ohne weiteres überzeugt«, erwiderte sie.

»Wir sind uns überdies der Tatsache bewußt, daß Sie uns angelogen haben. Aber ich wäre geneigt, das zu vergessen. Was ich heute wissen möchte, ist nur, ob Sie endlich anfangen wollen, ehrlich mit uns zusammenzuarbeiten.«

»Ich bin eine Verpflichtung eingegangen . . .«

»Moment mal«, unterbrach sie Zervos. »Das klingt wie die ewige Wiederholung einer angeknackten Schallplatte. Unsere Geduld ist zu Ende. Verstehen Sie, was das heißt, oder soll ich es Ihnen vorbuchstabieren?«

»Ich verstehe«, erwiderte sie tonlos.

»Ich werde Ihnen jetzt einen Vorschlag machen, Lisa«, erklärte Heilser. »Gegen eine bestimmte Information bin ich gewillt, Ihnen Ihre Kinder zurückzugeben und die Passage nach Ägypten zu arrangieren.«

Lisa suchte ihre Erregung zu kaschieren.

Konrad Heilser hatte seine Brieftasche herausgezogen und überreichte ihr jetzt ein Bild. Es war die Rückseite eines Buchumschlags von Michael Morrisons »Die Jagd ist aus«.

Sie starrte das Foto an . . .

»Dieser Mann ist entweder bereits in Athen oder in Kürze zu

erwarten. Ich gebe Ihnen drei Wochen, seiner habhaft zu werden. Andernfalls . . .«

Sie reichte das Bild zurück. »Ist das alles?«

»Das ist alles.«

»Heute gehen Sie als erste«, ordnete Zervos an. »Ich möchte mir noch einiges ansehen und ein paar Kleider kaufen.«

Langsam schritt Lisa aus dem Zimmer. Heilser und Zervos blickten ihr nach, bis die Tür ins Schloß fiel.

»Sie kennt die Leute«, bemerkte Heilser.

»Schwer zu sagen bei dieser Frau. Sie kann sich verdammt beherrschen.«

»Nicht beherrschen aber kann sie ihre hochwohllöbliche Mutterliebe.«

»Übrigens, Konrad — willst du sie wirklich mit den Kindern nach Ägypten lassen?«

»Aber woher denn!«

»Na gut. Gehen wir jetzt zu mir. Ich werde dich mit meiner Neuesten bekannt machen. Die läßt dich unter Garantie sogar Lisa vergessen.«

6

Lisas gewöhnliche Beherrschung war jetzt dahin. Nervös lief sie in der Stille ihres Zimmers hin und her.

Schon ein halbes dutzendmal hatte sie sich entschieden, und ein halbes dutzendmal hatte sie sich wieder anders besonnen. Jedesmal, wenn sie fest entschlossen war, Heilser bis zum bitteren Ende abzuweisen, fiel ihr Blick dann auf das Bild ihrer beiden Jungen, und sie wußte nicht, ob sie nicht um ihretwillen . . . Wie klein und schutzlos sie waren!

Dieser Mann Vassilios sprach eher amerikanisch als englisch. Und das Bild, so schlecht es auch war, zeigte seine Züge. Er war für die Gestapo ebenso wichtig wie für die Untergrundbewegung. Heilser hätte ihr niemals dieses Angebot gemacht, wenn ihm nicht verzweifelt viel daran lag. Er hatte bei dieser Begegnung nicht einmal versucht, sich ihr zu nähern. Jener Mann mußte, wer immer er auch sein mochte, von der allergrößten Bedeutung sein.

Aber konnte sie ihr Volk verraten? Würde das Leben für sie hinterher noch erträglich sein? Dr. Thackery, Papa-Panos und Thanassis lag genauso verzweifelt viel daran, diesem Mann zur Flucht aus Griechenland zu verhelfen. Vielleicht würden ihre Söh-

ne gerettet, wenn sie ihn verriet — wie viele andere Söhne aber würde sie dafür dem Verderben preisgeben?

Drei Wochen Zeit, sich zu entschließen. Drei Wochen . . .

Mike blieb keine andere Wahl, als sich an das Leben im ehemaligen Pumpenhäuschen von Chalandri zu gewöhnen. Es war allem Anschein nach nicht so einfach, ihn aus Griechenland herauszuschaffen.

Er versuchte zu lesen, konnte sich jedoch nicht konzentrieren. Zwischendurch schlief er viel und wartete auf das Dunkelwerden, denn das bedeutete, daß er aus seinem Gefängnis heraus und frische Luft schnappen konnte.

Um die Mittagszeit rann ihm der Schweiß aus allen Poren. Je heißer die Sonne brannte, um so unerträglicher wurde es in dem kleinen Raum. Mike lag dann lang ausgestreckt und regungslos, fast erstickend vor Hitze.

Nach Sonnenuntergang lauschte er mit allen Sinnen auf jeden Laut, vom Rascheln der Blätter bis zum endlichen Geräusch sich nähernder Schritte. Wenn er die Schritte hörte, griff er jedesmal nach der Pistole. Sie kamen näher und näher, bis sie vor seiner Tür verhielten. Eine Schüssel mit Essen wurde niedergesetzt und eine Flasche Wein. Dann gingen die Schritte wieder davon.

Mike konnte nicht viel essen, aber der Wein verschaffte ihm ein paar Stunden gnädigen Nebels.

Die ganze Nacht hindurch lief er auf und ab wie ein Tier im Käfig. Die Tage dehnten sich endlos.

Ein Laut nur von draußen ließ ihn erlöst aufatmen: Lisas leichter Tritt. Unter den gegebenen Umständen war es kein Wunder, wenn er ihren abendlichen Besuchen immer ungeduldiger entgegensah. Und ebenso natürlich war es, daß er in seiner Einsamkeit viel über sie nachdachte. Mike war überzeugt, daß er sich ihrer auch erinnern würde, wenn er sie unter anderen Bedingungen kennengelernt hätte. Die Trauer, die auf ihren Zügen lag, verlieh ihrer Schönheit einen geheimnisvollen Schimmer.

Ihre Besuche wurden ganz freundschaftlich. Mit jedem Tag gelang es Lisa mehr, sein volles Vertrauen zu gewinnen.

»Wie geht es heute, Vassilios?«

»Großartig. Ich finde es herrlich hier. Soll ich Shakespeares ›Julius Cäsar‹ von vorn nach hinten oder Platos ›Staat‹ von hinten nach vorn aufsagen?«

»Nun, vielleicht muntert Sie das hier ein bißchen auf.« Sie

öffnete das mitgebrachte Päckchen und legte einen Rasierapparat mit ein paar Klingen sowie zwei Bücher auf den Tisch, den »Seewolf« und »Martin Eden«. Mike hatte nicht das Herz, ihr zu gestehen, daß er diese beiden Werke von Jack London schon mehrere Male gelesen hatte.

»Warten Sie, es gibt noch mehr! Hier ist die Hauptüberraschung. Schauen Sie, was ich habe, Vassilios — Tabak!«

»Tabak . . .« Aber auch die geliebte Pfeife schmeckte ihm nicht mehr. »Lisa, wie lange werde ich noch hier eingesperrt bleiben?«

»Es ist zur Zeit für Dr. Thackery sehr schwierig, ungefährdet auszugehen, aber es kann nicht mehr lange dauern, Vassilios. Sehr lange bestimmt nicht.«

Fünf Tage waren so vergangen.

Lisa kam jetzt früher und blieb fast bis zur Sperrstunde, nach der es Zivilpersonen verboten war, das Haus zu verlassen. Mit jedem Tag wartete Mike sehnsüchtiger auf sie. Ihm schien, als beginne es für sie langsam weniger Pflicht und Auftrag zu sein und als mache ihr das Zusammensein mit ihm Freude.

Sie brauten sich einen Tee oder tranken gemeinsam den Wein aus, saßen entspannt beieinander und unterhielten sich. Meist über Literatur und Musik. Er entdeckte, daß sie nicht nur intelligent, sondern auch sehr gebildet war. Und Mike hörte von ihr viel über das tragische Schicksal, das über Griechenland hereingebrochen war.

Die Moral nahm zusehends ab. Die meisten Griechen haßten die Eindringlinge bitterlich, aber es gab viele — wie überall —, die es für lukrativer hielten, mit dem Feind Geschäfte zu machen.

Die Gegend um Athen hatte noch nie zur Ernährung der Bevölkerung ausgereicht. Jetzt wurde sie von den Deutschen der gesamten Ernte beraubt: zwangsweise Abgabe auch des letzten Korns. Wo immer es zu Widerstand kam, wurden die Dörfer mitsamt den Feldern niedergebrannt.

Die Griechen schlugen zurück, so gut sie konnten, aber eine breite, organisierte Resistance gab es noch nicht.

Mike erkannte mehr und mehr, wie sehr es auf die siebzehn Männer der Stergiou-Liste ankam, die im engsten Umkreis des deutschen Oberkommandos wirkten.

Die Lebensmittelrationen sanken auf ein Minimum, das eben nur vor dem Hungertode rettete. Der schwarze Markt tauchte auf. Das Recht des Stärkeren begann sich durchzusetzen. Schulen mußten geschlossen werden, weil die Kinder nicht mehr erschie-

nen. Dafür zogen sie jetzt in gefürchteten kleinen Banden durch das Land.

Es war eine seltsame Beziehung zwischen Mike und Lisa. Über so vieles hätte er gern mit ihr gesprochen, aber er mußte weiter mit äußerster Vorsicht handeln. Er wollte ihr von seinen Kindern erzählen, von seiner Schriftstellerei und von San Francisco. Lisa und San Francisco, das schien irgendwie zusammenzupassen. Vielleicht war es auch nur das Fremde, Andersartige, das sie gegenseitig anzog. Am siebenten Abend dann fragte ihn Lisa unvermittelt, ob er etwas mit Eleftheria gehabt habe. Von diesem Augenblick an änderte sich ihr Verhältnis zueinander. Lisa schien mit sich selber böse und zog sich in ihre anfängliche Kälte zurück.

Am achten Tag kam sie nicht.

Der neunte Tag.

Lisa nahm den Hörer ab und wählte die Nummer der Gestapo. Sie war kalkweiß, und auf ihrer Stirn stand Schweiß. Sie ließ sich mit Zervos verbinden.

»Wissen Sie, wer hier spricht?« fragte sie.

»Ja«, sagte Zervos.

»Heute abend um zehn werde ich die Äolosstraße herunter an der Nationalbank vorbeikommen. Wahrscheinlich bin ich nicht allein.«

»Gut. Ausgezeichnet.«

Lisa legte auf und biß die Zähne zusammen, um das Zucken ihres Gesichts niederzukämpfen.

Die Tür ging auf.

Mike lächelte Lisa entgegen. Er war so glücklich, sie zu sehen, daß er sofort bereit war, den gestrigen Tag zu vergessen, da er sie vergebens erwartet hatte.

»Heute bringe ich gute Nachrichten, Vassilios«, sagte Lisa zur Begrüßung. »Wir gehen in einer Stunde zusammen in die Stadt. Wir haben mit jemandem Kontakt aufgenommen, der Sie vielleicht fortbringen kann.«

7

Sie verließen das alte Pumpenhaus.

Mike ging neben Lisa her zur Straßenbahnhaltestelle. Ihn beherrschte ein Widerstreit der Gefühle. Zunächst einmal diese Erlöstheit, sein Gefängnis hinter sich zu lassen. Dann die Aufregung, endlich aus Griechenland fortzukommen. Und außerdem war er auch ein wenig traurig, daß er Lisa nie wiedersehen würde. Doch alles war überlagert von den gleichen unklaren Ängsten, die ihn auf der Fahrt von Dadi nach Athen erfüllt hatten.

Er hatte Lisa kühl und überlegt gesehen. Er hatte sie nett und freundschaftlich erlebt. Unsicher hatte sie bisher jedoch nie gehandelt. Heute verriet sie eine innere Nervosität, die ihn stutzig machte.

An der Straße des 28. Oktober stiegen sie aus und gingen zu Fuß in Richtung Omoniaplatz weiter.

Es war halb neun Uhr.

Sie hatte ihren Arm in den seinen geschoben, und seine Zweifel waren zum großen Teil geschwunden. Er war sich ihrer körperlichen Nähe schrecklich bewußt.

Mike hatte ein Gefühl, wie er es seit Jahren nicht mehr gekannt und auch nie mehr zu erhoffen gewagt hatte. Seine Erinnerung flog an die achtzehn Jahre zurück. Er war wieder einfach ein junger Mann, der mit seinem Mädchen spazierenging, ganz ohne Ziel – nur um des Beisammenseins willen.

Daß ihm das noch einmal geschenkt wurde, dieses schwerelose Glück, dieses Nebeneinander, ohne nachzudenken!

Dabei war Athen bedrückend. Die Läden und Geschäfte leer, die Menschen hungrig und müde. Dazwischen zackige deutsche Soldaten und operettenhafte Carabinieri.

Als in der Gegend des Omoniaplatzes die Menschenmenge dichter wurde, stockte Lisa plötzlich und bog dann in eine stille Nebenstraße ab.

Sie schienen ziellos dahinzugehen. Lisa blickte auf die Uhr: neun durch.

Die Straße war menschenleer.

Sie hörten das Tappen ihrer Schritte in dem Villenviertel hinter der Theodorikirche. Noch ein paar Häuser, und dann hatten sie eine Kreuzung der Äolosstraße erreicht.

Sie blieben stehen. Mike erkannte weiter unten die Hauptpost

und gleich dahinter auf der gegenüberliegenden Seite die Nationalbank.

»Wohin gehen wir denn jetzt?« fragte Mike.

Lisa zog ihre Hand aus seinem Arm. »Die Äolosstraße hinauf«, sagte sie tonlos.

Mike zündete sich eine Pfeife an. Das aufflammende Streichholz beleuchtete ihr Gesicht. Und Mike las in Lisas Augen.

»Halt, wir haben noch Zeit«, stieß sie hastig hervor. »Kommen Sie, ich möchte Ihnen etwas zeigen.«

Sie überquerten die Fahrbahn und gingen die Äolosstraße in entgegengesetzter Richtung hinunter.

»Es paßt so selten, daß man gerade bei Vollmond hier ist«, sagte Lisa. »Und man sollte nicht aus Griechenland fortgehen, ohne die Akropolis bei Mondschein gesehen zu haben.«

Oben auf dem Burgberg dann blickte Mike in ehrfürchtigem Schweigen auf die Stadt zu seinen Füßen. Der Mond goß ein silbernes Licht über die Hügel, die schwach erhellten Straßen und das Meer im Westen. Und auf der südlichen Burgfläche die gelblich schimmernden Marmorsäulen des Parthenon — Mike erschrak fast vor ihrer unwirklichen Schönheit.

Er hatte sich einmal gefragt, welche Macht ihn hierher nach Griechenland geführt habe. Das war inmitten des chaotischen Rückzuges des Britischen Expeditionskorps gewesen. Aber schon damals hatte er gewußt, er würde die Antwort darauf finden. Bis zu einem gewissen Grad hatte er sie auch bereits gefunden. Hier jedoch entdeckte er einen anderen Grund und einen neuen Sinn: Dieser Hügel war auch die Geburtsstätte der Seele seines eigenen Volkes.

Mike sah Lisa an. In ihren traurigen schwarzen Augen erkannte er die ganze Tragik dieses Landes.

»Es gibt gar keinen Verbindungsmann, und es gibt auch gar kein Schiff für mich, Lisa, nicht wahr?« fragte er sanft.

Wie schutzsuchend vor sich selber drängte sie sich an ihn, umklammerte seinen Arm und ließ den Kopf gegen seine Brust sinken. Sie zitterte am ganzen Körper.

»Halt mich fest, Vassilios — halt mich bitte fest!« schluchzte sie.

»Was ist denn? Sag.«

»Du mußt mich nur festhalten, ganz, ganz fest!«

Mike legte den Arm um sie und hielt sie still an sich gedrückt. Nach einer Weile machte sie sich los und setzte sich ein paar Schritte abseits auf einen Marmorblock. Ihre Augen waren so

stumm wie unten die schweigende Stadt. Dann sagte sie leise: »Komm, Vassilios. Ich bringe dich wieder zurück nach Chalandri.«

Während der Rückfahrt schwirrten Mike tausend Fragen durch den Kopf. Sollte er doch lieber wieder in die Berge fliehen? Ob er versuchte, selber Kontakte aufzunehmen, um ein Schiff zu finden? Beides schien gleich sinnlos. Eine Lösung konnte allein Lisa finden. Mike beschloß, es ihr auch weiterhin zu überlassen. Sie betraten das Pumpenhaus.

Müde und ausgelaugt setzte sich Lisa auf das eine Feldbett.

»Entschuldige«, hauchte sie.

»Hier, trink einen Schluck Wein.«

»Danke.«

Sie trank langsam das Glas aus, und in ihre Wangen kehrte ein wenig Farbe zurück. Sie stand auf, um zu gehen. Mike blickte auf seine Uhr.

»Jetzt ist Sperrstunde«, sagte er.

Sie schwieg.

»Komm her«, sagte er, »leg dich hin. Ich finde schon etwas zum Zudecken. In der Nacht wird es kühl.«

Sie zog ihren Trenchcoat aus und nestelte an den Nadeln, mit denen sie die Baskenmütze auf ihrem Haar festgesteckt hatte. Unwillkürlich fiel ihm ein, wie sehr er es geliebt hatte, Ellie beim Ausziehen zuzusehen. Lisa setzte sich auf die Bettkante und schüttelte die Schuhe von den Füßen. Es kam ein verlegener Moment.

»Es scheint uns bestimmt zu sein, immer irgendwo auf Feldbetten miteinander nächtigen zu müssen«, murmelte er.

Er riß die warme Decke von seinem Lager und wartete, bis Lisa sich bequem hingelegt hatte, ehe er sie einhüllte.

Dann kniete er sich neben das Bett und schaute ihr ins Gesicht. »Ich wünschte, ich könnte helfen, Lisa«, sagte er.

Sie griff nach seiner Hand und zog sie an ihre Lippen. »Du bist sehr lieb.«

Mike strich sanft über ihr Haar und die schmale Wange. Als sie die Lider schloß, sah sie wieder so rührend kindlich aus. Er gab ihr einen Kuß auf die Stirn und lächelte.

Mike ging hinüber zur Lampe und löschte das Licht. Schlaflos lag er auf seinem Lager und starrte in die Dunkelheit. Die leichten Atemzüge von der anderen Wand ließen ihn daran denken, wie

sie neben ihm gegangen war, wie er sie tröstend im Arm gehalten hatte.

»Vassilios«, ertönte eine zarte Stimme, »schläfst du?«

»Nein.«

Er hörte, daß sie aufstand.

Sie stieß an sein Lager, war neben ihm, und ihre Finger fuhren ihm übers Haar. »Ich will gut aufpassen. Dir darf nichts geschehen«, sagte sie.

Er zog sie zu sich nieder, und seine Lippen suchten ihren Mund. »Lisa — Lisa.«

Sie drängte ihn von sich. »Nein, Liebster — nicht böse sein, bitte — nicht böse sein.«

»Schon gut. Sei ruhig. Versuch zu schlafen.«

8

Zwei Tage gingen dahin. Lisa kam nicht. Mike war halb wahnsinnig.

Er verfluchte sein Eingeschlossensein, verfluchte Lisas Schönheit, verfluchte Romantik und Geheimnis ihrer beider Begegnung. Sein Widerstand sagte ihm, daß er verrückt sei. Lisa war eine Frau, die er kaum kannte, die er nie wiedersehen würde. Sie konnte seine Feindin sein.

Aber alle Vernunft nützte nichts: Er hatte sich restlos in sie verliebt.

Sicherlich war es für sie nichts Neues, daß Männer sich in sie verliebten. Und vielleicht mochte sie ihn auch ganz gern und wollte ihm nicht weh tun.

Dann begannen seine Gedanken zu wandern. Wie viele Männer mochte sie schon gehabt haben? Wie war sie, wenn sie liebte?

Seltsam — höchst seltsam, daß ihm dies geschehen konnte! Mike hatte gemeint, daß mit Ellies Tod auch die Liebe für ihn gestorben sei. Nie wieder würde er die Bezauberung eines solchen Gefühls erleben — nie wieder eine Liebe wie Ellie.

Er lief in seinem engen Verlies hin und her. Verging er sich gegen das Gedenken an Ellie? Konnte er dieses Gefühl für Lisa noch in sich abtöten?

Sein erstes Buch fiel ihm ein — ein Roman von der einen einzigen großen Liebe eines Mannes. Sein Verleger hatte dazu ironisch bemerkt, die »große Liebe« gebe es nur in Romanen. Im wirkli-

chen Leben könne man zu verschiedenen Zeiten verschiedene Male lieben und jede einzelne dieser Lieben könne in ihrer Art ehrlich und wahr sein. Und daß ein Mensch auf ewig einer Erinnerung lebe, sei nur in Büchern möglich. Jetzt wußte er, wie recht der Mann gehabt hatte.

Unerklärbar, wie anders Liebe zu verschiedenen Zeiten sein konnte. Ellie war vital, gesund und sprudelnd heiter gewesen. Sie lief in Hosen herum, besonders gern barfuß, und ihr Schönstes war es, das Tennisracket in der Hand zu spüren, quer durch den Wald zu wandern oder sich mit Mike am Strand zu balgen.

Lisa dagegen war zart und zerbrechlich, hatte etwas von einer Königin und war von Geheimnis umwittert.

Sie hatte gemerkt, wie es um ihn stand, davon war er überzeugt. Es fehlte nur noch seine Liebeserklärung. Doch die würde er nicht ablegen — er würde diese Episode als ein seltsames Erlebnis unter vielen anderen seltsamen Erlebnissen eine Weile in sich bewahren und früher oder später vergessen.

Am dritten Tag hörte er gegen Mittag draußen ihren leichten Schritt. Noch nie war sie zu dieser Stunde gekommen.

Die Tür ging auf, und Lisa trat ein. Sie schien noch schöner und bezaubernder, als er sie im Gedächtnis hatte.

Sie blickte ihm gerade ins Gesicht und erklärte in einem kühlen, sachlichen Ton: »Heute abend fahren Sie allein nach Athen hinein. Um neun Uhr sitzen Sie im ›Café Andreas‹ am Syntagmaplatz draußen auf der Straße an einem Tisch. Ein Mann namens Niko meldet sich dort bei Ihnen. Er trägt einen schwarzen Anzug und einen Freimaurerring. Niko wird Sie zu Dr. Thackery bringen.«

Damit wandte sie sich um und hatte bereits wieder die Türklinke in der Hand.

»Lisa — werde ich Sie wiedersehen?«

»Nein«, gab sie zurück und ging davon.

9

Acht Uhr.

Mike steckte die Pistole zu sich, warf noch einen letzten Blick in die Runde und trat hinaus.

Die um diese Zeit halbleere Straßenbahn ratterte nach Athen hinein.

Halb neun Uhr.

Mike hatte ein flaues Gefühl im Magen. Am Alexandraboulevard stieg er um. Der Wagen war gerammelt voll. Unter den Fahrgästen befanden sich viele deutsche Soldaten. Die Bahn fuhr am eisernen Gittertor der Amerikanischen Gesandtschaft vorüber. Zwei Marinesoldaten standen Wache. Mike schnürte es die Kehle zu, als er die Flagge erblickte.

Am Syntagmaplatz stieg er aus. Die Uhr zeigte zehn vor neun. Mike schaute nicht hoch im Gedränge der Menschen. Er sah viele deutsche Soldatenstiefel.

Plötzlich blickte Mike in die kalten Augen eines deutschen Offiziers. Er hatte den Mann angerempelt. Schnell bückte er sich, hob ihm die Mütze auf, putzte sie ab und reichte sie ihm mit einer höflichen Entschuldigung.

»Griechensau!«

»Efharisto!« sagte Mike, verbeugte sich abermals und ging rasch weiter.

Im »Café Andreas« war draußen nahezu alles besetzt. Meist von Deutschen und ihren Mädchen. Von drinnen aus dem Lokal vernahm man Musik. An einem nahen Tisch unterhielten sich unbekümmert laut drei Amerikaner.

Griechen waren kaum zu sehen. Mike hatte das Gefühl, sehr aufzufallen, und er kam sich halb nackt vor, als er sich zu einem dicht am Bürgersteig stehenden Tisch hinüberschob. Der Kellner machte ein wenig erfreutes Gesicht. Griechen waren hier nicht sonderlich beliebt, dachte Mike. Er bestellte eine Flasche Krasi und saß verkrampft da, ohne nach rechts und links zu blicken. Als der Wein kam, trank er durstig einen langen Schluck.

Neun Uhr.

Ein Straßenmädchen kam dicht an ihm vorübergeschlendert und taxierte ihn, ging aber gleich wieder weiter, auf Suche nach besserer Kundschaft. Er schenkte sich ein neues Glas ein und trank es schnell aus.

Fünf Minuten nach neun.

Zehn Minuten nach neun.

Er wurde immer nervöser. Noch ein Glas Krasi. Der Wein fing langsam an zu wirken. Mike schaute wieder auf die große Uhr drüben am Platz. Er würde Niko noch fünf Minuten Frist geben — wenn er dann nicht da war, ging er.

»Sie gestatten?«

Der Mann ließ sich bereits schwer auf den gegenüberstehenden

Stuhl fallen. Er war unglaublich fett und sah aus wie eine überfütterte Bulldogge. Auf seinem übergroßen kugelrunden Kopf thronte ein viel zu kleiner Panama. Er hatte in der einen Hand ein Glas, in der anderen einen kleinen Teller mit Oliven, von denen er sich jetzt eine in seinen zwischen den Hängewülsten der Backen fast verschwindenden Mund steckte. Auch seine Augen waren nur zwei Schlitze im Fett und wurden anscheinend nur mit Mühe offengehalten. Sein heller Leinenanzug spannte sich in Querfalten um den massigen Leib.

»Leider. Ich erwarte jemanden«, erwiderte Mike auf griechisch.

»Niko wird nicht kommen. Er ist — hm — aufgehalten worden.«

Der Mann sprach mit amerikanischem Akzent. Er steckte sich eine Zigarette in sein Gargantua-Gesicht, paffte genüßlich und schielte Mike aufmerksam aus den zusammengekniffenen Äuglein an. Mike stand auf.

»Ich würde an Ihrer Stelle nicht gehen. Ich brauche nämlich nur zu rufen, und Sie kommen nicht mal mehr auf die Straße hinaus.«

Mike sank wieder auf seinen Platz zurück und trank in zwei hastigen Zügen sein Glas aus. Der Mann spielte knackend mit seinen Wurstfingern und meinte wie nebenbei mit asthmatisch keuchender Stimme: »Sie sind geflüchteter Kriegsgefangener, stimmt's?«

Mike gab keine Antwort.

»Zweifellos suchen Sie einen raschen Dampfer nach Ägypten. Ich könnte Ihnen vielleicht unter die Arme greifen.«

»Ich bin griechischer Staatsbürger. Ich verstehe nicht, was Sie da reden.«

»Mein Guter, ich arbeite seit zwölf Jahren hier als Auslandskorrespondent. Ich kenne meine Griechen so langsam.«

»Also schön — Sie haben recht.«

»Na, sehen Sie, nun werden Sie vernünftig.«

Der Mann hob lässig die Hand und bedeutete dem Kellner, eine neue Flasche Krasi zu bringen. Mike schaute sich vorsichtig nach einer Möglichkeit zur Flucht um. Es gab keine. Ringsum wimmelte es nur so von Deutschen.

»Tja«, begann der Mann jetzt wieder, »da sind Sie doch sicher sehr daran interessiert, dieses liebliche Ländchen hier zu verlassen.«

»Sagen Sie endlich, worauf Sie hinaus wollen«, herrschte Mike ihn unwillkürlich an.

»Mein Lieber, ich bin Julius Chesney, Korrespondent des New

Yorker ›Star Bulletin‹. Haben Sie denn noch nie meine Berichte gelesen? Die sind höchst aufschlußreich, höchst instruktiv! Werden manchmal sogar von der Londoner ›Times‹ übernommen.«

»Ich bin aus Neuseeland.«

»Fein — ich mag Neuseeländer; richtige Kerle sind das noch.« Er kaute an einer neuen Olive und suchte mit den Fingern im Mund nach dem Kern. Der Krasi wurde auf den Tisch gestellt. »Im übrigen betreibe ich das Ganze nur nebenbei. Macht mir Spaß, euch Jungs zu helfen.«

»Ich höre zu. Mir bleibt leider nichts weiter übrig.«

»Was soll der Pessimismus? Angenommen, ich hätte Verbindung mit dem Kapitän eines besonders schnellen Schiffes, der außer der Route nach Nordafrika auch die Minengebiete und die Fahrpläne der Patrouillenboote kennt?«

»Gut — angenommen.«

»Wieviel würde Ihnen das wert sein?«

»Keine Ahnung.«

»Nun, ich denke so an die drei Millionen, um die Summe rund zu machen.«

»Habe ich auch nicht annähernd!«

»Nicht weiter schlimm. Ich kenne nämlich ganz zufällig eine reizende Athener Familie, die sich glücklich schätzen würde, das für Sie zu bezahlen.«

»Hören Sie mal zu, Chesney. Ich habe von solchen Transaktionen schon gehört. Sie besorgen mir eine griechische Familie, streichen das Geld ein, und das Schiff kommt am Sankt-Nimmerleins-Tag. Sie aber kassieren zum zweitenmal — die Belohnung nämlich, wenn Sie mich der Gestapo angezeigt haben.«

»Mein Lieber«, wehrte Chesney sanft entrüstet mit seiner fleischigen Rechten ab, »Sie müssen ja mit allerhand suspekten Charakteren Umgang gehabt haben.«

»Sie sehen nicht gerade wie der Geheimsiegelbewahrer Seiner Königlichen Majestät aus.«

Chesney verzog sein schwammiges Gesicht zu einer Grimasse, die offensichtlich ein Lächeln bedeuten sollte.

»Hören Sie zu — Sie gefallen mir. Wie heißen Sie eigentlich?«

»Smith. Joe Smith.«

»Na, na — bitte!«

»Also gut. Linden, Jay Linden.«

Ihre Unterhaltung stockte, da ein Deutscher mit seinem Mäd-

chen in der Nähe einen Platz suchte. Doch die beiden zogen dann wieder weiter.

Mike beugte sich über den Tisch. »Hören Sie, Mr. Chesney, ich traue Ihnen nicht weiter über den Weg, als ich einen Stier bei den Hörnern schleudern könnte. Seien Sie also vernünftig und lassen Sie mich jetzt gehen.«

»Sitzen bleiben, Linden, schön sitzen bleiben«, schnarrte Chesney asthmatisch, griff nach seinem Glas und trank. Dann trommelte er eine Weile nachdenklich mit den Fingern auf der Tischplatte. Mike preßte die Zähne zusammen. »Ich will Ihnen ganz offen meine Karten auf den Tisch legen«, erklärte Chesney. »Wenn ich meinen Vorschlag etwas genauer umreiße, dürften Sie vielleicht eher . . .«

»Gut — schießen Sie los.«

»Sie sind hergekommen, um Niko zu treffen. Aber weder Niko noch die Untergrundleute können Ihnen helfen. Heilser und sein griechischer Freund Zervos kennen jeden ihrer Schritte. Sie haben doch vom lieben Herrn Heilser gehört, nicht?«

»Der Name wurde einmal irgendwo erwähnt.«

»Kurz gesagt und von Mann zu Mann: Mein Hobby ist Sammeln von Geld. Ich liebe Drachmen — und Sie, mein Guter, verkörpern für mich eine ganze Menge davon.«

»Warum machen Sie denn kein Bordell auf?«

Chesney grinste. »Um eine abgenutzte Redensart zu gebrauchen: In der Branche gibt's heutzutage zu viele Amateure. Entflohene Kriegsgefangene werfen weit mehr Gewinn ab.« Er schnaufte und drückte die Hand gegen seine Brust. »Man wird alt — mein Herz will nicht mehr so recht. Der Mensch muß dran denken, sich sein Nestchen hübsch auszupolstern.«

»Auf Kosten von Flüchtlingen.«

»Mein Bester, Flüchtlinge sind nun mal große Mode jetzt. In gewissen Kreisen gelte ich als Märtyrer und halber Heiliger.«

»Woher weiß ich, daß Sie mich nicht übers Ohr hauen?« sagte Mike.

»Genügt Ihnen nicht mein ehrliches Gesicht?«

Mike mußte lächeln. Chesney begann ihn langsam zu interessieren. Er war offensichtlich recht clever und bestens informiert. Es bestand immerhin die Möglichkeit, daß an der Sache wirklich etwas dran war. Sollte er nicht jede Chance nützen, auch wenn sie nur gering war? Es konnte nicht schaden, zunächst einmal Näheres zu erfahren.

»Was haben Sie also für einen Vorschlag?«

»Na sehen Sie. Haben eben doch gesunden Menschenverstand, Linden. Kommen Sie nächsten Donnerstag gegen Mittag ins ›Café Piccadilly‹ in der kleinen Seitenstraße dort drüben. Mr. Cholevas, Ihr edler Wohltäter, will Sie doch wenigstens gesehen haben. Er hat schon vier anderen geholfen. Alle sind wohlbehalten in Ägypten eingetroffen, wie ich bemerken möchte.«

»Wissen Sie, was passiert, wenn Sie mich hereinlegen, Chesney?«

»Nein — was denn?«

»Ich drehe Ihnen das Genick um.«

Chesney seufzte nur. »Sie sind recht deutlich, mein Lieber, und nicht gerade höflich. Sehen Sie übrigens die beiden Herren dort gegenüber auf der Straße?«

Mike blickte über Chesneys Schulter. Zwei Zivilisten in Anzügen von deutschem Schnitt lehnten in angeblich angeregter Unterhaltung an einer Hauswand.

»Das sind zwei von der Gestapo. Sie treiben sich hier ständig herum in der Hoffnung, daß ihnen mal so ein Bursche wie Sie ins Garn geht. Mir scheint, daß sie bereits Lunte gerochen haben. Wenn Ihr wertes Hirn genauso groß ist wie Ihre Klappe, Mr. Linden, sollte es Ihnen nicht allzu schwerfallen, den beiden zu entwischen. Die sind nämlich ziemlich dumm. Also — Wiedersehen am Donnerstag im ›Piccadilly‹.«

Mike setzte einen Augenblick der Herzschlag aus, als Julius Chesney aufstand und davonwatschelte.

10

Hastig trank Mike seinen Krasi aus. Die zwei Gestapoleute sahen herüber. Er stand mit weichen Knien auf und überquerte den Platz. Die beiden Männer folgten ihm in einiger Entfernung. Mike beschleunigte seine Schritte und mußte mit aller Gewalt den Impuls unterdrücken loszurennen.

Er bog um die Ecke und lief an einer Ladenfront entlang. Ein Stückchen weiter hielt er vor einem Schaufenster und steckte sich eine Zigarette an. Das Schild über dem Geschäft lautete: »Modeatelier Antoine«.

Die beiden Gestapomänner kamen um die Ecke geschossen und blieben abrupt stehen, als sie Mike erblickten.

Er schaute verzweifelt nach beiden Seiten. Er sah eine Straßenbahn kommen, die eben an der Kreuzung weiter unten die Geschwindigkeit herabsetzte. Schnell lief Mike über den Damm. Die Bahn, die nach der Kreuzung wieder Tempo aufnahm, kam näher und immer näher auf die Stelle zu, wo Mike stand.

Mike sprang los und schwang sich auf den fahrenden Wagen, obgleich es ihm fast den Arm auskugelte. Er taumelte auf die hintere Plattform, als die Bahn an seinen Verfolgern vorbeiratterte.

Mike blickte die Straße hinunter. Er sah ein Auto neben den beiden halten, und sie stiegen sofort ein. Der eine zeigte auf die Straßenbahn. Der Wagen nahm die Verfolgung auf.

Die Bahn verlangsamte die Fahrt für die nächste Haltestelle. Mike sprang ab und raste in eine Seitenstraße.

Wohin? Wohin? Wohin?

Er war schwach vor Angst. An der Seite tat sich plötzlich ein schmales Gäßchen auf. Er hörte den Wagen hinter sich um die Ecke kommen. Blindlings raste er in die stockdunkle Gasse hinein — es war eine Sackgasse. Eine drei Meter hohe Mauer versperrte ihm den Weg. Er versuchte hochzuspringen, doch seine Hand reichte nicht hinauf. Von der anderen Seite her erklang wütendes Hundegebell.

Mike blickte verzweifelt in die Runde. Zu beiden Seiten dunkle Hofseiten hoher Häuser. Hier und da schimmerte ein Lichtschein durch heruntergelassene Jalousien. Der Geruch der Abfalltonnen stieg ihm beizend in die Nase. Eine Ratte huschte über das schmierige Kopfsteinpflaster.

Er lehnte sich gegen die Mauer und zog seine Pistole. Am Eingang des Gäßchens knallten Autotüren. Dann waren Schritte und geflüsterte Befehle zu hören.

Mike schlich dicht an einer Hauswand entlang. Irgendwo vorn blitzte eine Taschenlampe auf. Er stolperte gegen einen Zaun, kletterte hinüber und duckte sich hin. Vom Eingang der Gasse her hörte er einen zweiten Wagen kreischend bremsen.

»Ist da wer?« rief jemand halblaut hinter Mike.

Er fuhr herum und sah die Hintertür eines Hauses offenstehen.

»Englezos«, keuchte er, »Englezos — Hilfe . . .«

»Herein, rasch!« befahl die Stimme.

Leise wurde die Tür hinter ihm zugedrückt. Mike fiel atemlos

und benommen dagegen. Eine Frau, nur mit einem Kimono bekleidet, stand vor ihm. »Kommen Sie mit«, sagte sie.

Sie liefen einen langen Flur hinunter, bis sie eine Tür aufriß. Mike taumelte in das Zimmer. »Bleiben Sie hier«, erklärte die Frau. »Ich bin gleich wieder da.«

Er sackte in einen Sessel und vergrub das Gesicht in den Händen. »O Gott — mein Gott . . .«

Nach einer Weile hob er den Kopf und schaute sich langsam in dem Zimmer um. Eine verhangene Lampe warf bläuliches Dämmerlicht auf ein Bett mit Satindecke. Nicht weit ab davon stand eine grellbunte schwellende Chaiselongue. An der einen Wand hing die übliche Ikone mit Christusbild. In starkem Gegensatz dazu waren die drei anderen Wände voller Reproduktionen von mythologischen Gemälden — samt und sonders Frauenakte in den verschiedensten Stellungen. Neben dem Bett befand sich ein verhängter Alkoven, hinter dem Mike noch eben Waschbecken und Ausguß erkennen konnte.

Er zuckte zusammen, als er draußen auf dem Flur Sprechen und Gelächter hörte. Die Stimmen eines Deutschen und einer griechischen Frau, soviel ihm schien.

Mehrmals wurden in der Nähe Türen geöffnet und geschlossen.

Dann herrschte eine Zeitlang Ruhe.

Er hörte ein leises Kratzen an seiner Tür. Die Frau im Kimono kam rasch hereingeschlüpft und schloß hinter sich ab. »Lauter Gestapo draußen auf der Straße«, sagte sie. »Sie riegeln das ganze Viertel ab.«

Mike stand auf und fuhr sich über das schweißnasse Gesicht.

»Stecken Sie nur die Pistole weg. Hier drin sind Sie sicher.«

Sie schritt auf die Chaiselongue zu und streckte sich müde aus. Sie war noch jung, Mitte zwanzig, und ein hübsches Ding. »Ich heiße Ketty«, sagte sie und lächelte ihn an. »Tun Sie mir den Gefallen und massieren Sie mir den Rücken, ja?«

Er trat benommen zu ihr hin. Sie ließ den Kimono von den Schultern gleiten und entblößte dabei den halben Busen. »Seien Sie doch nicht so schüchtern.«

Sie schnurrte wie eine Katze, als er ihr Nacken und Schultern knetete. »Ach, tut das gut. Wir wünschen uns alle so sehr, daß ihr Englezi zurückkommt. Ihr wart richtige Gentlemen. Die Deutschen sind Ekel. Und die Makkaronis — pah, die denken alle, sie seien die einzigen Liebhaber der Welt. Heute habe ich wieder seit Mittag gearbeitet«, plapperte sie munter weiter. »Sie feilschen so-

gar um das bißchen, was sie uns zahlen. Dabei macht es ohnehin nichts, weil die Drachme ja mit jedem Tag mehr fällt.«

Ketty zog den Kimono wieder hoch und ordnete ihr Haar. »Sie brauchen gar keine Angst zu haben — das halbe Oberkommando von den Deutschen ist hier.«

»Sie sind schrecklich lieb, Ketty. Ich werde Ihnen das nie vergessen.«

»Es macht so Spaß, wieder mal mit einem Englezos zu reden. In der Zeit, so kurz sie auch war, ging's uns gut. Ich habe nämlich ein kleines Mädchen.«

»Tatsächlich?«

»Hm. Ein süßes Kind. Ich habe sie im Kloster. Das ist zwar ziemlich teuer, aber sie ist wirklich was Besonderes — so begabt. Ich bin schrecklich stolz auf sie. Hoffentlich kann ich es durchhalten. Bei dieser Geldentwertung jetzt . . .«

Mike zog sein Bündel Drachmenscheine heraus und nahm eine Million davon ab.

»O nein«, protestierte Ketty erschrocken. »So habe ich es nicht gemeint. Ich werde doch von Ihnen kein Geld nehmen.«

»Für Ihr Töchterchen.«

»Nein, nein — Sie werden es brauchen. Für die Überfahrt nach Afrika.«

»Keine Widerrede.« Er legte das Geld auf ihren Frisiertisch.

»Sie sind aber nett. Wie heißen Sie eigentlich?«

»Jay.«

»Das ist das Feine bei euch Englezi: Ihr habt immer so einfache Namen.«

Sie schwiegen beide, als vor der Tür ein Wortwechsel zwischen einem Deutschen und einem der Mädchen zu hören war.

»Diese Ekel — immer filzig. Drüben auf dem Nachttisch steht Wein. Schenken Sie sich ein Glas ein.«

»Danke — ich habe schon genug gehabt.«

Sie stand auf und trat lächelnd auf ihn zu. »Sie sind ein lieber Kerl, Jay. Mögen Sie mit mir ins Bett gehen?«

»Ich bin jetzt nicht so recht in der Stimmung, Herzchen.«

»Ich versteh schon.«

Ein hastiges kurzes Klopfzeichen an der Tür. Ketty öffnete einen Spalt und wechselte flüsternd ein paar rasche Sätze mit einer Frau. Dann drehte sie sich zu Mike um. »Draußen sind Soldaten mit Gestapo. Sie suchen alles durch. Schnell in den Alkoven und den Vorhang gut zuziehen. Und nicht rühren.«

Mike gehorchte.

Im nächsten Augenblick hörte er, daß die Tür geöffnet wurde. Ketty begrüßte einen Mann mit schmelzender Stimme. Der Mann lachte, und Ketty quietschte vor angeblicher Freude, als sie ihn zu sich ins Zimmer zog. Der Mann sprach deutsch. Mike hörte das Schmatzen eines Kusses.

Der Deutsche entledigte sich grunzend seiner Stiefel. Das Bett knarrte — keinen Meter von Mike entfernt, der sich flach gegen die Wand preßte. Liebesgestöhn, Küsse, das Knarren wurde rhythmischer und schneller . . .

Dann bummerte es gegen die Tür. »Gestapo!« dröhnte eine Stimme.

Mike hörte den Deutschen fluchen, als er hastig in seine Hosen fuhr. Dann wurde die Tür aufgemacht.

»Verdammt noch mal, was soll das?«

»Oh — Herr Major! Entschuldigen Sie vielmals, aber wir sind auf der Suche nach einem entflohenen Tommy.«

»Na hier ist der ganz bestimmt nicht!«

Die Tür knallte zu.

Stunden vergingen. Inzwischen war es zwei Uhr.

Ketty kam wieder einmal in ihr Zimmer und fiel erschöpft aufs Bett. »Diese Widerlinge finden nie ein Ende«, murmelte sie. »Jetzt sind schon drei Besoffene im Salon. Und dann gibt's auch welche, die schlagen die Mädchen immer.«

Sie stand auf, ging zum Alkoven und wusch sich das Gesicht mit kaltem Wasser.

Mike, der sich wieder einigermaßen sicher fühlte, überlegte, was nun weiter mit ihm werden sollte. Offensichtlich war Lisa nicht zu trauen, und er kochte innerlich, wenn er daran dachte, was sie ihm vorgespielt hatte.

Oberhalb Chalandris hatte er einen Wald und hügeliges, unübersichtliches Gelände gesehen. Dort würde er sich kurze Zeit verstecken können. Es waren noch drei Tage bis Donnerstag, und die Verabredung mit Chesney im »Café Piccadilly« würde er einhalten.

Wahrscheinlich war es Unsinn, nach Chalandri zurückzukehren . . . Er war wütend auf sich selber, weil er sich eingestand, daß er einfach Lisa wiedersehen wollte.

»Ich gehe, sobald die Dunkelheit nachläßt«, erklärte er.

Ketty trocknete sich das Gesicht ab. »Haben Sie denn eine Bleibe?«

»Ja, in Chalandri.«

»Dann fahre ich Sie lieber rüber, ehe es hell wird.«

»Jetzt ist doch Sperrstunde.«

Ketty lächelte. »Für gewisse Dinge haben die Deutschen keine Sperrstunde. Ich darf nachts fahren. Wir haben hier einen Wagen, einen sehr großen sogar. Sie können aber auch hierbleiben, wenn Sie mögen.«

»Das kommt nicht in Frage.«

»Auf alle Fälle gebe ich Ihnen meine Telefonnummer. Vielleicht brauchen Sie mich doch noch mal.«

11

Vier Uhr nachts.

Der Nachthimmel war sternenübersät. Mike umschlich den Zitronengarten seines nie gesehenen Freundes Lazaros. Am Rand der letzten Felder stieg das Gelände bereits leicht an. Mike kam an einen trockenen Graben.

Es war nicht ohne Gefahr, blindlings im Dunkeln weiterzugehen. Auf einem der fremden Felder konnte er von einem Hund gestellt werden. Der Wald war noch etliche Kilometer weg — zu Fuß mindestens eine Stunde.

Mike hockte sich in den Graben. Er beschloß, hier zu warten, bis es hell wurde. Ein Stückchen weiter unten sah er Lazaros' kleines Anwesen mit dem Wohnhaus liegen und, näher zu ihm dran, das alte Pumpenhäuschen.

So erregt Mike von den Ereignissen dieser Nacht auch war, die Augen fielen ihm vor Müdigkeit zu, und er schlief ein. In dem Graben war es eisigkalt.

Geweckt vom fernen Krähen eines Hahns in der aufgrauenden Dämmerung, drehte Mike sich um. Er blies sich in die Hände, rieb sich die Finger und die erstarrten Beine. Dann kletterte er aus dem Graben. Jetzt konnte er die schattenhaften Umrisse der Hügel und den Wald sehen. Er würde es also versuchen.

Als er auf das Anwesen hinunterblickte, hörte er ein Geräusch. Zwischen den Zitronenbäumen bewegte sich ein Schatten. Dann ein kurzer Lichtschein, der aus dem Pumpenhaus aufblitzte.

Mike stand wie angenagelt. Zehn Minuten . . . fünfzehn . . .

Doch dann überkam ihn die Wut. Die Hand an der Pistole, schritt er hinunter auf sein altes Versteck zu.

Mit dem Fuß stieß er gegen die Tür, die krachend aufflog.

»Vassilios! Gott sei Dank!«

»Du brauchst Gott nicht zu danken, du falsches Biest!«

Sie warf sich ihm schluchzend an die Brust. Unsanft stieß er sie von sich, daß sie auf das Lager fiel. Dann schloß er die Tür.

»Dummkopf! Großer Dummkopf!« schluchzte sie. »Niko ist von der Gestapo geschnappt worden. Er ist im Averof. Dr. Thackery muß sich versteckt halten.«

Sie raffte sich auf und tat wieder ein paar Schritte auf Mike zu. Er richtete die Pistole auf sie. Da hob sie plötzlich die Hand und schlug ihm ins Gesicht. Mike schlug zurück.

Haßerfüllt blickten sie einander an.

»Die Gestapo weiß möglicherweise inzwischen von diesem Versteck«, sagte sie mit schmalen Lippen. »Wir haben einen anderen Ort bestimmt.«

Mike rührte sich nicht, sah sie nur durchdringend an.

Sie schritt an ihm vorbei auf die Tür zu.

Er fuhr herum, packte sie am Arm und zog sie zu sich heran.

»Und was führst du jetzt im Schild?« herrschte er sie an und schüttelte sie heftig.

»Vassilios, ach Vassilios — ich war halb wahnsinnig vor Angst um dich!«

»Lisa — Lisa . . .«

Ihre Finger griffen in sein Haar und zogen seinen Kopf nieder. Ihr Mund suchte seine Lippen.

»Lisa — Lisa — Lisa . . .«

»Nein, Liebster — nicht — es geht nicht — hier doch nicht — es ist gefährlich — die Gestapo . . .«

Er nahm sie in die Arme, hob sie hoch und trug sie auf das Lager. »Zum Teufel mit der ganzen Gestapo!«

Mike kniete neben dem Feldbett und zeichnete versunken die Linien ihres seidigglatten Körpers nach. Sie lächelte und gab ihm einen Kuß.

Seit sie Mike kennengelernt hatte, war dies der erste Augenblick, da alles in ihr klar und ruhig war. Ihm aber war durch sie jeder Wunschtraum erfüllt, und jede Frage hatte eine Antwort gefunden.

Und doch war es Mike, der das Geschehen bereute. Er wußte zu gut, daß er sich damit nur erneut zu qualvoller Einsamkeit verdammt hatte, einer Einsamkeit, die wußte, daß es Erfüllung gab und doch nie wieder auf das gleiche Wunder hoffen durfte. Noch einmal hatte er die Liebe kennengelernt, grenzenlose, beseligende Liebe — es war zu unwirklich . . .

»Vassilios«, flüsterte sie, »wir sollten uns schämen. Stell dir vor, wenn jetzt die Gestapo hereinkäme!«

»Du hast recht, wir sollten lieber verschwinden.«

Er half ihr beim Aufstehen und hielt sie noch einmal in seinen Armen.

»Tut es dir leid?«

»Wieso, Vassilios? Ich liebe dich doch.«

In Athen betraten Mike und Lisa ein Backsteinhaus in der Satovriandostraße. Das Haus war unbewohnt und gespenstisch leer. Sie stiegen eine Wendeltreppe mit einem Geländer aus Mahagoniholz drei Stockwerke hinauf. Hohl hallten ihre Schritte wider.

Im dritten Stock ging Lisa vor ihm her einen verstaubten Gang hinunter bis zu einer Tür, die sie aufschloß. Dahinter lag eine Stiege, deren Stufen unter ihrem Gewicht knarrten.

Sie brachte ihn in eine kärglich möblierte Dachkammer.

»Ich muß jetzt gehen.«

Sie umarmten und küßten sich.

»Ich komme wieder, sobald ich irgend kann«, flüsterte sie.

12

Die letzte Zigarette war längst geraucht. Er lag neben dem schrägen Dachfenster auf dem Bett und blickte auf den fernen Kranz der Hügel um Athen. Es wurde dunkel, und die Lichter flammten eines nach dem anderen auf.

Ein wenig erinnerte es ihn an den Blick auf San Francisco.

Es war unendlich still um ihn. Und die Stadt, über deren Dächer er hinwegschauen konnte, diese heimgesuchte und leidgeprüfte Stadt, sah friedlich aus, als bereite sie sich nur darauf vor, bald in geruhsamen Schlaf zu versinken.

Mike schloß die Augen in träumender Erwartung von Lisas Rückkehr. Unaufhörlich dachte er an den Morgen im alten Pumpenhäuschen, und all seine Sinne fieberten nach ihr . . .

Nacht.

Ein Echo donnerte durch die Leere des Hauses. Mike schlug die Augen auf und sah den Lichterkranz der sich die Hänge hinaufziehenden Häuser. Dann hörte er Lisas raschen Schritt auf der Wendeltreppe. Sein Blut pochte wild.

Die Tür ging auf, und er fühlte ihre Gegenwart in der dunklen Kammer.

»Vassilios?« rief sie ängstlich fragend.

»Hier — neben dem Fenster.«

Ein bläulicher Dämmerschein von draußen hob ihre schattenhafte Gestalt aus der Schwärze des Raums an der Tür. Sie kam auf ihn zu, und ihre suchenden Hände fanden einander.

Er sah, wie sie die Arme hob und sich mit raschen Bewegungen auszog. Sein Atem wurde schneller und unruhiger, als sie nackt vor ihm stand.

Sie beugte sich über ihn, er spürte ihre Hände und ihren Mund. Er griff nach ihr, zog sie zu sich nieder, und alle Sehnsucht dieses langen Tages, alle Einsamkeit seiner letzten Jahre, fanden Erfüllung im Wunder ihres Einsseins.

Mit einem zärtlichen Seufzer schmiegte sie sich müde und glücklich an ihn. Sie lagen da im abebbenden Rausch der Leidenschaft, hielten sich umfaßt und schauten in die Nacht hinaus.

»Eines Tages komme ich zurück und hole dich zu mir«, sagte er.

Sie schüttelte langsam den Kopf. »Ich liebe dich, Vassilios. Laß uns dankbar sein für diese Stunden jetzt und nicht Jahrhunderte vorausdenken.«

»Es ist zu unwahrscheinlich, daß uns das geschehen konnte.«

»Es ist gar nicht unwahrscheinlich. Ich glaube, ich habe dich schon vom ersten Augenblick an geliebt, als ich dich damals in Kaloghriani sah. Ich hätte nicht gedacht, daß ich in meinem Leben noch einmal so viel für einen Menschen empfinden könnte.«

»Komisch«, meinte er, »wir scheinen uns wirklich in allem ähnlich.«

Unvermittelt setzte sich Lisa auf, schwang die Füße über den Rand des Bettes und sagte tonlos ins Dunkel hinein: »Morgen abend kommt ein englisches U-Boot, um dich abzuholen.«

Tödliches Stillschweigen.

Das erste Grau eines neuen Tages erhellte tastend die Gipfel um Athen. Mike berührte ihren Arm und flüsterte mit belegter Stimme: »Bitte, zieh dich noch nicht an.«

»Nein, Liebster.«

»Ich wünschte, ich könnte Worte finden, um dir zu sagen . . .«

»Pst — du stotterst wie ein kleiner Junge, wenn du zu reden versuchst.«

Sie hatten sich an das wacklige Tischchen vor dem Dachfenster gesetzt und aßen. Ein Diner im Morgengrauen: kaltes Beefsteak und Wein, von Lisa mitgebracht.

Dunstschleier zogen vor ihrem Fenster vorüber, und von den Hügeln war vor Regenwolken nichts mehr zu sehen.

»Ein guter Tag heute zum . . .« Er stockte.

»Zu was ist heute ein guter Tag, mein Herz?«

»Zum Schreiben«, hatte er sagen wollen. Es war ihm bei schlechtem Wetter immer leichter gefallen. Schriftsteller haben eben manchmal solche Eigenheiten, dachte er.

Sie stellte die beiden schmutzigen Teller weg und füllte dann zwei Tassen mit Ersatzkaffee aus einer Thermosflasche.

Stumm und gelöst saßen Mike und Lisa einander gegenüber. Sein Blick ruhte träumend auf der weichen Schönheit ihres Körpers unter der nur halbgeschlossenen Bluse.

»Lisa, erzähl mir von deinem Leben.«

»Das ist nicht besonders erfreulich.«

»Bitte.«

Alle Melancholie schien wieder zurückzukehren. Sie wandte das Gesicht zum Fenster, schaute in das neblige Grau, und ihre Gedanken schweiften in die Vergangenheit . . .

Sie hatte eine unbeschwerte Jugend gehabt. Ihre Mutter war eine Engländerin von großer Schönheit, ihr Vater ein stiller und vornehmer, unauffälliger Mensch gewesen. Seine Fabrik war zwar nicht sehr groß, ging aber gut. Lisa und ihre Schwester konnten nach Abschluß der höheren Schule eine Berufsausbildung nach ihren Neigungen wählen. Angeregt durch die Musikliebe ihres Vaters, studierte Lisa in Rom und Paris bei berühmten Pianisten. Ihre Schwester entschied sich für Literaturwissenschaft und machte ihren Dr. phil.

Ein glückliches Elternhaus, vor sich eine aussichtsreiche Konzertkarriere — man konnte wohl nicht mehr vom Leben verlangen. Dann aber die plötzliche, unsinnige, ihr gänzlich den Kopf verdrehende Liebesromanze mit einem ehrgeizigen jungen Inge-

nieur, die mit einer Heirat endete. Manolis' wahren Charakter lernte Lisa zu Beginn der deutschen Besetzung kennen, als er sich mit dem Familienvermögen, der Fabrik und ihren beiden Kindern von ihr trennte.

Glücklicherweise hatte ihre Mutter das nicht mehr erleben müssen. Von ihrem sanften Vater hatte Lisa nie geglaubt, daß er ein Held sei, und doch bewies er es bei seinem Tod im Averof-Gefängnis.

»Und deine Schwester?«

»Ist die Geliebte eines deutschen Offiziers.«

Das schien noch nicht alles zu sein, was Lisa bedrückte, doch Mike mochte nicht noch eingehender fragen.

Sie knöpfte sich ihre Bluse ordentlich zu, zog den Trenchcoat an und setzte sich vor dem fleckigen kleinen Spiegel an der Wand ihre Baskenmütze auf.

»Es gibt noch viel zu erledigen. Sobald ich kann, komme ich wieder.«

An der Tür drehte sich sich noch einmal um.

»Es ist wahrscheinlich sehr dumm von uns allen beiden, daß wir uns ineinander verliebt haben.«

Mike lief wie ein Wahnsinniger in der engen Dachkammer herum. Er würde alle Kraft zusammennehmen müssen, um Lisa zu verlassen. Diese Liebe hatte ihn in einer Weise gepackt, wie er es nie für möglich gehalten hätte.

Ob die Untergrundleute sie vielleicht mit ihm zusammen aus Griechenland herauslassen würden?

Ob er ihnen die Stergiou-Liste ausliefern und hierbleiben sollte?

Ob er mit Lisa in die Berge fliehen und sich dort versteckt halten sollte?

Der Tag war eine Hölle jagender Pläne und quälender Gedanken. Wie weit durfte er gehen, um Lisa zu halten?

Immer dichter türmten sich die Zweifel.

Wenn er nur genau wie sie die wenigen Stunden genießen könnte, auch mit dem Wissen darum, daß sie enden würden.

Das einzige, was Mike als Wirklichkeit empfand, waren das erbarmungslose Ticken der Uhr und die Überlegung, daß alles bald zu Ende sei.

Er wußte, daß er für diese Liebe würde zahlen müssen. Es ge-

lang ihm, ruhig zu werden. Es gab keinen Ausweg. Irgendwie mußte er die Kraft finden, Lisa zu verlassen.

Lisas Gesicht war bleich. »Es ist etwas schiefgegangen, Vassilios. Das U-Boot kommt nicht.«

Sie umklammerten sich wie Ertrinkende.

»Mein Gott — was soll nur werden?« schluchzte sie.

Lisa lag dicht an Mikes Seite, der erschöpft, aber unfähig zum Schlafen war. Er wußte nicht, wie er das noch lange aushalten sollte. Ihre ständige Nähe raubte ihm jeden Rest von Willenskraft. Er zog die Decke hoch, um sie beide einzuhüllen, und schaute aus dem regenbeschlagenen Fenster.

Er wußte, was geschehen mußte. Dieses langhinausgezogene Abschiednehmen war unerträglich! Morgen würde er seine Verabredung mit Julius Chesney einhalten.

Donnerstag.

Mike hatte gehofft, daß Lisa früher gegangen wäre. Es hätte alles einfacher gemacht.

Die Uhr zeigte zehn Minuten nach elf.

Er zog sein Jackett an und steckte die Pistole zu sich.

»Was hast du vor, Vassilios?«

»Ich gehe fort.«

»Bist du verrückt geworden?«

Mike schritt zur Tür. Sie stellte sich ihm in den Weg.

»Vassilios! Was ist denn los mit dir?«

»Ich sagte dir doch, ich gehe fort.«

»Hast du den Verstand verloren? Es dauert keine Stunde, und die Gestapo hat dich geschnappt.«

»Ich halte es einfach nicht mehr aus, Lisa.«

»Liebster«, rief sie verzweifelt, »unsere Leute bemühen sich Tag und Nacht! Nur noch ein paar Tage Geduld und . . .«

»Siehst du denn nicht, was los ist? Soll ich mich noch mehr erniedrigen? Soll ich kriechen vor dir? Verstehst du das nicht?«

Sie ließ den Kopf gegen seine Schulter sinken. Ihre Finger krallten sich in seinen Arm. »Ich bin schuld, weil ich dich nicht von mir lassen will. Ich werde gehen, wenn dir das lieber ist.«

»Als ob das nicht genauso schlimm wäre.«

Mit einem heftigen Ruck schob er sie beiseite und rannte zur Tür hinaus.

»Vassilios!«

Am Fuß der Stiege blieb er noch einmal kurz stehen und blickte hinauf.

»Vassilios! Nein! Nicht!«

Er zog die Tür hinter sich zu.

13

Mike wartete gegenüber dem »Piccadilly«. Die Straße war ziemlich leer. Stand er im Begriff, eine Dummheit zu begehen? Lisa schien ihn zu lauter Dummheiten zu bringen. Vorsichtig zog er sich zurück und wollte umkehren.

»Ah, Jay Linden — pünktlich, wie sich's gehört! Ihre beiden netten Begleiter sind Sie demnach glücklich losgeworden?«

Mike fuhr herum und blickte in das Bulldoggengesicht von Julius Chesney. Neben sich hatte er jemanden, der offensichtlich Seemann war.

»Bleiben wir besser nicht hier auf der Straße stehen, mein Lieber. Ich glaube, ein kleiner Frühschoppen würde uns gut tun«, keuchte Chesney asthmatisch. »Also auf. Ich habe nicht etwa die deutsche Armee mitgebracht. Das hier ist mein guter Freund Antonis, Kapitän der ›Arkadia‹.«

Die drei betraten das Café und setzten sich an einen Tisch in einer Nische. Sie bestellten Krasi. Mike musterte Antonis, der ihn zu ignorieren schien und selbstvergessen an seiner Pfeife zog.

Vorsichtig flüsternd berichtete Chesney Mike, daß die »Arkadia« ein kleines, aber schnelles und schmuckes Motorboot für drei Mann Besatzung sei. Die Papiere gäben Kreta an, in Wirklichkeit aber würde Kairo angesteuert. Antonis, versicherte Chesney, kenne die Route genau; er habe schon zweimal Engländer hinübergebracht. Mikes Wohltäter, der Mann, der für die Passage zahlen wollte, werde in Kürze erscheinen.

»Wann soll es losgehen?«

»Sobald wir noch einen zweiten Flüchtling gefunden haben, damit die Mannschaft vollzählig ist.«

»Seit unserem letzten Zusammentreffen habe ich einiges Geld aufgetrieben. Wenn Antonis und ich allein mit der Bedienung des Bootes fertigwerden, zahle ich die zweite Passage.«

Der wettergegerbte alte Seebär nickte. Sie beide würden das schon schaffen.

»Vier Millionen Drachmen«, fuhr Chesney sofort dazwischen.

»Überspannen Sie den Bogen nicht ein bißchen?«

»Da Sie so versessen darauf sind zu verschwinden . . .«

»Ich gebe drei Millionen, wenn wir noch heute abend abfahren.«

Chesney kratzte sich das Kinn. »Lassen Sie mich erst mal das Geld sehen.«

Mike legte ein Bündel Geldnoten auf den Tisch. Zum erstenmal zeigte Julius Chesney eine Gefühlsregung. Seine wulstigen Backen zitterten, seine fetten Hände schossen über den Tisch. Mike packte ihn am Gelenk. »Die Hälfte jetzt — die andere Hälfte aber erst, wenn wir in See stechen.«

Chesney blickte auf das Geld, seufzte und zog die Hand zurück. Gierig folgte er jeder Bewegung, mit der Mike die anderthalb Millionen abzählte. Dann zählte er selbst noch einmal mit feuchtglänzenden Augen nach.

Ein kleiner grauhaariger Herr betrat das Café und blickte sich suchend um.

»Ah — da kommen die anderen drei Millionen Drachmen«, sagte Chesney. »Hier bitte, Mr. Cholevas!« fügte er lauter hinzu.

Der mit vornehmer Eleganz gekleidete Herr kam zu der Nische herüber, begrüßte jeden von ihnen mit einem leichten Kopfnicken und nahm auf dem freien Stuhl Platz.

»Linden, darf ich Ihnen Ihren Wohltäter vorstellen: Mr. Apostolos Cholevas, freigebiger Freund und Helfer der Briten.«

Cholevas nickte nur wieder stumm.

Mike betrachtete ihn neugierig. Warum tat der Mann das?

»Was nützt mir denn mein Geld noch, wenn die Deutschen unser Land wegnehmen?« Cholevas blieb nur eben lange genug, um ein halbes Glas Wein zu trinken und Chesney die Summe zu übergeben. Dann wünschte er Mike gute Fahrt, und nach dem Krieg möge er doch einmal schreiben, ob alles geklappt habe. Er ging mit einer letzten Bitte: Nur ja der Welt zu erzählen, was hier in Griechenland vor sich gehe.

Julius Chesney knackte mit den Fingergelenken, kaute einen Keks und zog schließlich ein Bündel Papiere aus der Tasche seines zerknitterten Jacketts. Er breitete sie auf der Tischplatte aus und strich sie glatt.

»›Arkadia‹. Bestimmungshafen: Kreta.«

»Haben Sie einen Ausweis, Linden?«

Mike zückte den Ausweis auf den Namen Vassilios Papadopoulos.

»Gut. Sehr gut sogar – das spart mir einiges Geld.«

Chesney trug den Namen in die Schiffspapiere ein.

»Damit scheint mir soweit alles in Ordnung zu sein, meine werten Herren. Genügend Treibstoff lasse ich kurz vor dem Dunkelwerden an Bord bringen. Antonis, Sie kommen nachher noch zu mir wegen der Zolldeklarierung und dem Fahrplan der Patrouillenboote.«

»Was geschieht, wenn das Boot durchsucht wird?« fragte Mike.

»Mein Lieber, halten Sie mich für so unfähig? Bis ich alle nötigen Bestechungsgelder verteilt habe, ist leider, leider nur noch wenig genug für mich übrig. Allzu viele Hände wollen geschmiert werden, und die Preise sind heutzutage haarsträubend. Tja, Linden, dann reisen Sie nur gut, und wenn Sie nach London kommen, vergessen Sie auf keinen Fall, meine Berichte zu lesen!«

Chesney schob seine Fettmassen aus der Nische heraus, wobei er zärtlich über die Tasche strich, in der das Geld steckte. Dann reichte er Mike nochmals die Hand.

»Seien Sie ja vorsichtig, Michael Morrison«, sagte er. »Es wäre außerordentlich bedauerlich, wenn die Stergiou-Liste den Deutschen in die Hände fiele.«

Mike stand wie vom Donner gerührt, während Julius Chesney aus dem Café watschelte.

VIERTER TEIL

1

Lisa saß am untersten Tischende und hatte die vier grimmig ernsten Augenpaare vor sich, die sie wie Zangen gepackt hielten. Die Kerze auf dem Tisch warf gespenstische Schatten auf die kahlen Wände des Raumes.

Drei dieser Männer kannte sie schon seit vielen Jahren. Nur den merkwürdig steinernen Dr. Harry Thackery hatte sie erst vor kurzem kennengelernt.

»Aber ich konnte ihn wirklich nicht zurückhalten«, beteuerte sie.

Papa-Panos, der Pope, dessen Bart nun grau war ... der wuchtige Michalis, der Gewerkschaftsführer war und dessen Augen in dem mondrunden Gesicht ständig kampfbereit funkelten ... und Thanassis, der freundliche, stille Gymnasialprofessor.

Schweigend hatten sie Lisas Versicherung angehört. Doch jetzt schlug Michalis mit der Faust auf den Tisch, daß die Kerze wackelte. »Und warum sind Sie ihm nicht nachgelaufen?« brüllte er.

Lisa antwortete nicht.

»Lisa«, sagte Dr. Thackery, »Sie hatten den ausdrücklichen Auftrag, ihn zu töten, falls etwas dergleichen eintrat. Sind Sie sich über die Folgen klar, wenn er den Deutschen in die Hände fällt?«

Die Kehle war ihr trocken. Sie schloß die Augen und leckte sich die Lippen. »Ich ahnte doch nicht, wer er ist«, erwiderte sie kaum hörbar.

»Ich frage Sie nochmals, Lisa: Warum sind Sie ihm nicht gefolgt?« wiederholte Michalis.

»Antworten Sie, Lisa«, sagte Dr. Thackery.

Sie holte tief Luft und senkte den Kopf. »Ich war nicht angezogen.«

»Nicht angezogen!«

»Mäßigen Sie, um Himmels willen, Ihre Stimme, Michalis«, sagte Thanassis. »Man hört Sie wieder mal bis Thessaloniki!«

»Ich gebe offen zu, daß ich ihn liebe!« stieß Lisa beinahe trotzig hervor.

Papa-Panos hatte bisher stumm dagesessen und sich seinen Bart gestrichen. Jetzt endlich ergriff er das Wort in seiner singenden Greisenstimme, die ihm noch stets ehrerbietiges Gehör verschaffte. »Ich weiß nicht, mein lieber Professor — und Sie, Michalis — und Dr. Thackery — ich überlege mir ernsthaft, ob wir in dieser Sache Morrison nicht auf dem falschen Weg sind. Ob es nicht klüger wäre, dies einfach fallenzulassen und nicht weiter zu verfolgen?«

»Sind Sie verrückt?«

»Schnauzen Sie mich nicht an, Michalis. Sie reden hier nicht in einer Arbeiterversammlung. Nehmen wir an, Morrison kann mit unserer Hilfe außer Landes fliehen. Nehmen wir an, er übermittelt dann den Engländern die Namen. Hat einer von Ihnen schon einmal genauer darüber nachgedacht, was dann geschehen wird, meine Herren? Nämlich daß wir fortan nach deren Anweisungen handeln müssen. Und wir können nicht erwarten, daß die Deutschen inzwischen Däumchen drehen. Sie werden es uns doppelt und dreifach entgelten lassen — da dürfen Sie sicher sein. Wir müssen uns auf die Niedermetzelung von Hunderten unschuldiger Opfer gefaßt machen.«

»Ach was«, murrte Michalis. Er beugte sich über den Tisch. Sein ausgestreckter Finger reichte Papa-Panos fast in den Bart. »Ist es vielleicht jetzt eitel Milch und Honig, was wir von den Deutschen erhalten? Gestern erst haben sie hundert Zivilisten in Kreta abgeschlachtet. Wenn unsere Leute keine Waffen haben, dann kämpfen sie dennoch mit Steinen und Stöcken. Wäre es da nicht besser, sie stürben wenigstens mit Gewehren in der Hand als mit jämmerlichen Heugabeln wie bisher?«

»Geflohenen englischen Kriegsgefangenen helfen oder Nahrung für arme Griechen beschaffen, das ist etwas anderes, als das Signal zu einer Massenerhebung zu geben«, erwiderte Papa-Panos. »Wenn man uns von draußen Waffen hereinschmuggelt, wird man die bei uns auch gebrauchen wollen — und wer von Ihnen hier möchte behaupten, daß wir Aussicht hätten, die deutsche Armee zu besiegen?«

Thanassis legte sich ins Mittel: »So sehr ich Sie schätze und verehre, muß ich Michalis doch recht geben. Passive Resistenz hat sich als sinnlos erwiesen. Die Städte und Berge Griechenlands stehen auf! Das griechische Volk will kämpfen!«

»Und Sie finden das richtig, Dr. Thackery?«

Der hagere Mann überlegte eine ganze Weile. »Ich möchte nicht

entscheiden«, sagte er endlich, »das ist nicht meine Sache. Wir wissen, daß die Engländer hier aktiv eingreifen werden, sobald sie die Stergiou-Liste haben. Das heißt, wir müssen ihnen auf Verlangen Informationen über Truppenbewegungen, Unterseebootstationierungen und so weiter liefern, müssen die Übernahme von Schiffsladungen Gewehre organisieren, Versorgungspläne aufstellen . . . England wird uns also Waffen liefern. Andererseits wissen wir natürlich auch, daß die Deutschen griechische Städte und Dörfer zerstören und Tausende von Griechen umbringen werden als Vergeltung für alles, was wir gegen sie unternehmen. Was gewinnen wir nun letzten Endes? Falls wir stark genug werden — wenn wir die Deutschen genügend unter Druck setzen können, werden sie ihre Truppen hier im Land behalten müssen und können sie nicht an ihren andern Fronten einsetzen. Weder Sie noch ich vermögen das griechische Volk jetzt noch zurückzuhalten. Jawohl, Papa-Panos, die Berge stehen auf.«

Papa-Panos seufzte. Er wußte, daß diese Männer die Wahrheit sprachen. Griechenland stand ein Blutvergießen bevor, gegen das alle antiken Tragödien zusammengenommen verblassen würden. Er nickte widerstrebend und sagte: »Nun gut, wir werden also weder Mühe noch Geld sparen, um den Amerikaner wiederzufinden und außer Landes zu bringen.«

Dann wandten sie sich wieder Lisa zu, die mit bleichen Lippen dagesessen hatte.

Langsam stand sie auf und erklärte: »Ehe Sie Ihr endgültiges Urteil fällen, müssen Sie mich erst noch zu Ende anhören.«

Mit ruhigen Worten gab Lisa einen ausführlichen Bericht von allem, was sie erlebt und getan hatte seit jenem Tag, da sie von der Gestapo festgenommen und zu Konrad Heilser gebracht worden war . . .

Auf den Gesichtern der vier Männer zeigte sich Empörung.

Sie bat nicht um Gnade. Die vier saßen in entsetztem Schweigen. Mit erhobenem Haupt schritt Lisa zur Tür. »Ich werde nebenan warten«, sagte sie.

Sie hatte das Gefühl, als sei nunmehr das Leben für sie zu Ende. Was tat es? Sie hatte ihre Kinder verloren, und sie hatte ihn verloren. Aber wenigstens stand sie vor sich selber wieder rein da . . .

Durch die papierdünnen Wände hörte sie Michalis mit der Faust auf den Tisch schlagen.

»Lisa Kyriakides ist eine Verräterin an ihrem eigenen Volk!«

Thanassis schüttelte ungläubig den Kopf. Sein gelehrtes Äußeres täuschte darüber hinweg, daß er einer der kühnsten Männer der Untergrundbewegung war. »Lisa — nein, das ist doch nicht möglich — das kann ich einfach nicht glauben. Ich kenne sie seit ihrem sechzehnten Lebensjahr. Sie war eine meiner Schülerinnen. Ich selber habe sie zu uns gebracht.«

»Auch ich kenne sie und ihre Familie schon jahrelang«, sagte Michalis rauh. »Wir können uns aber nicht von Sentimentalitäten beherrschen lassen.« Er war es gewohnt, eiserner Disziplin zu gehorchen. Für pflichtvergessene Menschen hatte er kein Mitgefühl.

»Es scheint uns also nichts anderes übrigzubleiben«, sagte Thanassis. »Aber die Vollstreckung übernehme ich in diesem Fall nicht.«

Dr. Thackery schwieg. Diese Sache ging ihn, den Ausländer, nichts an.

»Wenn sie wirklich eine Verräterin wäre, hätte sie uns dann wohl alles erzählt?« gab Papa-Panos zu bedenken.

»Weibertricks — lassen Sie sich davon nicht einfangen. Zu uns ist sie mit der ganzen Geschichte nur deswegen zuerst gekommen, weil sie auf mehr Erbarmen gehofft hat als bei den Deutschen. Wenn wir bei uns die nötige Disziplin aufrechterhalten wollen, bleibt uns gar keine andere Wahl, als . . .«

». . . als uns mit den Nazis auf eine Stufe zu stellen.«

»Was hätten Sie denn sonst vorzuschlagen? Beten vielleicht, daß sie bereuen möge, ja?«

»Jetzt ist's genug. Für heute habe ich Ihr Geschwätz satt, Michalis. Lisa ist ebensowenig falsch wie ich. Ist es nicht genug des Mordens? Bedenken Sie, daß sie die Tochter von Joannis Roditis ist, einem Märtyrer unseres Volkes. Ist Ihr Gedächtnis so schlecht, daß Sie sich nicht mehr an den ersten Unternehmer in Athen erinnern können, der Ihre Gewerkschaft ohne Blutvergießen anerkannte?«

»Besudeln Sie nicht den Namen von Joannis Roditis«, schoß Michalis zurück. »Aber hat sie nicht eine Schwester, Maria Roditis, die als Hure mit einem deutschen Offizier lebt? Und ist da nicht noch ihr Mann, Manolis Kyriakides, der dreckige Kollaborateur?« Er spie auf den Fußboden.

»Hat diese Frau nicht genug Leid zu tragen gehabt? Sie müssen doch zugeben, Michalis, daß sie es wirklich einfacher hätte haben können, wenn sie Heilsers Geliebte geworden wäre. Alle Schätze

Athens würden ihr zu Füßen liegen. Sie scheinen völlig zu vergessen, daß sie alles nur getan hat, um das Leben ihrer Kinder zu schützen.«

»Ich habe auch einen Sohn«, trotzte Michalis. »Ich hänge an ihm wie an meinem eigenen Leben, aber ich sähe ihn lieber im Grabe liegen, als daß er erleben müßte, wie sein Vater zum feigen Überläufer wird.«

»Ja, Michalis«, erwiderte Papa-Panos. »Möglich, daß *Sie* Ihren Sohn lieber im Grabe sähen. Aber beantworten Sie mir das eine: Ihre Frau auch?«

2

Die »Arkadia« war weder schnell noch schmuck, sondern kaum mehr als ein Leichter, und Mike hegte seine Zweifel an ihrer Seetüchtigkeit.

»Gehen Sie unter Deck«, sagte Antonis kurz und bündig.

Die Kajüte bestand aus vier Kojen, einer Kombüse und einer Latrine. Mike reckte sich hoch und konnte zwischen den letzten Sprossen der Leiter nach oben blicken. Er sah Antonis an der Reling stehen, der vor sich hinpaffte und abwechselnd zum Himmel und übers Wasser schaute.

Wenn auch noch immer von Ängsten gepeinigt, empfand Mike doch allmählich ein gewisses Gefühl der Sicherheit. Bisher hatte Chesney funktioniert. Und noch ein Gedanke schien tröstlich: Auf irgendeine Weise war Chesney hinter seinen wirklichen Namen gekommen und wußte von der Stergiou-Liste. Wahrscheinlich übertrieb Chesney seine Liebe zu den Drachmen aus lauter Schauspielerei, denn seine, Mikes, Auslieferung an die Gestapo würde dem Mann doch das Zehnfache von dem einbringen, was er an dieser Überfahrt letztlich verdiente. Und Mike gefiel der schweigsame Alte da oben an Deck.

Nachdem Antonis etwa eine Stunde dagestanden hatte, ohne sich zu rühren, steckte er sein verwittertes Gesicht mit der ebenso verwitterten und ihm allem Anschein nach im Mund festgewachsenen Pfeife zur Kajüte herein: »Ich geh mal die Papiere holen.«

Alles war glattgegangen bis jetzt, dachte Mike, fast allzu glatt. Am Hafeneingang hatte keiner der Posten auch nur eine Augenbraue verzogen, als er mit Antonis angekommen war. Julius Chesney verstand sein Geschäft, das mußte man ihm lassen.

Chesneys Liebe zu den Drachmen schien er indessen doch un-

terschätzt zu haben. Denn eine halbe Stunde später erschien Antonis wieder in Begleitung zweier Männer und eines Mädchens.

Ein Bulle von einem Kerl, der hörbar aus Australien stammte, stellte sich Mike als Ben Masterton vor. Der zweite Mann, kaum mehr als zwanzig Jahre alt und mit bleichem Gesicht, hieß Jechiel und war aus Palästina. Das verängstigte blutjunge Mädchen neben ihm war seine Frau. Sie hörte auf den Namen Elpis. Sie wollten beide zu den griechischen Freiwilligen, die sich in Ägypten formierten.

Zuerst hatte Mike die Absicht, bei Antonis wegen des von ihm ebenfalls gezahlten zweiten Platzes vorstellig zu werden, überlegte es sich dann jedoch anders. Gut, man hatte ihn übers Ohr gehauen. Andererseits war es ganz angenehm, außer dem maulfaulen Antonis noch Menschen zur Unterhaltung zu haben. Außerdem würden die drei eine gute Deckung abgeben und seine Flucht weniger auffällig machen — er verschwand sozusagen in der Menge als einer von vielen in diesen Zeiten.

Die griechischen Polizisten inspizierten das Boot mehr als oberflächlich, stempelten die Papiere, und schon stieß die »Arkadia« vom Pier. Chesney hatte offensichtlich alle gut geschmiert. Mike war unbehaglich zumute bei dieser Selbstverständlichkeit, mit der sich alles abspielte. So einfach konnte es doch nicht sein, fand er.

Die Seebrise wehte kühl.

Jechiel und seine kleine Frau gingen nach unten, kuschelten sich auf der einen Koje eng aneinander und begannen zu flüstern.

Mike beneidete sie. Wie sehr er sie beneidete!

Die Hügel um Athen wurden immer kleiner. Irgendwo dort in der Stadt gab es eine Dachkammer . . . Erst gestern nacht war Lisa . . . Mike versank in finsteres Brüten.

Die »Arkadia« hatte das Hafenbecken hinter sich gelassen. Antonis schaltete den Motor ab und warf den Anker aus.

»Was ist denn los, zum Teufel?« wollte Masterton wissen.

»Weiterfahrt erst bei Tagesanbruch. Auf Order der Deutschen. Wegen englischer U-Boote. Sonst stoppt uns ein Patrouillenboot.«

»Paßt mir aber gar nicht.«

»Meine Angelegenheit.« Damit beendete Antonis die Diskussion.

So mußten sie also die Nacht vor Anker abwarten. Mike wandte den Blick nicht von der Silhouette Athens. Gedanken überwältigten ihn.

Es wurde dunkel.

Jechiel und Elpis schliefen engumschlungen unten in der Kajüte. Antonis stand auf seinem gewohnten Platz an der Reling und schaute über Wasser und Weite.

Ben Masterton hatte sich, den Rücken gegen die Reling stützend, achtern auf Deck neben Mike gesetzt. Er begann leise vor sich hin zu singen.

Der Australier schien sich als verhinderter Konzertsänger zu fühlen. Hingebungsvoll sang er sich durch all die alten Repertoirestücke für Bariton. Dazu vollführte er Gesten wie auf einer Schmierenbühne: Mit der linken Hand streichelte er zärtlich seinen Bart, während sein rechter Arm weitausholend durch die Luft fuhr.

Mike fand den Mann amüsant. Masterton hatte ihm, höchst mitteilsam, bereits erzählt, daß er schon vier Fluchtversuche hinter sich habe, dabei aber jedesmal so betrunken gewesen sei, daß er es mit der gesamten deutschen Wehrmacht hatte aufnehmen wollen.

»He, Linden«, unterbrach er seinen herzergreifenden Gesang jetzt plötzlich und rückte ein Stück näher an Mike heran.

»Ja?«

»Also für gewöhnlich trink ich ja nicht mit Neuseeländern, aber mir gefällt deine Nase, Junge.« Ben zog eine Flasche aus seiner Jacke.

»Schnaps! Genau das, was mir der Onkel Doktor verordnet hat.«

»Pst — nicht so laut, verdammter Idiot. Sollen wir uns das zu fünft teilen, wo's doch knapp für uns zwei langt?«

Mike tat einen tiefen Zug, mit dem er seinen Kummer zu ertränken suchte. Ben riß ihm die Flasche vom Mund und nahm einen Schluck, der nicht kleiner war als der von Mike.

Der Pegelstand der Flasche sank rapide.

Ben kratzte sich den Schädel, schaute die leere Flasche an und warf sie über Bord. »Gottverdammter Kiwi«, brummelte er. »Ich hätt auch was Beßres tun können als ausgerechnet so 'nen gottverdammten Kiwi zum Saufen einzuladen.«

»Ach, halt's Maul, sonst schmeiß ich dich mal bißchen ins Wasser«, antwortete Mike.

»Und dabei kann ich dich gut leiden, Jay.« Bens muskelstarker Arm legte sich um Mikes Schulter. »Weißte . . . ganz was Feines: Ich laß dich sogar mit mir 'n Duett singen — is das nich nett von mir? Junge, was is das schade, daß du nich bei warst, wie ich mal

so'n ganzes Dutzend Spaghettifresser erledigt habe — Mensch, war das 'n Spaß! Nu sag mal: Was singen wir 'n?«

»Mir ist nich nach Singen, Ben . . . mir ist gar nich nach Singen . . . Ich hab' 'ne Süße in Athen — 'ne gottverdammt Süße in dem gottverdammten Athen . . . Und mir ist nach der Süßen.«

»Nu heul man nich, Kamrad. Nu laß schon.«

»Kann nicht anders. Ich will doch meine Süße . . .«

»Singen wir was, Junge. Los, wie wär's'n mit dem Ding von der Weibertreue, die auf Sand gebaut?«

»Das is doch für'n Tenor, blöder Esel!«

»Ich sing alles, Jay — sogar Sopran.«

Aus der Kabine tönte leises Gestöhn herauf. Ben ließ sich auf alle viere nieder und kroch auf die Einstiegsluke zu. Mike packte ihn am Gürtel und riß ihn zurück. »Laß die in Ruhe, verdammtes Schwein!«

»Das is ja nu bestimmt das letztemal, daß ich mit 'nem gottverdammten Kiwi gesoffen habe — das allerletztemal, verstan'n?«

Und sie umarmten einander brüderlich und versanken gemeinsam im seligen Nebel des Rausches.

Antonis stand unbeweglich auf seinem Posten.

Die Geräusche in der Kajüte waren verstummt.

Die »Arkadia« hob und senkte sich sacht im Wogen der See.

Plötzlich nahm Antonis den aufgestützten Fuß von der Reling, straffte den Körper und lauschte. Mike stieß Ben in die Rippen, um ihn aufmerksam zu machen, und beide stierten angestrengt horchend in die schwankende Nacht hinaus.

Sie vernahmen fernes Motorengeräusch.

Wie auf Kommando rappelten sie sich auf und schwankten auf Antonis zu.

»Nu setzen Sie aber mal Ihrn Scheißpott in Bewegung!« sagte Ben.

»Abwarten«, erklärte Antonis kurz. »Vielleicht drehen sie ab.«

Mike hob sich der Magen vor Angst. Eine Minute verstrich, unendlich langsam, und das Geräusch schien abzunehmen. Doch auf einmal wurde es wieder lauter. Es kam immer näher.

»Jetzt aber nichts wie runter!« brüllte Ben, dem bereits Schweiß übers Gesicht lief.

Das Boot war jetzt ganz nahe. Wenige hundert Meter steuerbord zeichneten sich seine Umrisse ab.

Jechiel und Elpis kamen heraufgestolpert. Mit weitaufgerisse-

nen Augen, unfähig zu jeder Frage, erkannten sie die Gefahr. Aufschluchzend barg das Mädchen ihren Kopf an seiner Brust.

Eine Sirene heulte auf.

Über das Wasser fiel ein Lichtstrahl, blieb auf der »Arkadia« ruhen und fing die fünf Menschen darauf unbarmherzig ein. Der Motor heulte gierig auf.

»Arkadia!« schallte der Anruf herüber. »Bereithalten! Wir kommen an Bord!«

3

Als das Patrouillenboot einlief, standen deutsche Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten im Halbkreis am Pier. Mike war vor Furcht wie betäubt. Ihm war so elend und schwindlig, daß er die Augen schließen mußte. Bens kräftige Hand stützte ihn. Alle fünf wurden sie in den schon bereitstehenden Gefängniswagen gestoßen. Eine Polizeieskorte mit Martinshörnern bahnte den Weg nach Athen hinein.

Narr, der er gewesen war! Irrsinn, sich mit einem Julius Chesney einzulassen! Irrsinn, sich so besinnungslos verliebt zu haben!

Elpis schluchzte herzzerbrechend in den Armen ihres Jechiel. Antonis allein schien unbekümmert. Er schmauchte wie immer seine Pfeife und schaute zu der vergitterten Luke in der rückwärtigen Tür hinaus. Ben murmelte unablässig vor sich hin. »Nu habe ich mich gestern abend doch wieder betrunken. Man sollte mir glattweg das Maul verbinden . . .«

Der Konvoi erreichte die ersten Häuser von Athen.

»Wohin bringt man uns wohl?« fragte Mike mit belegter Stimme Ben.

»Ins Averof. Aber halt dich man senkrecht, Kamrad, die geben bloß an.«

Die fünf wurden in einen Raum getrieben, dessen Wände und Boden aus Stein waren. Rings um sie standen zwei Dutzend SS-Leute mit Pistolen und Gummiknüppeln am Koppel.

Vor ihnen saß der Kommandant des Averof-Gefängnisses hinter seinem Schreibtisch. Oberst Oberg war der typische preußische Offizier, sogar mit Monokel. Er hatte schlechte Laune, weil man die ›Arkadia‹-Leute zu einer derart unmöglichen Stunde anbrachte. Man hatte ihn mitten im schönsten Vergnügen gestört. Das Vergnügen, schwarzgelockt und gähnend, saß neben ihm auf der Kante des Schreibtischs.

Obergs harte Augen musterten einen nach dem anderen und blieben an Ben Masterton hängen. »Wieder einmal Sie, Masterton?«

»Ich fühle mich hier nu mal so heimisch, Oberst.«

»Maul halten! Lassen Sie die Blödeleien«, schnauzte Oberg, drehte kurz den Kopf zu dem Schreiber an dem Pult neben seinem Schreibtisch und befahl: »Masterton unter Anklage stellen wegen Sabotage und Spionage.«

»Da hätten wir's ja wieder.«

»Abführen!«

Vier baumlange SS-Männer sonderten ihn von den anderen ab und drängten ihn hinaus. »Bis nachher, Kamrad«, schrie er zurück. »Und vergiß nicht: die geben bloß an!«

Die schwere Tür schloß sich hinter Ben.

Erneut Stille.

Spielerisch klatschte Oberg mit der Reitpeitsche auf seine flache Hand und schaukelte in seinem Drehsessel hin und her. »Diesmal sollen wir einen Juden dabei haben. Vortreten, Jude!«

Keiner der vier rührte sich.

»Vortreten, Jude, hab' ich gesagt!«

Jechiel schob Elpis sanft von sich und ging einen Schritt auf den Schreibtisch zu. Oberg schaukelte weiter in seinem Stuhl.

»Wie heißt du, Jude?«

»Ich bin britischer Soldat.«

Oberg stand langsam auf, schritt um den Schreibtisch herum und fixierte Jechiel. Der bleiche Palästinenser erwiderte seinen kalten Blick. Der Deutsche hielt ihm die Reitpeitsche unter die Nase.

»Wie du heißt, will ich wissen, Judensau!«

»Ich bin britischer Soldat.«

Oberg hob den Arm und ließ die Peitsche quer über Jechiels Gesicht niedersausen. Auf der Wange des Juden zeichnete sich ein blutiger Striemen ab.

Jechiel spuckte Oberg ins Gesicht.

In der nächsten Sekunde droschen sechs, sieben Knüppel auf ihn ein. Er fiel auf den Steinboden, rollte sich auf den Rücken und hielt beide Arme vors Gesicht, um sich vor den Fußtritten der Deutschen zu schützen.

Elpis schrie gellend. Sie warf sich neben ihm nieder und hielt ihm den Kopf.

»Bringt den Itzig weg!« befahl Oberg.

Die SS-Leute zerrten die schreiende, stoßende, kratzende und beißende Elpis von ihrem Mann fort, der sich mühselig aufrichtete und auf die Tür zutaumelte.

»Na, na, bist ja ein richtiges kleines Raubtier, Mädchen«, sagte Oberg zu Elpis. »Bringt sie auf mein Zimmer. Mal sehen, ob sie im Bett auch so schön wild ist.«

Jechiel fuhr herum und wollte sich auf den Deutschen stürzen. Ein einziger wohlgezielter Hieb auf den Schädel streckte ihn bewußtlos zu Boden.

Dann wurden beide hinausgeschafft. Elpis kratzte und biß noch immer um sich.

»Die muß ja toll sein – einfach toll«, bemerkte Oberg grinsend.

Das schwarzlockige Mädchen machte ein gelangweiltes Gesicht.

Der Deutsche kehrte auf seinen Schreibtischstuhl zurück und begann wieder mit dem Geschaukel. Seine Reitpeitsche zeigte auf Antonis.

»Wollen Sie mir vielleicht auch erzählen, Sie wären britischer Soldat?«

Antonis trat vor und erklärte, er sei der Kapitän der ›Arkadia‹.

»Eintragen: Spionage und Sabotage.«

Jetzt war nur noch Mike übrig.

Oberg beugte sich zu seinem Schreiber: »Haben wir gegen diesen Burschen schon etwas?«

»Gefälschter Ausweis, Pistole, eine Million Drachmen in der Tasche – sonst liegt hierorts noch nichts vor.«

»Ihr Name?«

»Jay Linden.«

»Ein bißchen mehr möchten wir schon von Ihnen wissen, Herr Linden.«

»Jay Linden, Gefreiter, Erkennungsnummer 359 195, Neuseeland.«

»Weiter.«

»Als Kriegsgefangener bin ich zu keiner weiteren Aussage verpflichtet.«

Oberg grinste. »Gut auswendig gelernt, Gefreiter Linden.«

Mike warf einen kurzen Blick auf die herumstehenden brutalen Kerle, die sichtlich nur auf ein Zeichen von Oberg warteten. Mike biß die Zähne zusammen und schluckte.

Der Oberst starrte ihn eine ganze Weile stumm durch sein Monokel an. Dann begann er wieder zu schaukeln und das Spiel mit der Reitpeitsche gegen die flache Hand fortzusetzen. »Sind Sie

ganz sicher, Gefreiter Linden, daß Sie uns nicht doch etwas zu sagen haben?«

Mike schwieg.

»Sie haben keinerlei Informationen für uns, Gefreiter Linden?«

Mike hörte das Ticken der großen Wanduhr. Es hallte überdeutlich in dem steinernen kahlen Raum.

Oberg warf einen Blick auf die Uhr und dann zu der Tür, durch die man Elpis abgeführt hatte. »Schreiben Sie: Sabotage und Spionage.« Dann erhob er sich, und die SS-Leute standen stramm. Im Vorbeigehen sagte er zu dem Schreiber: »Sorgen Sie dafür, daß die Gestapo morgen früh den Bericht über die ›Arkadia‹ bekommt.« Und mit einer Kopfbewegung zu Mike hin: »Ich bin überzeugt, daß die Gestapo Sie sehr bald zum Reden bringt.« Oberg drehte sich noch einmal kurz zu dem Mädchen um und sagte: »Du kannst nach Hause gehen. Ich brauche dich heute nacht nicht mehr.«

Sie gähnte.

Mike wurde in eine stockdunkle Zelle gestoßen. Er raffte sich wieder auf und tastete umher. »Ben«, rief er, »Ben!«

»Hier bin ich, Kamrad.«

Mike stieg dem Klang der Stimme nach über schlafende Gestalten. Der Gestank hier drin war entsetzlich. Endlich erkannte er, inzwischen besser an das Dunkel gewöhnt, die breiten Schultern Mastertons, der sich kniend über den Körper Jechiels beugte.

»Dem haben sie verdammt was verpaßt«, murmelte Ben.

Jechiel stöhnte und drehte sich um.

»Sie haben ihm die Frau weggenommen. Oberg selber . . .«

»Das verdammte Schwein! Und wenn er genug von ihr hat, wird er sie an die Wachen weitergeben.«

Mike hockte sich auf den eiskalten Steinboden nieder und tat etwas, was er seit Kindertagen nicht mehr getan hatte — er weinte, offen und hemmungslos.

Bens Pranke klopfte ihm beruhigend auf den Rücken. »Es wird schon alles wieder werden, alter Junge. Hier drin lassen die uns nicht lange. In 'ner Woche etwa macht man uns den Prozeß sozusagen, und dann kommen wir auf die Kriegsgefangenenseite rüber. Da drüben hat man's dann viel besser.«

Mike raffte sich zusammen und wischte sich mit dem Ärmel die Tränen ab.

»Sie bringen uns nur noch kurz rüber zur Gestapo. Da werden

wir verhört, und sie werfen uns alles vor, was es nur gibt, bis wir sogar am Krieg schuld sind. Aber das ist alles bloß Bluff; die wollen einem nur Angst machen. Solange du eisern dabei bleibst, deine Rechte als britischer Soldat zu verlangen, können die gar nichts machen. Da schicken sie dich dann eben zum Schluß rüber in die Abteilung für Kriegsgefangene.«

»Wer — wer führt denn da die Verhöre? Bei der Gestapo, meine ich.«

»Ach, das ist ein gemeiner Hund. Heißt Heilser. Aber du kannst ganz ruhig sein, Jay — auch der blufft bloß.«

4

»Aus der Tiefe, aus der Nacht,
Götter, hört in ew'gen Fernen
Danken mich bis zu den Sternen:
Meine Seele — welche Macht!«

»Ruhe da drinnen, du Dreckskerl! Ruhe, oder ich schlag dich tot!«

»Von des Schicksals bittren Wunden
Fall ich manchmal wohl darnieder,
Sie jedoch erhebt sich wieder,
Ewig stolz und ungebunden.«

Ben sang sein Lied zu Ende, unbekümmert um den tobenden Aufseher draußen, einen sadistischen Österreicher namens Hans.

»'n wunderbares Lied, nicht Jay?« sagte Ben. »Sonderlich gastlich finde ich das Lokal hier ja nicht gerade. Aber was hilft's.«

Ben hatte viel dazu beigetragen, Mike ruhiger werden zu lassen. Das Beispiel, das er mit seinem Mut und seinem Trotz gegen die brutalen Wärter gab, wirkte wie ein Belebungsmittel für ihn. Und auch Mikes Angst nahm schon in seinen ersten beiden Tagen im Averof ab. Er wußte jetzt, daß die Hölle nicht furchtbarer sein konnte, denn er hatte die Jauchegrube der Menschheit gesehen.

Ihre Zelle war für höchstens vierzig Gefangene berechnet, mußte jedoch für neunzig griechische ›Saboteure‹ ausreichen. Es gab keine Pritschen, keinen Ofen, kein Wasser und nicht einmal Kübel für die primitivsten menschlichen Bedürfnisse. Nichts als steinerne Wände und Gitter. Jedes Alter war vertreten, vom

zehnjährigen Jungen, der eine Schachtel Zigaretten gestohlen hatte, bis zum achtzigjährigen Greis, der nach einem Laib Brot gegriffen hatte. Ein gutes Dutzend der Zelleninsassen hatte ganz offensichtlich Tbc, und ein paar andere waren Idioten, die nur lallen konnten. Und überall wimmelte es von Läusen. Riesige Ratten huschten ungeniert herum . . .

Bei Nacht strömte der Steinboden eine eisige Kälte aus, und nur die drangvolle Enge der menschlichen Körper hielt noch einigermaßen warm. Tag für Tag gab es eine unappetitliche Bohnensuppe ohne Bohnen. Ben versicherte Mike, daß er diesen Fraß eines Tages noch mit Wonne essen würde, und er lehrte Mike, beim täglichen Gang zur Latrine aus den Abfalltonnen Kartoffelschalen und Gemüsereste zu stehlen. Ben, der sich im Averof schon recht gut auskannte, hatte auch sofort einen Wärter gefunden, der Briefe nach draußen schmuggelte und gegen Bezahlung auch zusätzliches Essen besorgte. Wer Beziehungen hatte, konnte überleben.

Aber Morgen für Morgen wurden Tote aus der Zelle geschleift.

Von einem der beiden winzigen Fenster aus konnte Mike auf den mittleren Gefängnishof hinunterblicken. Die Folterungen dort unten rissen nicht ab. Und tagtäglich im Morgengrauen trat ein Exekutionskommando in Aktion und erschoß neue ›Saboteure‹ — Menschen, die zitternd vor einer grauen Mauer standen. Jeden Morgen suchte sich Hans ein Opfer aus Mikes Zelle aus, um es hinunter an die Mauer führen zu lassen. Dazu ließ er alle Gefangenen draußen auf dem Gang antreten. Die Reihen auf und ab humpelnd und mit irrem Grinsen genoß er die marternde Ungewißheit jedes einzelnen, ehe er seine Wahl traf.

Am vierten Morgen schleppte man Elpis in den Hof zur Erschießung. Sie hatte kaum noch Kraft zum Schreien, doch ihr Mann erkannte die Stimme. Es war gut, daß er sie nicht sehen konnte; sie war nicht mehr zu erkennen. Man mußte sie an einen Pfahl binden, weil sie nicht mehr stehen konnte. Und als die Salve unten ertönte, machte sich Hans auf dem Gang vor der Zelle über Jechiel lustig. Er brüstete sich damit, einer der fünzig Mann zu sein, die sie gestern nacht vergewaltigt hatten.

Ben und Mike hielten Wache, daß Jechiel keinen Selbstmord beging.

Vier Tage waren vorüber. Michael Morrison dachte nicht mehr an seine Flucht. Eine wilde, kochende Empörung hatte ganz von ihm Besitz ergriffen. Aber jeder Tag brachte ihn dem gefürchteten

Augenblick näher, da er sich Auge in Auge mit Konrad Heilser sehen würde.

Ständig wälzte er neue Pläne, wie er dieses Zusammentreffen vermeiden könnte. Sollte er sich krank stellen? Sollte er auf dem Weg zur Gestapo zu fliehen versuchen? Sollte er Hans eine herunterhauen, was ihm sicherlich Einzelhaft einbrachte?

Tausend Ideen schwirrten ihm durch den Kopf, und alle schienen hoffnungslos – bis auf eine.

Diese einzige schwache Hoffnung war Bens Verbindungsmann nach draußen, ein alter griechischer Schließer namens Axiotis, einer der wenigen Gefängnisbeamten aus früheren Zeiten, den die Deutschen mit übernommen hatten. Er mache sich einen hübschen Nebenverdienst mit dem Hinausschmuggeln von Kassibern und dem Hereinschmuggeln von Brot, Wein und Tabak. Hans wußte davon, ließ es jedoch durchgehen, solange er seinen Teil abbekam.

Ben hatte eine Schar Mädchen draußen, die ihn und damit auch Mike und Jechiel mit dem Nötigsten versorgten. Mike paßte genau auf, ob Axiotis etwa doppeltes Spiel trieb, aber der Alte lieferte getreulich jeden Brief von Masterton ab und brachte die bestellten Dinge an.

Mit wem aber sollte sich Mike in Verbindung setzen? Er wußte nicht einmal, wie er Lisa erreichen konnte, und zudem war es durchaus noch nicht ganz ausgeschlossen, daß Lisa irgend etwas mit seiner Gefangennahme zu tun hatte. Er bemühte sich zwar, diesen Gedanken zu verdrängen, aber er kam doch immer wieder.

Sich an Chesney wenden? Nein. Mike war überzeugt, Chesney hatte die Sache ganz bewußt arrangiert: erst sein Opfer in ein Gefühl der Sicherheit eingehüllt und dann die Verhaftung so geschickt inszeniert, daß jeder Anschein einer Mitschuld von ihm abfiel. Schließlich hatte Antonis sich doch überhaupt nicht aufgeregt. Seine ganze Reaktion war so gewesen, als hätte er mit dem Patrouillenboot durchaus gerechnet. Und wo steckte Antonis jetzt? Alle Neueingänge waren Hans unterstellt. Hier im Block war jedoch Antonis nie aufgetaucht. Höchstwahrscheinlich war er bereits wieder dabei, ein neues Häuflein entflohener Kriegsgefangener zur Verhaftung zusammenzustellen.

Ben wollte es sich nicht ausreden lassen, daß er allein schuld sei. Bestimmt habe er am Abend zuvor in seiner Besäufnis irgend jemandem gegenüber eine unvorsichtige Bemerkung gemacht. Aber Mike war sich dessen keineswegs sicher.

Mit Dr. Thackery Verbindung suchen? Nein, das ging auf keinen Fall. Lisa hatte gesagt, Thackery habe in die Illegalität untertauchen müssen. Außerdem stand die Amerikanische Archäologische Gesellschaft bestimmt unter ständiger Beobachtung durch Gestapoleute.

Nur ein einziges Hoffnungsfädchen blieb. Es war ebenso dünn wie alle andern, aber er mußte es versuchen.

Jeder Tag rückte sie Konrad Heilser näher. Ben freute sich schon darauf, denn es bedeutete Verlegung in die Kriegsgefangenenabteilung vom Averof.

Am fünften Tag holte man Jechiel aus der Zelle.

Der sechste Tag verstrich.

»Kennst Irland du wohl überm Meer,
die Insel, wo die Au'n so grü-hü-hün . . .«

Ben Masterton war auf irische Volkslieder übergewechselt.

»Ruhe da drinnen!«

»Hast du gesehen dort einmal
die Herden abends heimwärts zie-hie-hien . . .«

»Dreckskerl!«

»Wenn goldglühend der Sonne Ball
am Hang von Chaddock sinkt zur Ru-hu-hu . . .«

»Hör sofort auf, sonst mache ich Hackfleisch aus dir!«

»Ist schlimm mit unserm Hänschen, Jay — er hat überhaupt keinen Sinn für höhere Kunst . . .

Und du sitzest im Wiesengrund,
schaust kleinen Gänsemädchen zu-hu-hu . . .«

Hans hielt plötzlich mit seinem wütenden Schimpfen inne. Ben grölte weiter.

»Und sollt's beschieden mir sein,
das Leben hernach . . .«

Forschen Schrittes kam Oberst Oberg mit seinem Stab den Gang entlang.

Ben preßte sich an das Gitter. »He Wienerschnitzel!«

Oberg fuhr herum.

»Könnten Sie nicht mal ausnahmsweise 'n anständiger Kerl sein und uns auf die andre Seite rüber zu den Kriegsgefangenen schicken?«

»Sieh da, meine beiden britischen Saboteure!«

»Ach, los doch, Wienerschnitzel! Noch zwei Tage hier in diesem Stall, und wir sind genauso verblödet wie eure Wachen.«

»Sie scheinen von griechischen Kriminellen genug zu haben, werter Herr Masterton?«

»Ich hab' genug davon, wie ihr die Welt vorm Kommunismus retten wollt. Und die Bedienung hier paßt mir schon gar nicht.«

Aus irgendwelchen Gründen schien Oberg eine gewisse Sympathie für Ben Masterton zu empfinden. Sein Mund verzog sich zu einem Lächeln.

»Und da Sie grade hier sind«, fuhr Ben fort, »wüßte ich außerdem noch gern, was aus meinem Freund geworden ist.«

»Dem Juden?«

»Dem britischen Soldaten.«

»Sehr bedauerliche Sache, Masterton. Der ist leider krank geworden — sehr krank.«

»Nach eurer Behandlung kein Wunder!«

Oberg wollte erst wütend reagieren, doch dann seufzte er nur angewidert. »Sorgen Sie dafür«, wandte er sich an seinen Schreiber, »daß Masterton und der andere morgen zur Gestapo geschickt werden. Wenn sie wiederkommen, soll man sie rüber in die Kriegsgefangenenabteilung bringen.«

»Danke, Kamrad.«

»Masterton, tun Sie mir einen Gefallen: Wenn Sie das nächstemal fliehen — lassen Sie sich bitte nicht wieder erwischen.«

»Aber, Jay«, entrüstete sich Ben, »du brauchst doch dem Axiotis nicht hunderttausend Drachmen zu geben, damit er dir einen einzigen Brief rausbringt.«

»Frag nicht weiter, Ben. Ich muß die Nachricht unbedingt noch heute abend weg haben.«

Ben zuckte die Achseln. »Aber hunderttausend Drachmen . . .«

Axiotis nickte. Strahlendes Grinsen erhellte das Gesicht des alten Schließers, während er das Geld einsteckte. Mike versprach ihm noch einmal hunderttausend, wenn er eine Antwort zurückbringe.

Das Briefchen war adressiert an den Marktgärtner Lazaros in Chalandri und enthielt eine Anweisung, die beiliegende Mitteilung unverzüglich an Lisa weiterzugeben.

Sie lautete: »Helena! Ich bin im Averof. Morgen bringt man mich zum Verhör zur Gestapo. Vassilios.«

5

Konrad Heilsers Züge verkrampften sich, als er die Nachricht in der Hand zerknüllte. Er war jetzt in ernsthaften Schwierigkeiten. Ribbentrop hätte sich keinen unangenehmeren Augenblick für seinen Besuch in Griechenland aussuchen können. Das ganze Land war überschwemmt von geflohenen Engländern, und die Untergrundbewegung machte sich mit jedem Tage deutlicher bemerkbar. Heilser saß auf einem Pulverfaß, und die Zündschnur war nicht mehr sehr lang.

Er schluckte ein Beruhigungspulver und rieb sich die pochenden Schläfen. Seine einstige Selbstsicherheit hatte einen gewaltigen Stoß erlitten. Wenn er nur diesen Morrison in die Hände bekommen und damit die Namen der Stergiou-Liste erfahren würde! Damit könnte er die gesamte Untergrundbewegung in Panik versetzen. Er ließ sich in seinen Schreibtischsessel fallen und mixte sich ein zweites Pulver.

Zervos kam herein, ohne anzuklopfen. Das hatte er nicht mehr nötig. Vertraulich lächelte er seinem Kumpan zu, von dem er sehr wohl wußte, wie er sich unter dieser erzwungenen Kameradschaftlichkeit wand. Zervos fühlte sich im Moment weit sicherer in seiner Position, als Heilser es sein konnte.

»Konrad«, sagte Zervos, »es ist Zeit für unsere Verabredung mit Lisa.«

Heilser durchblätterte die Papiere auf dem Schreibtisch. »Du mußt allein gehen. Oberg hat mir heute morgen telefoniert, daß er zwei aufgegriffene Briten zum Verhör schickt.«

»Oh — etwas Wichtiges?«

»Nur diese ewige Plage, Ben Masterton. Ich wünschte langsam, daß ihm endlich mal die Flucht gelänge.«

»Und der andere?«

Heilser hatte inzwischen den vorausgeschickten Rapport gefunden. »Ein Neuseeländer. Linden, Jay Linden. Zum erstenmal. Wir haben noch nichts über ihn.«

Zervos grinste hinterhältig. »Ich werde also Lisa von dir grüßen.« Er wandte sich zur Tür.

»Halt. Bestell Lisa, daß sie sich heute abend um acht bei mir im Hotel einzufinden hat.«

»Das wird wenig . . .«

»Tu, was ich dir befehle!«

»Na schön, Konrad.«

Heilser ging zur Couch hinüber, die für alle Fälle in seinem Dienstzimmer stand, streckte sich lang aus und hielt sich die pochenden Schläfen. Wie das weh tat — scheußlich!

»Masterton! Linden! Mitkommen!«

Sie traten aus der Zelle heraus. Man legte ihnen Handschellen an, und sie wurden von mehreren Wachen in die Mitte genommen und den Korridor hinuntereskortiert. Dumpf dröhnten die Soldatenstiefel auf dem harten Boden.

Nachdem sie mit vielem Schlüsselgerassel einige verschlossene Türen passiert hatten, kamen sie auf einen der Gefängnishöfe heraus.

Zwei schwarze Limousinen warteten.

»Linden in den ersten Wagen!«

Mike fand sich auf dem Rücksitz zwischen zwei Gestapoleuten in Zivil. Neben dem Fahrer saß ein bewaffneter SS-Mann.

Die Schläge wurden geschlossen. Langsam fuhren die Wagen an. Die mächtigen Gefängnistore öffneten sich und sie rollten auf die Straße hinaus. Mit laut heulenden Martinshörnern brausten sie in die Innenstadt hinein nach dem Hauptquartier der Gestapo.

Ein Stück vor dem Syntagmaplatz mußte man das Tempo mäßigen.

Mike schleuderte es vom Sitz, als der Fahrer unversehens scharf auf die Bremse trat. Ein Lastwagen war aus einer Querstraße herausgeschossen und stellte sich ihnen jetzt mitten in den Weg.

Der Fahrer drückte wild auf die Hupe.

Es wickelte sich alles in Sekundenschnelle ab.

Der Lastwagen spie zwei Dutzend bewaffnete Griechen aus, die im Nu die beiden Wagen umstellten, Fahrer und Wachen herauszerrten, sie entwaffneten und zwangen, sich mit dem Gesicht nach unten auf den Bürgersteig zu legen.

»Morrison! Hierher!«

Eine schußbereite Maschinenpistole im Arm, packte Michalis Mike und zog ihn ein Stück die Querstraße hinauf, wo an einer

Ecke ein Wagen mit laufendem Motor wartete. Michalis stieß Mike hinein.

Ben Masterton raste auf die dichte Menschenmenge am Syntagmaplatz zu. »Wiedersehen in Berlin, Kamrad!« schrie er Mike zum Abschied zu, ehe er im Gedränge untertauchte.

Mike warf einen Blick zurück aus dem bereits anfahrenden Wagen. Die beiden deutschen Limousinen lagen umgekippt auf der Straße, und die Griechen kletterten bereits wieder auf den Laster, der dann ebenfalls davonschoß, in eine der vielen Nebenstraßen hinein.

»Schneller, verdammt noch mal! Schneller!« brüllte Michalis dem Fahrer ihres Wagens mit einer Stimme zu, die man wahrhaftig bis Thessaloniki hören konnte.

Das Telefon klingelte.

Heilser taumelte von der Couch hoch, noch benommen von den Pulvern. Er schüttelte den Kopf und langte nach dem Hörer. »Ja?«

»Konrad, hier Zervos. Ich bin bei Antoine.«

»Und was ist?«

»Lisa hat die Verabredung nicht eingehalten.«

»Was?«

»Ich sagte doch: Lisa ist heute nicht gekommen.«

»Warum nicht?«

»Woher soll ich denn das wissen!«

»Komm her! Sofort!«

»Na, schön . . .«

Heilser konnte nicht begreifen, was dahinterstecken sollte. Er ging zum Waschbecken und hielt den Kopf unters kalte Wasser. Ein bißchen half es. Dann trocknete er sich das Gesicht ab, steckte sich eine Zigarette an und begann zu überlegen.

Ein Klopfen an der Tür. Eine Ordonnanz trat ein und meldete: »Manolis Kyriakides bittet um eine Unterredung.«

Heilser zog die Brauen zusammen. Lisas Mann? Was, zum Teufel, wollte der? Vielleicht wußte er etwas?

»Soll reinkommen.«

»Zu Befehl.«

Manolis Kyriakides erschien. Er mochte einmal ein gutaussehender Mann gewesen sein, hochgewachsen und von tadelloser Haltung, jetzt aber wirkte er kriecherisch und verstört. Mit dem Hut in der Hand vor Heilser stehend, traute er sich nicht einmal, ihm ins Gesicht zu sehen. Schweiß perlte ihm über Nase und Kinn.

»Also?«

»Herr – Herr . . .«, stotterte er.

»Was gibt's? Wo ist Ihre Frau?«

»Es ist – die Kinder – sie sind entführt worden!«

Heilser sprang auf und packte Kyriakides beim Kragen. Er rüttelte ihn so durch, daß die Schweißtropfen nach allen Seiten flogen. Dann zerrte er ihn weiter ins Zimmer und schleuderte ihn auf einen Stuhl.

Manolis zitterte am ganzen Leibe.

»Raus mit der Sprache!«

»Wasser – bitte.«

»Ich will jetzt hören, verstanden.«

Manolis ächzte schwach. »Gestern abend – angeführt von Lisa – ein Dutzend Männer – Wachen erschossen – Kinder mitgenommen.« Er schloß die Augen und begann zu weinen.

»Gestern abend!« schrie Heilser ihn an. »Und warum sind wir nicht sofort benachrichtigt worden?«

»Sie – sie haben gesagt – sie bringen mich um, wenn ich es vor heute mittag versuchen würde.«

Heilser versetzte ihm rechts, links, rechts, links eine Serie unbarmherziger Ohrfeigen, bis Manolis hysterisch schluchzend zu Boden sackte.

»Wache! He! Bringt den Kerl ins Averof!«

Heilser hieb mit der Faust auf die Schreibtischplatte. Kollaborateure! Warum brauchen wir Kollaborateure, um den Krieg zu gewinnen? Warum müssen wir uns mit so etwas überhaupt abgeben, sie noch gut behandeln, sie mit Geld schmieren? Solches Ungeziefer wie Zervos und Manolis Kyriakides . . .

Warum gibt es auf unserer Seite keine Männer wie Joannis Roditis oder Fotis Stergiou? Warum nicht Männer wie diesen geheimnisvollen Popen Papa-Panos oder den hitzigen Michalis und den unglaublich couragierten Thanassis?

Warum habe ich immer nur mit dem Abschaum der Menschheit zu tun?

Die Tür ging auf.

»Konrad«, sagte Zervos, »fasse dich: Morrison war im Averof. Er ist entflohen.«

6

Der Weinkeller unter ›Ginis Restaurant‹ auf dem Armodiosplatz war stockdunkel. Mike und Lisa hockten in einem Winkel. Er hatte sie eng an sich gezogen und strich ihr beruhigend übers Haar.

»Sie müssen bald kommen«, sagte sie.

»Es wird alles gut, mein Herz«, flüsterte er. »Es wird bestimmt alles gut.«

Mike schilderte ihr den Verlauf von Michalis' wagemutigem Handstreich mitten im Stadtzentrum. Alles war hervorragend vorbereitet gewesen, und es hatte beinah nur Minuten gedauert, ihn nach dreimaligem Umsteigen in andere Wagen zu diesem vorläufigen Zufluchtsort hier zu bringen.

Lisa hatte ihm bereits erzählt: Papa-Panos war es schließlich gelungen, Michalis, Thanassis und Dr. Thackery zu überzeugen, daß es vernünftiger sei, Lisa am Leben zu lassen, weil Morrison sich bestimmt mit ihr in Verbindung setzen würde, sobald etwas schiefging bei seiner eigenmächtigen Unternehmung. Er hatte also recht gehabt. Das Briefchen war vom alten Axiotos getreulich zu Lazarus nach Chalandri gebracht worden. Keine Stunde später dann hatte Lisa die Mitteilung erhalten.

Nun hatte sie einen Trumpf in der Hand, und sie spielte ihn aus. Sie erklärte Thanassis und Michalis, ehe sie die Nachricht über Morrisons derzeitigen Aufenthalt an sie weitergebe, verlange sie, daß man ihr ihre Kinder befreie. Noch in derselben Nacht wurde der Überfall auf Manolis' Wohnung durchgeführt, und man brachte die beiden Jungen nach Chalandri in das alte Pumpenhaus.

Mike wiederum hatte sich bei seiner Ankunft hier im Keller drei empörten Menschen gegenübergesehen. Sie waren wütend auf ihn, daß er die ernste und schwierige Situation derart durch Gefühlsdinge belastet habe. Er sei schuld daran, daß sie dieses gefährliche Wagstück unternehmen mußten, die Gestapo bei hellichtem Tag zu überfallen. Dafür verlangten sie nun umgehend die Auslieferung der Stergiou-Liste, mit der er sie lange genug hingehalten habe.

Mike weigerte sich — es sei denn, man lasse Lisa und ihre beiden Kinder mit ihm zusammen aus Griechenland fort.

Michalis, Thanassis und Dr. Thackery sahen sich vor die Wahl gestellt, diese beiden renitenten Menschen aus dem Weg zu räu-

men und damit die Stergiou-Liste zu verlieren oder aber alle vier außer Landes zu bringen. Eine nahezu unmögliche Aufgabe. . . .

Die Falltür wurde geöffnet. Der Strahl einer Taschenlampe drang in das Dunkel des Weinkellers.

Mike erkannte die wuchtige Gestalt von Michalis und die hagere Figur Dr. Thackerys, die sich durch die Reihen der Fässer näherten.

Mike preßte Lisas Hand.

Das Licht der Taschenlampe hatte sie gefunden. Die beiden Männer blieben groß vor den hockenden Gestalten stehen.

»Also gut, Morrison«, sagte Dr. Thackery. »Ein englisches U-Boot wird Sie in spätestens achtundvierzig Stunden aufnehmen.«

»Und meine Kinder?« fragte Lisa.

»Sind in Sicherheit. Sie werden sie wiedersehen, sobald wir Sie beide aus Athen herausbringen können«, erklärte Michalis.

»Das heißt *wenn* wir Sie beide herausbringen können«, fügte Dr. Thackery hinzu. »Heilser hat einen dichten Kordon um die Stadt gelegt. Noch wissen wir nicht, wie wir durch die Sperren kommen sollen. Ihre Chancen stehen höchstens fünfzig zu fünfzig, Morrison. Sie haben also noch achtundvierzig Stunden Zeit zum Überlegen, ob Sie uns nicht doch lieber die Stergiou-Liste ausliefern. Wir würden Sie und Lisa dann irgendwo in den Bergen sicher verstecken.«

»Kommt überhaupt nicht in Frage, Dr. Thackery.«

»Versuchen wir es also mit dem U-Boot. Hoffentlich kriegen wir Sie gut aus Athen heraus.«

»Moment mal«, sagte Mike langsam, »vielleicht habe ich eine Idee . . .«

Julius Chesney trommelte nachdenklich mit den Fingern auf die Tischplatte und blickte Thanassis zweifelnd an.

»Das ist riskant, äußerst riskant.«

»Für mich nicht minder«, gab Thanassis zurück.

»Ich werde mir das erst überlegen müssen«, ächzte Chesney und stieß ein häßliches Lachen aus.

»Ja oder nein, sofort bitte. Sie sollen nämlich innerhalb von achtundvierzig Stunden aus dem Land gebracht werden.«

»Sie machen mir's nicht leicht, mein Lieber. Wenn es mir nicht um das Geld ginge . . .«

»Eben — deswegen bin ich ja zu Ihnen gekommen. Man hat mir von Ihrer Drachmenliebe erzählt.«

Chesney stieß ein häßliches Lachen aus, und seine Hängebacken wabbelten. »Also abgemacht.«

»Und die Hälfte von dem, was Sie von den Deutschen erhalten, bekomme ich«, sagte Thanassis.

»Gut. Einverstanden.«

»Dann hören Sie: Morrison und Lisa Kyriakides befinden sich zur Zeit beide in Athen. Ihr genauer Aufenthalt ist mir unbekannt, da ich Michalis noch nicht gesprochen habe nach seinem Überfall auf den Transport. Aber daß ein englisches U-Boot sie in spätestens achtundvierzig Stunden an Bord nehmen soll, weiß ich genau.«

Chesney nickte.

Thanassis fuhr fort: »Ich werde Ihnen den genauen Weg von ihrem Athener Versteck zu der Stelle, wo das Boot sie erwartet, erst angeben können, sobald ich Bescheid weiß.«

»Wie denken sich das Ihre Leute überhaupt, sie aus Athen herauszubekommen?«

»Das ist ein Problem, Mr. Chesney, ich weiß. Ich kann Ihnen aber erst mehr darüber sagen, sobald ich Michalis oder Dr. Thackery gesehen habe.«

Chesney dachte an die Summe, die für ihn herausspringen würde, und lachte abermals. Er streckte Thanassis seine fleischige Hand über den Tisch entgegen.

Thanassis blickte ihn einen Augenblick lang mißtrauisch an, schlug dann jedoch ein.

»Vergessen Sie nicht, daß die Hälfte von dem Geld mir gehört.« Damit erhob sich Thanassis.

»Sagen Sie mir nur noch eines, Professor: Warum tun Sie das eigentlich?«

»Weil die beiden keine Chance haben.«

»Sie finden wohl allein den Weg zur Tür, ja?« schnaufte Chesney. Seine Fettmassen waren zwischen den Armlehnen des Sessels buchstäblich festgeklemmt. »Herz nicht in Ordnung, mein Guter — gar nicht in Ordnung.«

Aus den fast zugewachsenen Augen blickte er dem hinausgehenden Thanassis nach. Seltsam, daß dieser Mann mit dem Habitus eines stillen Gelehrten . . . Dann würgte er sich mühselig aus dem Sessel und watschelte zum Telefon. Mit einem Bleistift

wählte er eine Nummer — seine dicken Finger bekam er gar nicht in die Löcher der Scheibe.

»Hallo — dort Konrad?«

»Ja.«

»Hier Chesney. Julius Chesney.«

»Was gibt's?«

»Können Sie und Zervos sofort zu mir herüberkommen?«

»Zu dieser frühen Morgenstunde, Julius?«

»Es handelt sich um einen gemeinsamen Bekannten. Einen Amerikaner, soviel ich weiß.«

»Ich komme.«

»Gut, Konrad, aber bringen Sie Ihr Scheckbuch mit, ja?«

Chesney musterte das zerquälte Gesicht von Konrad Heilser, der sonst das Urbild der Wohlzufriedenheit mit sich selber war. Heute saß er verkrampft, bedrückt und gereizt neben Zervos, der wandelnden Brillantenauslage.

»Etwas zu trinken?«

»Whisky, einen doppelten«, erwiderte Heilser kurz.

Zervos verlangte das gleiche.

Chesney schlurfte zum Barschrank.

»Tja, Konrad, das, was ich Ihnen zu sagen habe, dürfte für Sie von allergrößtem Interesse . . .«

»Kommen Sie zur Sache. Wenn Sie wirklich etwas über Morrison wissen: Wieviel verlangen Sie dafür?«

»Sie überstürzen sich, Konrad. Aber gut. Ich werde in Kürze detaillierte Angaben über seinen derzeitigen Aufenthaltsort machen können. Für diese Information will ich fünfzig Millionen haben — nicht eine Drachme weniger.«

»Fünfzig Millionen! Sind Sie wahnsinnig?«

»Führen Sie mich nicht in Versuchung, mein Lieber. Sonst verlange ich noch die Akropolis obendrein.«

»Fünfzig Millionen — völlig ausgeschlossen.«

»Dann tut es mir leid, aber es ist ohnehin die höchste Zeit für mich, zu Bett zu gehen. Sie finden den Weg hinaus wohl allein, nicht wahr, meine Herren?«

Heilser kochte. Wieder hatte er es mit dem Abschaum der Menschheit zu tun. Fünfzig Millionen — das würde sein gesamtes privates Vermögen verschlingen, das er sich hier in Griechenland mühselig zusammengekratzt hatte. Er überlegte hastig. Die Hälfte der Summe würde er sich ohnehin von Zervos geben lassen — und

überdies dafür sorgen, daß Chesney nicht lebendig aus Griechenland herauskam. Er blickte Zervos an. Der Dicke zuckte die Achseln.

»Er schröpft uns ganz schön, Konrad. Aber wir haben kaum eine Wahl.«

»Na gut«, knurrte Heilser. »Wo ist er also?«

Chesney hob abwehrend die Hand. »Halt, nicht so eilig, meine Lieben, nicht so eilig. Sie werden das Geld telegrafisch an meine Bank in Argentinien überweisen. Sobald ich die Bestätigung darüber in Händen habe . . .«

»Halsabschneider!«

Chesney lachte und knackte nach seiner Gewohnheit mit den Fingerknöcheln. Dann griff er nach dem Teller mit Oliven, der auf dem Tisch stand. »Sie werden übrigens sehr schnell handeln müssen, mein Lieber. In spätestens achtundvierzig Stunden wird er von einem englischen U-Boot abgeholt. Und noch eins, Konrad: Als kleine Dreingabe liefere ich Ihnen Lisa Kyriakides und ihre Kinder umsonst dazu.«

Heilser sprang auf. »Morgen werden Sie die Bestätigung der Überweisung erhalten. Bis spätestens Mittag.«

Sie waren schon an der Tür, da hatte Zervos noch eine Frage, die er nicht unterdrücken konnte. »Sagen Sie, warum wollen Sie eigentlich das Geld unbedingt nach Argentinien haben?«

»Weil ich Ihnen nicht traue, Zervos. Mr. Heilser würde ich trauen, Ihnen aber nicht. Und außerdem bin ich als gutunterrichteter Korrespondent ganz offen gesagt der festen Überzeugung, daß Deutschland den Krieg verlieren wird.«

Und er steckte sich eine Olive in den Mund.

7

Papa-Panos hielt eine flackernde Kerze. Lisa, Mike, Dr. Thackery und Michalis bildeten einen dichten Halbkreis um ihn. Thanassis stand ein paar Schritte hinter ihnen an eines der Weinfässer gelehnt.

»Uhrenvergleich. Es ist jetzt genau zwölf«, sagte Dr. Thackery.

In dem schwachen Licht mühten sie sich mit angestrengten Augen, ihre Armbanduhren zu stellen.

»Heute wird es um sieben Uhr zehn dunkel sein«, fuhr Dr. Thackery fort. »Sieben Uhr dreißig brechen wir auf. Gegen acht

Uhr fünfzehn müssen wir in Chalandri sein und Ihre beiden Kinder abholen, Lisa.«

Sie nickte.

»Von Chalandri aus fahren wir zur Küste, so schnell es irgend geht, denn wir müssen Nebenstraßen benutzen.« Er faltete eine Karte auseinander und breitete sie auf dem Zementboden aus. Die anderen knieten sich herum. Thanassis kam von seinem Weinfaß heran und beugte sich über Lisas Schulter. Dr. Thackery verfolgte mit dem Bleistift eine Strecke bis zu einem gewissen Punkt. »Von dieser Stelle an müssen wir zu Fuß weiter, immer am Wasser entlang. Es wird dort ein Mann auf euch warten und euch zum Treffpunkt an der Bucht bringen — ein Marsch von einer guten Stunde. Der Mann heißt Meletis. An der Küste müßt ihr bis spätestens zehn Uhr dreißig eingetroffen sein.«

Dr. Thackery zeichnete ein kleines Kreuz auf die Karte. »Das hier ist dann der eigentliche Treffpunkt. Ganz einsamer Fleck und nach allen Seiten gedeckt. Auf einem Berg dahinter steht ein Posten mit einer Signallampe. Fünf Minuten vor Mitternacht wird er drei kurze Blinkzeichen an das U-Boot geben. Dieses Signal wird alle fünf Minuten so lange wiederholt, bis das Boot aufgetaucht ist und mit einem Lichtzeichen antwortet. Man wird ein Schlauchboot aussetzen und euch an Bord nehmen. Ist alles klar?«

Alle nickten.

»Wohin wollen Sie, Thanassis?« fragte Michalis.

»Ich muß nur kurz etwas erledigen«, antwortete der Professor.

»Ist sonst von Ihrer Seite aus alles erledigt?«

»Meine Vorbereitungen sind alle getroffen«, erwiderte Thanassis, knipste seine Taschenlampe an und wand sich durch die Fässergänge zur Kellerleiter. Gleich darauf war er durch die Falltür verschwunden.

»Manchmal benimmt er sich merkwürdig«, erklärte Dr. Thackery kopfschüttelnd. »Ob er etwas nervös wird?«

»Nervös sind wir alle«, bemerkte Mike.

Dr. Thackery faltete seine Karte zusammen und stand auf. Papa-Panos blies die Kerze aus und tauchte den Raum in völliges Dunkel. Trostsuchend drängte sich Lisa an Mike.

»Mach dir keine Sorgen, mein Herz, bald haben wir alles hinter uns.«

»Mir paßt das immer noch nicht, daß die unbedingt aus Athen fort wollen«, sagte Michalis mürrisch.

»Es ist tatsächlich das vernünftigste, Michalis«, beschwichtigte

ihn Dr. Thackery. »Wir müssen es tun, denn jeden Augenblick kann jemand auf die Idee kommen, damit zur Gestapo zu gehen.«

Thanassis wirkte jetzt längst nicht mehr so gelehrtenhaft.

»Sie hatten mir zugesagt, mein Anteil würde zwanzig Millionen Drachmen betragen!«

»Leider, leider«, bejammerte Chesney das Unglück, das sie beide betroffen habe. »Zwanzig Millionen war alles, was ich aus Heilser herauspressen konnte. Wir hatten fifty-fifty ausgemacht. Das hier ist also Ihr Anteil – zehn Millionen Drachmen.«

Thanassis zählte die Scheine nach. Er war Chesney gegenüber bereits zu weit gegangen, und wenngleich er sehr wohl wußte, daß er gewaltig übers Ohr gehauen wurde, blieb ihm doch keine Wahl mehr. Er steckte das Geld ein. »Na gut. Sie haben jetzt alle Einzelheiten.«

Chesney nickte.

»Wir treffen uns also um Mitternacht an der Bucht.«

»Ah – Konrad und Zervos. Sieh mal an, wie pünktlich!«

»Jetzt die Information«, fuhr ihn Heilser mit einem Rückfall in alte Gewohnheiten an. »Haben Sie die Einzelheiten?«

»Jawohl, die habe ich. Und ich danke Ihnen für die prompte Überweisung der fünfzig Millionen auf meine Bank. Etwas zu trinken, meine Herren?«

Aber Heilser war schon an die Bar getreten und schenkte sich ein halbes Wasserglas voll Whisky ein. Seine Hand zitterte. Als er es mit einem Zug austrank, liefen ihm die Tropfen übers Kinn.

Chesney breitete auf dem Barschrank eine Karte der Provinz Attika-Böotien aus.

»Morrison und Lisa verlassen Athen heute abend um halb acht.«

»Wo sind sie?«

»Wahrscheinlich wechseln sie jede Stunde das Versteck, so daß zur Zeit niemand das genau wissen kann.«

Heilser goß sich neu ein.

»Allem Anschein nach haben sie auch ein halbes Dutzend verschiedene Routen in Aussicht genommen, wie sie aus Athen hinauskommen, so daß ich darüber ebenfalls keine genauen Angaben machen kann.«

»Weiter.«

»Was ich mit Sicherheit weiß, ist jedoch folgendes: Ein U-Boot

wird sie hier an dieser Stelle der Küste an Bord nehmen. Passen Sie jetzt gut auf. Sieben Uhr dreißig verlassen sie ihr Athener Versteck. Acht Uhr fünfzehn holen sie Lisas Kinder ab – irgendwo außerhalb, wo sie jetzt versteckt sind. Von da aus geht es dann mit dem Wagen nach Marathon und weiter bis ans Meer.« Chesneys Bleistift fuhr über die Karte und machte schließlich an einem als waldreich gekennzeichneten Küstenstreifen halt. »Hier an diesem Punkt befindet sich eine kleine Bucht. Dort sollen sie fünf Minuten vor Mitternacht eintreffen, und zwar von Süden her.«

Heilser studierte die Karte eingehend. Dann wandte er sich an Zervos. »Kennst du die Gegend dort?«

»Ja. Sie ist ausgezeichnet gewählt für diesen Zweck. Ganz einsam gelegen, viele kleine Buchten, ruhige See, gute Deckung durch Wald und auf Meilen in der Runde weder Ortschaften noch deutsches Militär.«

»Um Mitternacht«, setzte Chesney seine Erklärungen fort, »wird auf diesem Berg hier über der Bucht ein Posten sein, der dem U-Boot das Signal zum Auftauchen gibt.«

Erregt lief Heilser auf und ab. »Wir müssen den Kordon um Athen verdreifachen. Ich werde ein ganzes Bataillon längs des Fluchtweges verteilen. Und an dem verabredeten Treffpunkt wird eine Kompanie . . .«

»Halt, halt, mein Lieber, einen Augenblick«, unterbrach ihn Chesney sehr ruhig und bestimmt. »Sie haben immerhin fünfzig Millionen Drachmen für diese Information bezahlt, und da wäre es mir wirklich sehr peinlich, wenn Sie Ihren Morrison dennoch nicht bekämen.«

»Was soll das heißen?«

»Zunächst einmal unterschätzen Sie Ihre Gegner. Die haben überall ihre Leute, die jede Ihrer Absperrungen auf den Ausfallstraßen genau unter Beobachtung halten. Außerdem schicken sie jemanden voraus, ob die Chausseen ungefährdet passierbar sind. Beim ersten Anzeichen irgendwelcher Komplikationen wird dann entweder eine andere Route eingeschlagen oder in das Versteck zurückgekehrt. In dem Augenblick jedenfalls, wo Sie die Gegend mit ihren Truppen überschwemmen, wird die Geschichte sofort abgeblasen.«

»Das leuchtet mir ein, Konrad«, meinte Zervos.

»Wir dürfen sie auf keinen Fall mißtrauisch machen, indem Sie alles ringsum in Alarmbereitschaft versetzen. Sie wissen so gut wie ich, daß sich Morrison fünfzehn Jahre lang in Athen verbor-

gen halten könnte, ohne daß Sie ihn fänden. Außerdem besteht die Möglichkeit, daß er, wenn Sie ihn wieder in sein Versteck zurückscheuchen, die Stergiou-Liste durch Gott weiß wen an die Engländer weitergibt. Bisher hat er sich immer noch geweigert, jemanden ins Vertrauen zu ziehen.«

Heilser war wütend auf sich selber. Ja, Chesney hatte recht: Wenn er fünftausend Mann Militär einsetzte, würde er alles verpatzen. Eine solche Truppenbewegung könnte nicht verborgen bleiben und würde Morrison sofort wieder umkehren lassen. Und die Hoffnung, ihn in Athen zu schnappen, war tatsächlich gleich Null.

»Und was schlagen Sie vor?«

»Nun, daß Sie sich unverzüglich aufmachen, und zwar nördlich über Marathon hinaus. Von da aus ist es Ihnen sicher möglich, von der anderen Seite her vorzustoßen und somit nirgends den Fluchtweg oder die aufgestellten Sicherungsposten der Widerstandsleute passieren zu müssen. So können Sie mit, sagen wir, zwanzig bis dreißig gut bewaffneten Leuten unbemerkt im Dunkeln den vorgesehenen Treffpunkt erreichen und ihnen dort auflauern.«

Heilser studierte noch einmal die Karte und überlegte. Dann blickte er Zervos fragend an, der zustimmend nickte.

»Schön. Wir werden also gleich aufbrechen. Du sorgst dafür, daß die Sperren auf den Ausfallstraßen verschwinden, und suchst dreißig der besten Leute aus. Wir treffen uns in einer Stunde.«

»So ist das vernünftig«, bemerkte Chesney.

»Noch eins«, sagte Heilser scharf.

»Ja?«

»Sie kommen mit uns, Julius.«

»Aber mit Vergnügen, mein Lieber, mit dem allergrößten Vergnügen. Ich brenne nur so darauf, dabei zu sein.«

8

Sechs Uhr.

Lisa war schwer mitgenommen von der Nachricht. »Ich weiß, daß er kein guter Mensch gewesen ist, aber er war mein Mann«, sagte sie leise. »Ich habe irgendwie das Gefühl, versagt zu haben. Vor Jahren hätte ich ihm vielleicht noch helfen können. Er war krank – krank vor Ehrgeiz.«

»Mach dir keine Vorwürfe, Liebstes. Du hast wirklich keine Schuld.«

»Manolis tot — erschossen von den Deutschen im Averof. Wann hört all das Entsetzliche denn nur auf? Nimmt es kein Ende, Mike?«

Sechs Uhr dreißig.

»Du wirst dich bestimmt wohl fühlen in San Francisco, Lisa.«

»Halt mich fest, Mike, ganz fest — ich habe solche Angst.«

»Wir kommen durch, Lisa — ganz bestimmt.«

Sechs Uhr fünfundvierzig.

»Jetzt fängt es draußen an dunkel zu werden«, sagte Papa-Panos. »Sie werden bald kommen.«

»Panagia, Panagia«, flüsterte Lisa mit geschlossenen Augen. »Panagia — heilige Muttergottes . . .«

Sieben Uhr.

Mike versuchte sich mit einer Pfeife zu beruhigen. Er vergewisserte sich noch einmal, ob seine Pistole geladen war.

Die Falltür wurde aufgehoben. Dr. Thackery kam die Leiter herunter. Seine Taschenlampe traf die beiden dicht beieinanderstehenden Gestalten.

»Alles bereit.«

»Wo ist Thanassis?«

»Schon vorausgegangen.«

»Ist die Straße frei?«

»Merkwürdig frei sogar — beinahe beunruhigend.«

»Papa-Panos«, bat Lisa mit zuckenden Lippen, »würden Sie mit mir beten?«

»Gern, mein Kind.«

Sieben Uhr fünfundzwanzig.

Wieder schlug die Falltür auf.

Michalis kam heruntergestiegen. »Der Wagen wartet«, meldete er.

Mike holte tief Luft und faßte Lisa bei der Hand.

»Gott sei mit euch«, segnete sie Papa-Panos.

»Los, wir müssen fort«, drängte Michalis.

»Einen Moment noch«, sagte Dr. Thackery, und dann händigte er Lisa und Mike jedem eine kleine Kapsel aus.

»Sollte irgend etwas schiefgehen, schlucken Sie das hier.«
»Was ist das?«
»Zyankali.«

Still lag die kleine Bucht im Licht des Mondes. Hinter dem kurzen Sandstreifen stieg das Ufer zu einer steilen Wand empor, an der ein in den Felsen gehauener Pfad hinunterführte. Oben standen hohes Gras und Buschwerk, und dahinter kam ein Wald, der sich weit ins Gebirge hinaufzog.

Die Uhr zeigte elf.

Julius Chesney und Zervos, die beiden Dicken, keuchten und pusteten noch immer von dem beschwerlichen Marsch durch das Waldgelände.

»Verteilen Sie Ihre Leute hier oben auf der Uferwand, damit sie die Bucht überblicken können«, flüsterte Heilser dem Hauptmann zu. »Ich wünsche nicht die geringste Bewegung, ehe Sie nicht von mir ein Zeichen erhalten.«

Der Hauptmann nickte und verschwand. Er gab leise Befehle, und die Soldaten versteckten sich hinter Büsche und Felsbrocken. So bildeten sie einen dichten Ring um die Bucht, die Waffen im Anschlag . . .

»Das haben die Leute großartig gemacht«, kommentierte Chesney anerkennend. »Ich bin sicher, daß niemand etwas gemerkt haben kann.« Er wies mit seinem fetten Finger auf den südlichen Eingang zur Bucht. »Von dorther müssen sie kommen. Ruhen wir uns noch ein bißchen aus. Wir haben ja noch eine Stunde zu warten.«

Der Wagen hielt am Rand der ungepflasterten Landstraße. Ein Mann kam angerannt.

»Wo sind sie?« fragte er.

»Die beiden Jungen liegen unter Decken hinten im Wagen auf dem Boden. Der Mann und die Frau sind im Kofferraum«, erwiderte die Prostituierte Ketty.

Der Mann beeilte sich, den Deckel des Kofferraums zu öffnen, und half Lisa und Mike heraus. Beide taumelten benommen. Ketty wickelte inzwischen die beiden Kinder aus, die sofort auf ihre Mutter zuliefen.

»Ich bin Meletis«, sagte der Mann. »Ich habe den Auftrag, Sie zu dem Treffpunkt zu führen.«

Mike und Lisa hielten sich, noch schwindlig, an ihm fest.

»Wird es gehen?« fragte er besorgt.

»Eine Minute noch — wir müssen nur wieder frische Luft schöpfen können.« Mike ging auf Ketty zu. »Wir stehen ewig in Ihrer Schuld«, sagte er.

»Für die Englezi tu ich alles«, meinte Ketty burschikos, um die Rührung zu überspielen. »Ich bin froh, daß Sie sich gerade an mich gewendet haben.«

»Kommen Sie«, fuhr Meletis dazwischen. »Wir haben eine Stunde zu gehen, und für langes Abschiednehmen ist keine Zeit. Unterwegs irgendwelche Schwierigkeiten gehabt?«

»Ich bin nur einmal angehalten worden«, erwiderte Ketty. »Aber ich habe einen höchst brauchbaren Passierschein, von Herrn Heilser persönlich unterzeichnet.«

»Auf Wiedersehen, Ketty.«

»Wiedersehen, mein Englezos.«

»Eines Tages kommen wir zurück nach Griechenland — mit einer Armee, die keiner mehr hinauswerfen kann.« Er küßte sie rasch auf die Wange und eilte dann Meletis, Lisa und den Kindern nach.

Sie folgten der Uferlinie.

Fünf Minuten vor Mitternacht.

Der Hauptmann verständigte sich nochmals durch Zeichen mit seinen Leuten, ob alles in Ordnung sei, und gab es an Heilser weiter. Aller Blicke hingen am südlichen Eingang zur Bucht. Nichts war zu hören — nur das leise Anschlagen der sanften Brandung gegen den Strand und das Rascheln der Blätter.

»Wo bleiben sie?«

»Müssen jeden Moment kommen.«

Eine Minute verging — eine zweite — eine dritte . . .

Chesney machte Heilser mit einem Ellbogenstoß aufmerksam und deutete auf den Berg hinter ihnen. Ein Scheinwerferstrahl fuhr über das Wasser. Dreimal wurde das Licht an- und ausgeknipst. Heilser pochte das Herz. Endlich!

»Das war das erste Signal«, sagte Chesney und führte das Leuchtzifferblatt seiner Armbanduhr vor die kurzsichtigen Augen. »Beim nächsten Signal wird es soweit sein.«

Die angespannt Lauschenden glaubten eine leichte Unruhe im Wald hinter ihnen zu vernehmen.

»Sie kommen«, flüsterte Chesney.

Er schaute unentwegt auf eine Uhr, volle fünf Minuten lang und richtete nun den Blick wieder erwartungsvoll auf den Berg. Nun kam es wieder, das dreimalige Aufblenden des Lichts.

Dann stand Chesney auf und reckte sich mit asthmatischem Schnaufen. »Tja, Konrad, das Spiel ist aus«, sagte er laut und unbekümmert.

Heilser starrte ihn mit offenem Mund an.

»Sie müssen schon entschuldigen, mein Lieber. Das U-Boot existiert tatsächlich, nur habe ich leider zu erwähnen vergessen, daß es auf der anderen Seite der Halbinsel wartet, etwa hundert Kilometer von hier. Wenn meine Berechnungen stimmen, dann müßten Lisa und Morrison genau in diesem Augenblick an Bord gehen.«

»Packt ihn!« kreischte Heilser. »Packt ihn!«

»O nein, mein Lieber, auch das nützt nichts mehr. Das Signal da oben veranlaßte nämlich zweihundert Mann, durch den Wald zu kommen. Partisanen nennen Sie diese Leute wohl, nicht? Das zweite Signal besagte, daß Ihre Soldaten umstellt sind.«

Atemlos stürzte der Hauptmann heran. »Wir sind umzingelt!«

»Geben Sie Ihren Leuten Befehl, die Waffen niederzulegen, Hauptmann. Jeder Widerstand ist nutzlos. Ich möchte nämlich wirklich nicht als Märtyrer der griechischen Sache sterben. Auf das leiseste Zeichen von mir oder unserem gemeinsamen Freund Professor Thanassis hin würde es ein fürchterliches Blutbad unter Ihren Leuten geben.«

Heilser erhob sich mit schweren Gliedern. Er blickte sich um. Über dem Gestrüpp, hinter Bäumen, überall blitzten die Gewehrläufe der griechischen Partisanen. Die Bucht lag menschenleer. Heilser wurde immer blasser.

»Die Leute sollen sich ergeben«, befahl er dem Hauptmann mit rauher Stimme. Dann drehte er sich zu Chesney um. »Bilden Sie sich nur nicht ein, daß Sie damit ungestraft davonkommen.«

»Ach, ich weiß nicht, Konrad. Bis man Ihre Leiche findet — falls man sie überhaupt finden sollte —, sitze ich längst gemütlich an der Bar im Londoner Presseclub. Vergessen Sie nicht, Konrad, wie gut Sie auf meinen Rat hin dafür gesorgt haben, daß diese Aktion geheim blieb. Wer weiß denn überhaupt, wo Sie stecken?«

Zervos, der wie vor den Kopf geschlagen am Boden gesessen hatte, krabbelte hastig auf die Füße und taumelte mit angstgeweiteten Augen auf Chesney zu. »Julius«, stammelte er, »Julius — ich bin reich. Fünfzig, nein, hundert Millionen Drachmen — zwei-

hundert Millionen — bitte — bitte!« Er fiel auf die Knie und küßte Chesney die Hand.

Ein Schuß knallte.

Zervos fuhr sich mit der Hand gegen den Leib, sackte schwer zur Seite und war tot.

»Widerlicher Kollaborateur!« knurrte Heilser und reichte Chesney seine rauchende Pistole. »Leute, die ihr eigenes Vaterland verkaufen ... Ich muß gestehen, Julius, daß ich Sie unterschätzt hatte. Ich hätte wissen müssen, daß Sie zwar gerissen, aber kein gemeiner Verräter sind.«

»Nicht doch«, sagte Chesney und schleuderte die Pistole von sich, »diese Dinger machen mich immer gräßlich nervös.«

»Ich werde Ihnen das Theater von Zervos ersparen«, erklärte Heilser mit schmalen Lippen, »und ohne Szene sterben.«

»Ich möchte Ihnen gestehen, Konrad, daß ich nicht ausschließlich aus patriotischen Gründen gehandelt habe. Aber mein Gewissen setzt mir immerhin Grenzen. Es gibt Dinge, die tut man einfach nicht. Sie verstehen, nicht wahr, mein Lieber?«

Thanassis kam auf sie zu. »Die Deutschen sind zusammengetrieben und entwaffnet. Machen wir also Schluß.«

»Sie wollen mich gleich jetzt erschießen?«

»Leider ja. Es bleibt uns nichts anderes übrig.«

Konrad Heilser schritt langsam auf einen Felsblock zu, zündete sich eine Zigarette an und wartete. Chesney gab Thanassis ein Zeichen, noch einen Augenblick innezuhalten. Er trat neben den Deutschen. Heilser war völlig ruhig und gelassen. Er hatte das Spiel verloren — er war bereit zu zahlen.

»Sagen Sie mir noch, Julius: Wie haben Sie das gemacht?«

»Ein genialer Plan, muß ich sagen. Die Widerstandsleute sahen sich vor einer fast unlösbaren Aufgabe: Lisa und Morrison unbemerkt aus Athen herauszubringen. Thanassis kam zu mir mit der Idee, daß ich als Lockvogel fungieren und Sie an die falsche Stelle dirigieren sowie zur Aufhebung der Straßensperren bewegen solle. Sie haben der Untergrundbewegung unschätzbare Dienst geleistet, Konrad.«

»Und die Geschichte obendrein finanziert.«

Chesney neigte sich vertraulich an sein Ohr. »Seien Sie ein anständiger Kerl, Konrad, und verraten Sie Thanassis nicht, wieviel Sie mir gezahlt haben. Ich habe meinen Anteil ein bißchen manipuliert, aber wie ich höre, will Thanassis von dem, was auf ihn entfällt, sowieso nur Waffen für die Bewegung kaufen.«

»Wir müssen uns beeilen«, rief Thanassis.

»Wissen Sie, Konrad, auch wenn Sie Morrison geschnappt und womöglich die Namen der Stergiou-Liste doch noch erfahren hätten, glaube ich, ehrlich gesagt, nicht, daß das letzten Endes viel ausgemacht hätte. Ach ja, die Welt ist voller Amateuragenten, bei denen man nie wissen kann, was sie tun werden – wie Michael Morrison oder Lisa Kyriakides. Sie geraten in Versuchung, sie lassen sich von Gefühlen leiten, sie ringen mit ihrem Gewissen, aber zum Schluß landen sie dann doch auf dem Pfad der Gerechten. Und von ihrem Schlag gibt's zu viele auf der Welt für Schurken wie uns beide, mein Lieber.«

»Machen wir Schluß«, sagte Heilser leise und trat die Zigarette aus. »Ich bin bereit.«

Morgendämmerung.

Das U-Boot hatte die Gefahrenzone hinter sich gelassen und war aufgetaucht.

Lisa stand mit ihren beiden Kindern an Deck. Mit einer zärtlichen Bewegung legte Mike den Arm um ihre Schulter, als jetzt im Dunst der Ferne die Küste Nordafrikas sichtbar wurde.

Leon Uris – seit »Exodus« und »Topas« bekannt für ebenso spannende wie literarisch anspruchsvolle Romane, bestätigt auch mit diesem Buch wieder sein großes Können.

Ein amerikanischer Schriftsteller kommt wegen einer Erbschaftsangelegenheit nach Athen und gelangt durch Zufall in den Besitz eines Geheimdokuments, das von der Gestapo gesucht wird. Als die deutschen Truppen Athen besetzen, muß er um sein Leben fürchten. Mit einer schönen Griechin, die auf Seiten der Untergrundbewegung kämpft, wagt er die abenteuerliche Flucht.

Leon Uris, 1924 in Baltimore (USA) geboren, verließ mit 17 Jahren die Schule und trat in das US-Marinecorps ein. Er kämpfte auf Guadalcanal und bei Tarava. Dem Einsatz des Marinecorps widmete er auch sein erstes Buch »Schlachtruf«. Es wurde ein großer internationaler Erfolg, den er jedoch mit »Exodus« noch übertraf. Beide Romane sowie »Mila 18« und »Topas« liegen bereits als Heyne-Taschenbuchausgaben vor. Alle weiteren Uris-Romane, »Entscheidung in Berlin« und »QB VII«, werden ebenfalls als Heyne-Taschenbücher erscheinen.

EIN HEYNE-BUCH